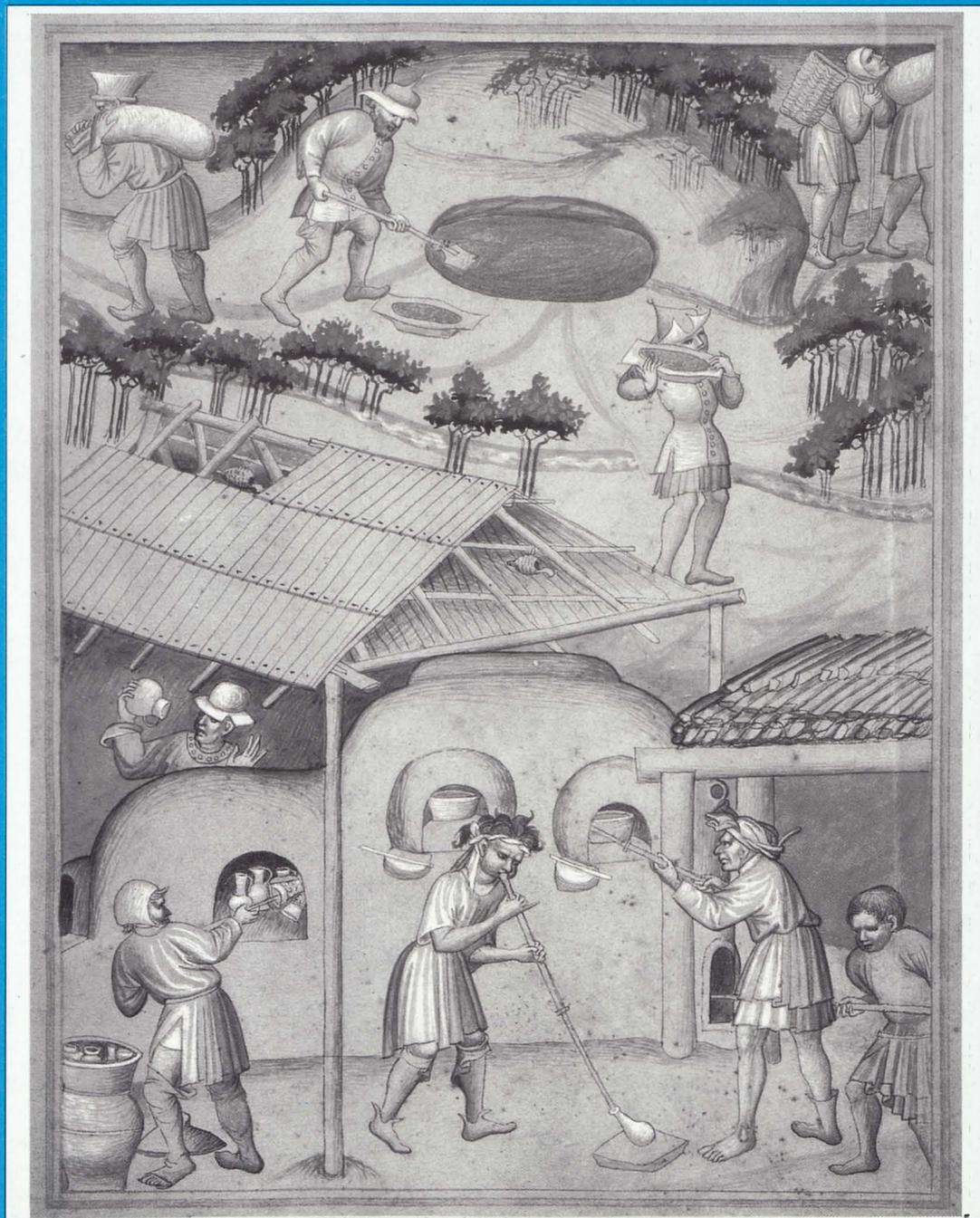


Das Waldviertel

41. Jahrgang

1992

Heft 3



INHALT

Thomas Winkelbauer: Von Hüttenmeistern und Glasmachern, Aschenbrennern und Flußsiedern. Zur Geschichte der Glaserzeugung im böhmisch-österreichischen Grenzgebiet vom späten 16. bis ins frühe 19. Jahrhundert	225
Bertrand Michael Buchmann: Adelige und geistliche Grundherrschaften vom 10. bis ins 20. Jahrhundert. Am Beispiel des politischen Bezirkes Krems. 2. Teil: Spätmittelalter	253
Bohumír Smutný: Bemühungen um die Errichtung einer Eisenbahnverbindung zwischen Südwestmähren und dem Waldviertel	273
Monika Griebel / Wolfgang Schausberger: Bestandsaufnahme der ur- und frühgeschichtlichen Sammlung des Höbarthmuseums in Horn — ein Erfahrungsbericht	280
Hans Kapitan: Restaurierungsarbeiten an Büchern der Bibliothek des Stiftes Altenburg	287
Norbert Silberbauer: Texte	290
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	291
Buchbesprechungen	302
Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes	324

TITELBILD:

Spätmittelalterliche Glaserzeugung, wahrscheinlich (Süd-)Böhmen, frühes 15. Jahrhundert. Zwei Glasmacher arbeiten an einem Ofen mit zwei Öffnungen an der sichtbaren Seite. Links davon nimmt ein Arbeiter fertiges Glas aus dem Kühllofen. Rechts ein Schürer bei der Regulierung des Feuers. Hinter dem Kühllofen betrachtet bzw. prüft der Glasmeister (?) einen fertigen Krug. Ein auf vier Pfosten ruhendes Dach mit einem Loch für den Rauchabzug schützt den Ofen vor der Witterung. Auf der Holzkonstruktion rechts davon werden Brennscheiter getrocknet. Im Hintergrund wird Sand (oder Töpferton für die Herstellung der — in den Arbeitsöffnungen des Glasofens sichtbaren — Glashäfen) gegraben und weggetragen, zwei Arbeiter tragen in Säcken einen Rohstoff (Pottasche?), ein Glas-träger (?) transportiert in seinem Korb vielleicht Glas zum Markt oder zu Kunden.

(Miniatur aus einem Manuskript des Reisebuchs von Sir John Mandeville, wahrscheinlich böhmisch, um 1420.
British Library, MS Add. 24 189)

Symposium 1992

KONTAKTE UND KONFLIKTE

Aspekte eines Jahrtausends „gemeinsamer Geschichte“
in Südböhmen, Südmähren, im Mühl-, Wald- und Weinviertel

Zwettl, Handelskammer, 24. bis 27. Oktober

Wissenschaftliche Leitung: Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer

Tagungsprogramme und Auskünfte:

HOL Brigitte Prinz, 3910 Zwettl, Kampsiedlung 20

Telefon 02822/32982

Thomas Winkelbauer

Von Hüttenmeistern und Glasmachern, Aschenbrennern und Flußsiedern

Zur Geschichte der Glaserzeugung im böhmisch-österreichischen Grenzgebiet
vom späten 16. bis ins frühe 19. Jahrhundert*)

... eine der wichtigsten und wunderbarsten Werkthätigkeiten des menschlichen Kunstgeschickes...

Johann Wolfgang von Goethe, Aus meinem Leben (aus Anlaß der Erwähnung eines Glashüttenbesuchs in Goethes Straßburger Zeit, um 1770)

Währlich! das Werk in Glashütten wäre des unsterblichen Sängers von der Glocke würdig gewesen.

Johann Anton Friedrich Reil, Der Wanderer im Waldviertel (Conclusio der Schilderung seines Besuchs in den Waldviertler Glashütten Schwarzau und Joachimsthal im Jahre 1815)

... auf meine Phantasie wirkten diese, wie Höllenrachen im weiten, dämmrigen Raum der Hütte lodernnden, funkensprühenden Glutöfen; ich sah das feurig-flüssige Glaselement in seinen brodelnden Hexenkesseln...

Robert Hamerling, Stationen meiner Lebenspilgerschaft (über die Glashütte Georgenthal bei Gratzen in Südböhmen um 1840)

Südböhmen und der Böhmerwald, der Bayerische Wald, das oberösterreichische Mühlviertel und das niederösterreichische Waldviertel bildeten seit dem 14. Jahrhundert eine

*) Erweiterte Fassung eines am 14. März 1992 im Museum Alte Textilfabrik in Weitra gehaltenen Vortrags. Die vollständigen Quellen- bzw. Literaturbelege finden sich in den folgenden Arbeiten des Verfassers: Studien zur Geschichte der Wald- und Mühlviertler Glashütten, ihrer Glasmeister und Arbeiter im 17. und 18. Jahrhundert (Ungedr. Staatsprüfungsarbeit am Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Wien 1986). — Rechtliche Grundlagen für die Errichtung und Führung von Glashütten in Ober- und Niederösterreich, in: Unsere Heimat 60 (1989) 3-13. — Glück und Glas. Glas- und Spiegelerzeugung im 17. und 18. Jahrhundert, in: Magie der Industrie. Leben und arbeiten im Fabrikszeitalter. Katalog der NÖ. Landesausstellung 1989 (Wien-München 1989) 280-295. — Die Glashütten des Gföhlerwaldes, in: Versuche und Ansätze zur Industrialisierung des Waldviertels, hg. von Helmuth Feigl und Willibald Rosner (Studien und Forschungen aus dem NÖ Institut für Landeskunde 12, Wien 1990) 149-228. — Vom Waldglas zum Böhmischem Kristall. Grenzüberschreitende Verflechtungen in einer Glashüttenlandschaft im 17. und 18. Jahrhundert (Böhmerwald, Bayerischer Wald, Mühl- und Waldviertel), in: Gewerbe und Handel vor der Industrialisierung, hg. von Joachim Jahn und Wolfgang Hartung (Regio historica. Forschungen zur süddeutschen Regionalgeschichte 1, Sigmaringendorf 1991) 183-203.

homogene Glashüttenlandschaft, wobei der Schwerpunkt und der Motor der Entwicklung zweifellos in Böhmen lagen. Das kommt zum Beispiel darin zum Ausdruck, daß der kunsthistorische Terminus „böhmisches Glas“ häufig auch das in Ostbayern, Ober- und Niederösterreich erzeugte Hohlglas mit einschließt bzw. daß es (zumindest vor dem 19. Jahrhundert) schwer ist, bei einem bestimmten Hohlglas mit Sicherheit zu sagen, es stamme nicht aus einer böhmischen, sondern aus einer bayerischen oder österreichischen Hütte.

Standortbedingungen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Waldglashütten

Die wichtigsten natur- und kulturräumlichen Voraussetzungen für die Errichtung von Glashütten in Mitteleuropa lassen sich für die Zeit vom Hochmittelalter bis zum Übergang zur Großindustrie im 19. Jahrhundert kurz folgendermaßen zusammenfassen:

- gesicherte Versorgung mit Holz, das zur Feuerung der Öfen, noch vielmehr aber zur Gewinnung von Pottasche in großen Mengen benötigt wurde;
- Nähe des Rohstoffs Quarz, der in Steinbrüchen und/oder in Form von Sand (Sandgruben bzw. Bachsand) gewonnen wurde;
- Versorgung mit fließendem Wasser als Energiequelle für den Kies- bzw. Sandpocher;
- nicht allzuweit entfernte Lager von weißem Hafenton für die Herstellung der Glashäfen, in denen die Glasmasse zum Schmelzen gebracht wird, und für den Ofenbau;
- geographische Nähe bzw. günstige Verkehrslage zu den Absatzmärkten, d. h. Anbindung an das Fernstraßennetz (etwa an das alte Saumwegenetz des „Goldenen Steigs“ mit seinen drei Hauptpfaden von Passau nach Prachatitz/Prachatice, Winterberg/Vimperk und Bergreichenstein/Kašperské Hory) und/oder an die Wasserwege (in unserem Fall insbesondere Donau und Moldau).

Nur Kalk, der im Kristallin relativ selten vorkommt, mußte oft über größere Entfernungen auf der Achse zu den Glashütten gebracht werden (z. B. aus den Kalksteinbrüchen bei Schüttenhofen/Sušice im Böhmerwald).

Im süddeutsch-österreichischen Raum war die Glasproduktion bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts an die Klöster gebunden. Die Glasmacher waren wahrscheinlich größtenteils Hörige („servi“, „famuli“). Erst seit dem späten 13. Jahrhundert, nachdem die Nachfrage des städtischen Bürgertums, des Adels und der Fürstenhöfe nach Hohl- und Fensterglas rasant gestiegen war, treten bürgerliche Glasmacher auf. Die Glaserzeugung löste sich von den Klöstern und verlagerte sich aus dem Altsiedelland in die bewaldeten Randzonen. Die Gründung von Glashütten stand in engem Zusammenhang mit dem inneren Landesausbau sowie mit der bäuerlichen Ostsiedlung, an der sich die Glasmeister zum Teil direkt als Rodungsleiter (Lokatoren) beteiligten. Die Blüte der Städte und die zahllosen Kirchenbauten führten dazu, daß seit dem 13. Jahrhundert in allen großen Waldgebieten Mitteleuropas Glashütten errichtet wurden. In der durch die Pestzüge und Kriege des Spätmittelalters verursachten Wüstungsperiode von der zweiten Hälfte des 14. bis zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stiegen die Glasmacher von den deutschen Mittelgebirgen und den Randgebirgen Böhmens hinunter und ließen sich in ganz oder zum Teil öd gewordenen Dörfern nieder. Nach der Überwindung der Wüstungskrise seit Beginn des 16. Jahrhunderts übten viele Grundherren (u. a. durch die Sperrung der Holznutzung) Druck auf die Auflassung

vieler der älteren Glashütten aus oder sie kauften sie auf. „Die Glashütten suchten neue Standorte höher im Gebirge; und da die Nachfrage nach Glaswaren weiter stieg, vermehrte sich ihre Zahl rasch. Manchmal kamen sie in unmittelbare Nachbarschaft von Hütten des 14. Jahrhunderts, ja in die gleichen Orte zu liegen. Dazu wurden neue Gebiete erschlossen, so daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den böhmischen Kessel fast allseits ein Kranz von Glashütten umgab und deren Kette sich bis in die Karpaten fortsetzte.“ (Walter Kuhn) Die Gründung von Waldglashütten ging oft dem Vordringen des Ackerbaus auf die Grenzertragsböden der bewaldeten Mittelgebirge an den Rändern der mitteleuropäischen Altsiedellandschaften voraus bzw. mit diesem parallel. Nachdem im Zuge der Brennholz- und Pottaschebeschaffung für die Glaserzeugung die nötigen Grundstücke gerodet und die Holzschläge in Äcker, Wiesen und Weiden umgewandelt worden waren, wurden Meierhöfe zur Versorgung der Hüttenleute errichtet. Nach der Auflassung bzw. der Verlegung der Glashütte tiefer in den Wald hinein, blieben der Meierhof und eine größere oder kleinere Zahl von Waldbauern- und Waldhäuslerstellen zurück.

Im 16. Jahrhundert zogen Mitglieder mehrerer erzgebirgischer Glasmeisterfamilien (u. a. der Schürer und der Preisler) aus dem vom Bergbau beherrschten Gebiet fort, um sich in Landschaften mit niedrigeren Holzpreisen niederzulassen, nicht zuletzt im Bayerischen und im Böhmerwald. Erst seit ungefähr 1680, nach der Überwindung des vom Dreißigjährigen Krieg verursachten Absatzrückgangs, setzte in Böhmen in großem Umfang die Errichtung neuer Glashütten durch Einheimische ein. Im folgenden Jahrhundert wurde Böhmen mit seinem durch Schliff und Schnitt verzierten Kristallglas zum führenden Land der europäischen Glaserzeugung.

Die Waldglashütten und ihre „Belegschaft“

Die böhmischen und österreichischen Glashütten der frühen Neuzeit waren eine Art großer Holzschuppen auf steinernen Grundmauern mit einer oder mehreren Öffnungen im steilen Satteldach, durch die die Abgase der Öfen abziehen konnten. Der Boden war zumindest in manchen Hütten schon im 16. Jahrhundert gepflastert. Häufig dürfte es drei Öfen gegeben haben: einen „Werkofen“ für die Erzeugung von Hohlglas, einen Streck- oder Tafelofen für die Flachglasproduktion sowie einen Kühlofen (Temperofen) für das langsame Abkühlen der Gläser. Letzterer wurde, wenn er auch zum Kalzinieren der Pottasche und des Kieses verwendet wurde, auch „Asch(e)ofen“ oder Kalzinierofen genannt bzw., wenn er auch zum Trocknen der Brennscheiter für den eigentlichen Glasofen diente, auch Dörr- oder Bratofen. Eine Ecke der Hütte diente als Gemengekammer. Dort wurde der Glassatz (Gemenge, Fritte) — das ist die Mischung der Rohstoffe — für die Schmelze vorbereitet. In der Nähe der Hütte befanden sich das Glasmeisterhaus, die Glaskammer(n) (zur Lagerung der fertigen Produkte), die Materialkammer, gegebenenfalls das Hüttschreiberhaus, der Meierhof, der Bierkeller, der Sandpocher (Pochmühle) sowie die Häuser bzw. Holzhütten der Glasmacher, Schürer, Aschenbrenner, Glasveredler und Holzhacker. Die Glasarbeiter waren entweder Inleute, die nur ein Zimmer gemietet hatten, oder aber — vor allem wenn sie verheiratet waren und Kinder hatten — Besitzer eines mit einer „Nebenerwerbslandwirtschaft“ verbundenen Kleinhauses. Alle Glasmacher und auch die anderen Arbeiter bei den Waldglashütten trachteten danach, einen Teil ihrer Nahrungsmittel selbst zu erzeugen. Sie kauften oder pachteten einzelne Äcker und Wiesen, nach Möglichkeit ein Kleinhaus mit Grundbesitz, und hielten mindestens eine Kuh. Besonders für die Alters- und Invaliditätsversorgung der Glasarbeiter, aber auch als Vorsorge für den Fall der Liquidie-

rung der Glashütte, spielte der Besitz eines Häusels, d. h. die Möglichkeit, den Lebensabend als Kleinhäusler, Ausnehmer oder Inwohner zu verbringen, eine große Rolle.

In den hier behandelten Regionen waren weder die Hüttenmeister noch die Glasmacher jemals zünftisch organisiert — im Unterschied zur Blütezeit der Glaserzeugung im Spessart und den im Norden an diesen anschließenden Glashüttenlandschaften (Rhön und Vogelsberg), wo sich im Jahre 1406 vierzig Glasmeister zwecks Hintanhaltung ruinöser Konkurrenz und Überproduktion zu einer Zunft zusammenschlossen. Die Bundesordnung der „gleser uff [und] umb den Spethbart“ wurde dann 1537 nahezu unverändert als Statut des hessischen Glasmacherbundes übernommen, dem 1557 über 200 Glasmacher angehörten. Nach Streitigkeiten und Abspaltungen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verlor allerdings auch der hessische Bund im 17. Jahrhundert seine Bedeutung. In Venedig gehörten seit dem 13. Jahrhundert Ofenbesitzer und Glasmachermeister der Glasmacherzunft an. Im 16. Jahrhundert wuchs die Zahl der venezianischen Spiegelmacher so stark, daß sie 1564 eine eigene Gilde bildeten.

In der Habsburgermonarchie hingegen schlossen sich nur die Glasveredler (Glasmler, Vergolder, Graveure, Schleifer, Schraubenmacher) in den Zentren der böhmischen Glasveredelung und des böhmischen Glashandels, im Kreibitz-Steinschönauer und im Gablonzer Gebiet in Nordböhmen, seit dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts zu Zünften zusammen. Ungefähr bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts standen die Raffineure in den Diensten der Hüttenmeister. Auch die Glasträger, die — mit Hilfe von Buckelkraxen und Scheibtruhnen — den Handel mit den gläsernen Produkten besorgten, waren ursprünglich ganz von den Produzenten (d. h. von den Glasmeistern) abhängig. Den Fernhandel besorgten um 1600 und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vor allem Kaufleute süddeutscher Städte, insbesondere Nürnbergs, zum Teil über Vermittlung von Bürgern aus Städten in der Nähe der Glashütten. Mit dem enormen Steigen des Produktionsvolumens der böhmischen Glashütten und des Exports in alle Welt kamen seit dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts immer mehr selbständige einheimische Glashändler auf, die sich zum Teil aus den Reihen der Glasträger, zum Teil aus jenen der Meister der Veredelungsgewerbe „emporarbeiteten“. Die wohlhabenden Glashändler brachten seit ungefähr 1670 die Veredelung und Endfertigung der Gläser in Nordböhmen in ihre Hand. Sie bestellten und kauften bei den Glashütten die „Halbfabrikate“ und ließen sie im Verlagssystem von Malern, Schleifern, Diamantreißern und Glasschneidern in Heimarbeit veredeln. Der erwähnte Zusammenschluß der Glasveredler zu Zünften ist wohl als Folge dieser Entwicklung zu verstehen und als Versuch, sich gegen die lohndrückenden Praktiken der als Verleger auftretenden Händler zur Wehr zu setzen.

Damit ergibt sich eine gewisse Analogie zur Montanindustrie, wo es Zünfte auch nicht in der Eisenproduktion, sondern nur in der Eisenverarbeitung gab. Die Eisenverhüttung und die Glaserzeugung waren, zusammen mit den Salinen, die größten „Holzfresser“ des Mittelalters und der frühen Neuzeit und daher, im Unterschied zu den bürgerlichen Zünften der Städte und Märkte, in ihrer Existenz völlig von den adeligen, geistlichen und fürstlichen Waldbesitzern abhängig.

Trotz der vergleichsweise winzigen Betriebsgröße der Glashütten gab es übrigens noch weitere Parallelen zu Bergbau und Montanindustrie. Während der Gesellenstatus im Handwerk nur eine Durchgangsphase auf dem Weg zur Meisterschaft war, konnten nur ganz wenige Bergknappen zu Gewerken aufsteigen. Ebenso gelang nur wenigen Glasmachern der Aufstieg zum selbständigen Hüttenmeister (d. h. vom Lohnarbeiter zum Unternehmer).



Arbeit in einer Glashütte des 16. Jahrhunderts. Links im Hintergrund das Hüttenwirthshaus, rechts ein Glasträger mit Buckelkraxe.

Holzschnitt aus: Georg Agricola, De re metallica libri XII (Basel 1556)
(Repro: Johann Fenz)

Wie die Gewerken für die in ihrem Haushalt lebenden Berg- und Hüttenarbeiter die nötigen Lebensmittel beschafften, so wurden auch die Glasmacher nur zum Teil mit Bargeld entlohnt, zum Teil erhielten sie für sich und ihre Familien vom Hüttenmeister bzw. von der Grundherrschaft jene Lebensmittel (Fleisch, Mehl oder Brot, Bier u. a.), die sie nicht in ihren kleinen Landwirtschaften selbst erzeugten (Trucksystem). Während Handwerksge-sellen meist nicht heiraten durften, war den Bergknappen die Eheschließung grundsätzlich möglich. Die Glasmacher(gesellen), die — mit Hilfe eines „Eintragbuben“, der ihnen den Model hielt, das fertige Glas in den Kühlöfen trug und den Bierkrug nachfüllte — an ihrem Ofenloch („Werkstatt“) selbständig arbeiteten, waren meist verheiratet und hatten oft zahlreiche Kinder.

Die Glasmacher galten als wanderlustiges, unstetes Volk. Sie heirateten meist untereinander und hatten kaum Kontakte zur bäuerlichen Bevölkerung. Georg Christoph Castello, der Pfleger der Herrschaft Gföhl im Waldviertel, schrieb 1670 in einem Bericht an den Herrschaftsinhaber Graf Sinzendorf: „Wie ich gesehen, so seint die glassmacher in einem modl gossen, welche alle liederlich und rechter zigeuner arth seint (. . .).“ Die Mobilität der Glasmacher hat freilich nichts mit einem angeborenen „Wandertrieb“ zu tun, vielmehr „wanderten“ sie auf der Suche nach Arbeit oder nach besseren Löhnen im Laufe ihres Lebens oft durch mehrere Länder (etwa: Bayern, Böhmen und Österreich) und die Wälder zahlreicher Grundherren. Bei der Auflassung einer Glashütte zog manchmal ein Großteil der Glasarbeiter unter der Leitung des Hüttenmeisters weiter, um in einer neugegründeten Hütte die Arbeit fortzusetzen. Wenn es keine Möglichkeit der geschlossenen Übersiedlung auf eine andere Hütte gab, zerstreuten sich die Arbeiter (jedenfalls die nicht durch Haus und Grund gebundenen) in alle Himmelsrichtungen. Die Auflassung von Glashütten traf die Hüttenleute (Glasmacher, Schürer etc.), wenn es ihnen nicht möglich war, ihren Lebensunterhalt fortan in der Landwirtschaft zu gewinnen, eventuell kombiniert mit irgendwelchen „Nebenbeschäftigungen“ (z. B. Schindelmachen, Rechenmachen, Erzeugung von Weinstecken usw.), oft sehr hart. Arbeitslosigkeit und Not scheinen etwa die Folge der Auflösung der Glashütte Kaltenbrunn bei Oberplan 1713/14 gewesen zu sein. Als die Glashütte Sonnenwald im Mühlviertel 1789/90 den Betrieb einstellte, mußten die vier Glasmacher, die neben der Wohnung vom Stift Schlägl je zirka 2 Joch „Wies-Flecke“ und kleine „Krautackerl“ gepachtet hatten, ihre Wohnungen bis Georgi räumen und sich „um ein anderes Ort umsehen“. Auch der Schürer „in dem Häusel in der Au“ mußte seine zwei Krautackerl und die „Graserei“ aufgeben und bis Georgi (23. April) die „Wohnung räumen und anderstwo sein Auskommen suchen“. Dem Hüttenmeister Anton Hauer gewährten die Chorherren eine Abzugsfrist bis Allerheiligen. (Er wandte sich übrigens in das erst seit einem Jahrzehnt zu Österreich gehörende Innviertel und errichtete 1791 nördlich des Dorfes Schnee-gattern am Kobernauberwald eine „k. k. priv. Glasfabrik“, deren erste Glasmacher von der aufgelassenen Glashütte Sonnenwald und aus Böhmen kamen.) Bei dem unbehausten Holzhacker Godefrid Graf, der einen 4 Joch großen „Wiesfleck“ in Pacht hatte, findet sich die Notiz: „Wenn die Glasmacher abziehen werden, wird ihme eine Wohnung angewiesen werden.“

Die Lebenserwartung der Glasmacher war im allgemeinen gering. Die extreme Hitze am Ofen, der häufige Temperaturwechsel, das gleißende Licht, die Überanstrengung der Lunge, das Hinunterstürzen des kalten Bieres und das verbreitete Arsenikschnupfen (zwecks Aufputschung) schädigten den Organismus des Glasmachers, insbesondere die Lunge und die Augen. Abraham a Sancta Clara zufolge („Etwas für alle“, 1699) glaubten

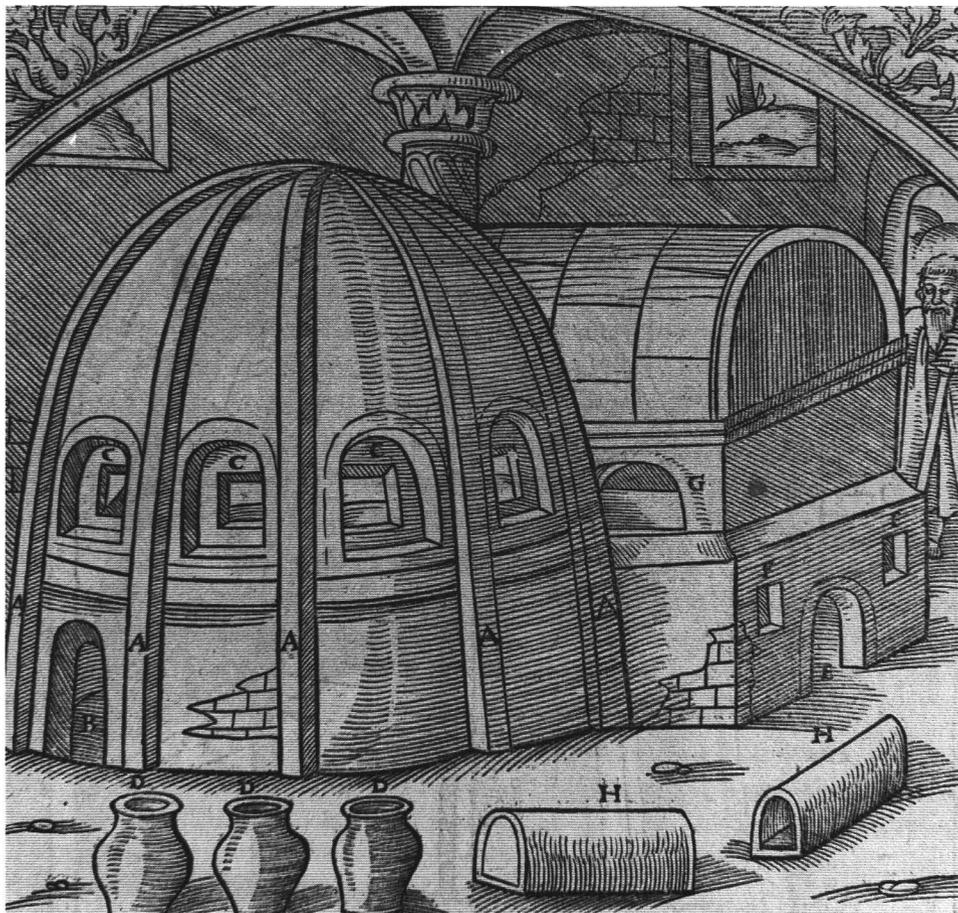
die Glasmacher, „weil sie die Wein-Gläser machen / daß ihnen das Sauffen vor anderen gebühre“. Tatsächlich bewirkten die körperlichen Anstrengungen des Glasblasens in unmittelbarer Nähe des hitzestrahrenden Ofens einen sprichwörtlichen „großen Durst“, den die Glasmacher freilich in unserem Raum nicht mit Wein, sondern fast ausnahmslos mit Bier zu löschen pflegten. Der Bierkonsum der Arbeiter der Glashütte (Alt-) Nagelberg bewegte sich um 1810 zwischen 3 und 12 Litern pro Kopf bzw. Familie täglich. Rund ein Drittel des Verdiensts wurde für Bier ausgegeben. Der Verkauf von alkoholischen Getränken und von Nahrungsmitteln war ein einträgliches Nebengeschäft der Betreiber der Glashütten. 1669 beispielsweise lieferte die Herrschaft Gföhl aus der herrschaftseigenen Brauerei 216 Eimer Bier (ca. 12 500 Liter) an die Glashütte im Gföhlerwald, das vom Hüttenschreiber mit einem Gewinn für die Herrschaft von fast 100 Prozent an die Belegschaft „verleutget“ wurde. 1707 wird berichtet, daß die Glasmacher von der Herrschaft Gföhl Bier, Fleisch und Getreide geliefert bekommen und daß ihnen diese „Victualien“ — „in Ansehen ihres hohen Verdiensts“! — teurer verrechnet (d. h. vom Lohnkonto abgezogen) werden, als sie sonst „gangbar“ sind.

Im Falle der Krankheit oder Arbeitsunfähigkeit entbehrten die Glashüttenarbeiter der sozialen Sicherungen sowohl des zünftigen Handwerks als auch der Bruderschaften der Bergknappen. Die größte erreichbare Sicherheit und Würde im Alter bot Glasarbeitern und ihren Frauen das Ausnehmerdasein, bei dem sie einen Anspruch auf bestimmte vertraglich fixierte Leistungen hatten. Wer im Alter und bei Arbeitsunfähigkeit nicht anders versorgt war, dem konnte der Betreiber der Glashütte (der Hüttenmeister oder die Grundherrschaft) gnadenhalber den Lebensunterhalt gewähren. Die Glasmeister von Schöneben und Karlstift bezeugten 1739 auf Anfrage der Herrschaft Ruttenstein, „daß es bey denen Glaßhütten eine alte Gewohnheit seye, daß, wan ein Schirer miserabl werde oder erarmen solte, ein solcher seine Nahrung bey denen Glaßhütten zu suchen und das Geschenck [= Almosen] gleich denen Glaßergsölln [= Glasmachern] abzuholen habe, die erzeugente Kinder auch gemeiniglich bey denen Hütten auferzogen werden, woselbst sye jederzeit ihre Nahrung zu gewinnen Gelegenheit finden und haben“. Der Glasmeister Anton Hauer, der 1778 die Glashütte Sonnenwald des Stiftes Schlägl in Pacht nahm, erklärte sich bereit, den ganz „untauglichen“ Arbeitern das Gnadentrot zu reichen.

Die Glasmeister bildeten eine Art bürgerliches Element in den Wäldern der Feudalherren, obwohl sie weitgehend ähnliche Lasten zu tragen hatten wie bäuerliche Untertanen. So mußte sich beispielsweise Christoph Reichenberger, als er 1639 die neuerbaute Glashütte Sonnenschlag in den Wäldern des Stiftes Schlägl kaufte, verpflichten, bei Verkauf oder Vererbung das Freigeld bzw. die Todfallsgebühr in Höhe von 10 Prozent des Kaufpreises bzw. des Schätzwerts an die Grundherrschaft zu entrichten, den Zehent zu leisten und für Steuer, Dienst und Robotgeld jährlich 50 Gulden an das Stift zu zahlen. Die gehobene soziale Stellung der Glasmeister kommt zum Beispiel darin zum Ausdruck, daß nicht selten herrschaftliche Pfleger Taufpaten ihrer Kinder waren. Einzelne besonders erfolgreiche Glasmeister wurden sogar in den Adelsstand erhoben — beispielsweise im Jahre 1785 die Poschinger, in deren Hand sich seit 1605 die Glashütte Frauenau im Bayerischen Wald und das damit verbundene Hüttengut befanden.

Zu ihren Arbeitern hatten die Hüttenmeister fast immer ein patriarchalisches Verhältnis. Hüttenmeister Georg Landgraf etwa, der 1654 die Glashütte Sonnenschlag von seinem Stiefvater Reichenberger übernommen hatte, war in den folgenden Jahrzehnten bei allen Hüttenhochzeiten einer der Heiratsleute (Trauzeugen). Besonders in der Krise der böhmischen

schen Glaserzeugung seit ungefähr 1770 (zurückzuführen vor allem auf die Konkurrenz des englischen Bleikristallglases und den Aufbau eigener Glasindustrien in vielen ehemaligen Exportländern des böhmischen Glases) dürften sich die Beziehungen zwischen Glasmeistern und Hüttenleuten verschlechtert haben. 1785 äußerte der Glasmeister Anton Hauer von der Glashütte Sonnenwald den Wunsch, bei der Glashütte eigene Holzhacker anzusiedeln, die durch Strafen von seiner Seite und seitens der Herrschaft gezwungen werden sollten, seine Anweisungen zu befolgen. Auch die Schürer und Holzfuhreute sollten vom herrschaftlichen Forstamt gezwungen werden, Hauer zu gehorchen — was der Schlägler Abt allerdings ablehnte.



Glasofen (links) und Kühlöfen einer Glashütte, die durch eine Öffnung miteinander verbunden sind. A die Bögen des Glasofens. B sein unteres Ofenloch (zum Einfeuern). C die Fenster der oberen Kammer. D die Glashäfen. E Ofenloch des Kühlöfens. F Raum für die Aufnahme der länglichen Kühlbehälter (zur „Feinkühlung“ des Glases). G Öffnungen der oberen Kammer (hier „Grobkühlung“). H die länglichen Behälter.

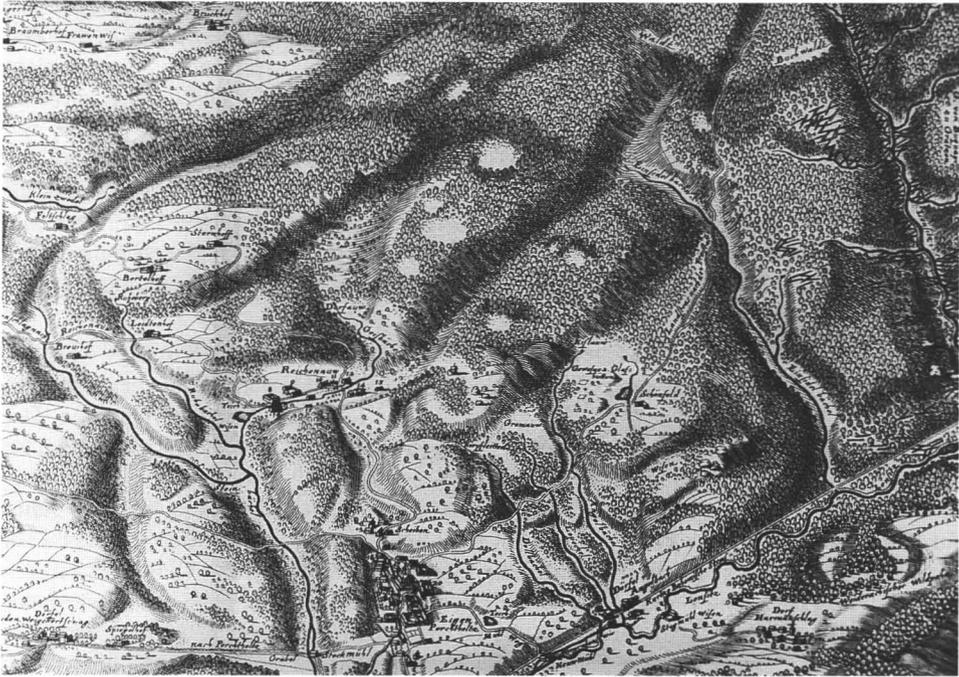
Holzchnitt aus: Georg Agricola, De re metallica libri XII (Basel 1556)
(Repro: Johann Fenz)

Die Lage der Glasarbeiter, insbesondere in den Veredelungsgewerben, war auch zur Zeit der Hochblüte des böhmischen Glasexports ab etwa 1680, vor allem aber in der Zeit der Krise, nicht beneidenswert. „Das böhmische Glas kämpfte auf fremden Märkten nicht nur mit seiner Qualität, sondern auch mit niedrigen Preisen. Die Glashändler strebten danach, das Glas möglichst billig einzukaufen. Der Hüttenbesitzer wollte seinen Teil abzweigen und so war es schließlich der Arbeiter, der das Minimum erhielt. Ähnlich wie bei der Textilerzeugung rechneten der Händler und der Hüttenbesitzer damit, daß der Arbeiter seine Hütte hat und ein Stückchen Boden, wo er sich Erdäpfel [bzw. Getreide, Kraut und Rüben; Th. W.] und Gemüse [Erbsen und Linsen; Th. W.] anbauen kann, sodaß der Arbeitgeber bei der Festsetzung des Lohnes unter das Existenzminimum gehen konnte.“ (Arnošt Klíma)

Die Glasmacherei war, wie erwähnt, ein unzünftiges Gewerbe. Allerdings wies der Werdegang des Glasmachers zahlreiche aus den Gepflogenheiten der Zünfte übernommene Eigenheiten auf: Aufdingung der Lehrlinge, bestimmte Lehrzeit, Freisprechung u. a. Die bisher mündlich tradierten Gebräuche der Glasmacher wurden erstmals und umfassend im sog. Glasmacherreglement für das Königreich Böhmen vom 5. Oktober 1767 staatlicherseits kodifiziert (Festlegung der Lehrzeit auf fünf Jahre für Kreideglasmacher, vier Jahre für Tafel- und Flaschenglasmacher, drei Jahre für Spiegelmacher; Beschränkung der Zahl der Lehrlinge auf einen je zehn Glashäfen, d. h. pro Glasofen; etc.). Das Glasmacherreglement wurde, obwohl nur für Böhmen publiziert, stillschweigend auch in jenen Ländern der Habsburgermonarchie angewendet, wo die Glaserzeugung weniger bedeutend war. Die Beschränkungen der Lehrlingszahlen und andere die Ausweitung der Produktion einengende Bestimmungen wurden allerdings bald nicht mehr beachtet. Seit den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts galt die Glasmacherordnung nur noch für Böhmen, während in den anderen habsburgischen Ländern auch für die Glasindustrie meistens die allgemeinen Gewerbegesetze sowie die für alle Holzverzehrenden Gewerbe erlassenen Beschränkungen angewendet wurden.

Dem Hüttschreiber, der vor allem bei den in herrschaftlicher Eigenregie betriebenen Glashütten zu finden ist (er fungierte in diesem Fall als Geschäftsführer und Buchhalter im Auftrag der Herrschaft), oblag insbesondere die kaufmännische Leitung der Glashütte. Er hatte die nötigen Rohstoffe und Werkzeuge zu beschaffen, den Absatz der Glaswaren zu betreiben, genau über Produktion und Verkauf Buch zu führen, den Gewinn an die herrschaftliche Kassa abzuliefern und die Arbeit des Glasmeisters, der Glasmacher und der anderen Arbeiter sowie die Qualität der Produkte zu kontrollieren. Bei Hütten, die — als Eigentum oder Pachtgut — im Besitz des Hüttenmeisters standen, war der Hüttschreiber dessen angestellter Untergebener. Allerdings gab es bei Glashütten, deren Führung in den Händen eines Glasmeisters lag, oft gar keinen Hüttschreiber. Dieser ist also eher dem Typus des kontrollierenden Herrschaftsbeamten als dem des Buchhalters eines kapitalistischen Betriebs zuzuordnen.

Neben den eigentlichen Glasmachern (vier bis acht, den Hüttenmeister eingeschlossen — je nach der Zahl der „Werkstätten“, d. h. Glashäfen) arbeiteten in einer bzw. für eine Waldglashütte: je ein Eintragbub pro Glasmacher, der zunächst nur untergeordnete Hilfsdienste wie das „Eintragen“ der fertigen Gläser in den Kühlöfen und das Nachfüllen des Bierkrugs besorgte, bald aber auch als Gehilfe des Glasmachers direkt am Ofen arbeitete und bei entsprechender Geschicklichkeit und Gelehrigkeit zum Glasmacherlehrling avancieren konnte (meist gab es bei jeder Hütte ein bis zwei Lehrlinge); zwei Schürer (ein Tag-



Überblickskarte der Herrschaft Reichenau am Freiwald (Ausschnitt). Eingezeichnet unter anderem die Glashütte Reichenau mit Nebengebäuden (8 altes Glasmaisterhaus, 9 Meierhof, 10 Glasmaisterhaus, 11 Herrenhaus, 12 Glashütte, 13 Lagerhaus, 14 Pflgerei, 15 Haus des Glasmalers, 16 Haus des Zinngießers) und die Lichtung beim Schönfelderhof, wo sich einst (zirka 1560 bis zirka 1600) eine Glashütte befunden hat.

Kupferstich aus: Topographia Windhagiana (Frankfurt a. M. 1656)
(Repro: Johann Fenz)

und ein Nachtschürer), die das Feuer im Glasofen Tag und Nacht unterhalten und regeln mußten; meist zwei Schür- oder Einwärbuben, die gewöhnlich für die Feuerung des Kühlofens zuständig gewesen sein dürften; einige Aschenbrenner, die sich oft wochenlang in unwegsamen Waldgebieten aufhielten, wo sie sich zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung — ähnlich den Köhlern, Pechern und einsamen Holzhackern und Waldhirten — einfache Unterstände oder Hütten aus Baumstämmen, Rinden und Moos bauten und die aus Ästen, Laubwerk, kernfaulen Bäumen und am Boden liegenden „Ranen“ (Leichen von Riesenbäumen) die sog. Waldasche durch das im 18. Jahrhundert verbotene Verbrennen aufrechtstehender Bäume oder das Einäschern ganzer Waldteile die sog. Baumasche brannten; bei manchen Glashütten gab es auch ein oder zwei Flußsieder (= Pottascheerzeuger), die aus der von den Aschenbrennern gelieferten, in Bottiche „eingetragenen“ Holzasche zunächst durch Darübergießen von Wasser in mehreren Arbeitsgängen den Kaligehalt auslaugten, anschließend die gewonnene Lauge in Kesseln eindampften und zuletzt die steinharte rohe Pottasche („Fluß“) im Kalzinierofen brannten. Das Endprodukt diente als Flußmittel (= Substanz, deren Zusatz die Schmelztemperatur des Glasgemenges — insbesondere des Kiessandes — senkt) zur Erzeugung von möglichst farblosem Glas. Der Kies- oder Sandpocher arbeitete in der Nähe der Glashütte in der von einem Waldbach

betriebenen Kießstampe, wo die vorher geglühten und durch Abschrecken mit kaltem Wasser mürbe gemachten Quarzbrocken durch eisenbeschlagene Stampfsäulen zu Staub zermalmt wurden. Seine Arbeit war lebensgefährlich: eine Staublunge (Silikose) war ihm so gut wie sicher. Die Einbinderin flocht das fertige Glas zum Schutz für den Transport in Stroh ein. Das nötige Brennholz wurde zunächst meist von Häuslern und Inleuten aus nahegelegenen Siedlungen gegen Akkordlohn im Winter und Frühling geschlägert und gehackt. Besonders seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wurden auch Holzhacker als Inwohner oder Waldhüttler ständig bei den Glashütten angesiedelt.

Die „Lohnpyramide“ der Glashüttenarbeiter sei am Beispiel der in herrschaftlicher Eigenregie betriebenen Glashütte im Gföhlerwald um das Jahr 1670 illustriert (bei einer jährlichen Dauer der „Hitzezeit“ von durchschnittlich 48 Wochen):

Glasmeister	ca. 260 fl.
Glasmacher	ca. 210 fl.
Hüttenschreiber	ca. 100 fl. (plus Kost und Quartier)
Schürer	ca. 85 fl.
Glashüttenmeier	ca. 31 fl. (plus Deputat sowie Gewinn aus dem Glasverkauf)
Aschenbrenner	ca. 70 fl.
Schürbub	ca. 28 fl.
Einbinderin	ca. 28 fl.
Kiespocher	ca. 28 fl.

Die Glasmacher wurden im Stücklohn bezahlt, ebenso die Aschenbrenner und Holzhacker. Der Glasmeister erhielt überdies für die Dauer der Ofenhitze 1 Gulden wöchentlich, der Hüttenschreiber ein fixes Gehalt, ebenso meistens die Schürer und die Einwärbuben, die Einbinderin, der Kiespocher, der Glashüttenmeier und der Blochhacker. Bei der Glashütte im Gföhlerwald betrug der Anteil des Glasmacherlohnes am Preis der Produkte um 1670 zwischen 33,3 % (bei Waldscheiben) und 50 % (bei Hohlglas). 1814 machte der Glasmacherlohn nur mehr 10 bis 11 % des Hüttenpreises aus — „ein Zeichen der fortgeschrittenen Rationalisierung“ (Volkmar Köllner).

Die rohen Hohlgläser wurden teilweise von bei den Glashütten ansässigen Spezialisten veredelt, wie zum Beispiel die Ansicht von Reichenau am Freiwald auf einem der von Clemens Beuttler gestochenen Kupferstiche in der ersten Auflage der „Topographia Windhagiana“ (Frankfurt/M. 1656) zeigt, wo die Häuser des Glasmalers und des Zinngießers nicht weit von der Glashütte stehen. In den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts gab es bei der Glashütte Reichenau einen Glasschneider, der zugleich als Glashändler tätig war, und einen Zinngießer. Auch bei der Glashütte im Gföhlerwald gab es um 1680 einen Glasschneider und einen Zinngießer, 1727 einen Glasschneider und einen Glasschleifer. Bei der Glashütte Hirschenwies der Herrschaft Weitra waren ab 1685 ständig mindestens ein bis zwei Veredler beschäftigt. Um 1750, lange nach der um 1690 erfolgten Auflösung der Glashütte, wurde in Hirschenwies eine Glasschleiferei eingerichtet, zu der im 18. und 19. Jahrhundert noch weitere zehn mit jeweils mehreren Gesellen (auch Graveure und Glasmaler) arbeitende „Schleifmühlen“ dazukamen. Seine Blütezeit als Dorf der Glasschleifer und -schneider erlebte Hirschenwies in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Absatz fanden die Gläser vor allem in Wien, doch fuhren Händler mit Pferdewägen auch nach Oberösterreich, Salzburg und Steiermark, um die Fertigware im Hausierhandel und auf lokalen Märkten abzusetzen.

Am zahlreichsten erhalten haben sich bemalte Gläser für den bäuerlich-volkstümlichen Geschmack, die in großen Serien erzeugt wurden und daher viel billiger waren als die Wappen- und Porträtgläser für Fürsten, Adelige, Prälaten und reiche Stadtbürger. Im 18. Jahrhundert wurde das bemalte Glas von dem Ende des 17. Jahrhunderts aufkommenden Glasschnitt überflügelt. Die Voraussetzung für den glänzenden Erfolg des Glasschnitts im 18. Jahrhundert war die Entwicklung des böhmischen Kreide-Kristallglases um 1680 (vgl. unten S. 241 f.). Aus der Masse der veredelten Gläser ragen die Erzeugnisse des 1765 in Kaltenberg bei Rochlitz an der Iser (Rokytnice nad Jizerou) im böhmischen Isergebirge geborenen Johann Joseph Mildner weit heraus, den der bedeutende Glasforscher und -sammler Gustav E. Pazaurek zurecht „zu den bedeutendsten Glasdekorateuren aller Zeiten“ gezählt hat. Mildner übersiedelte um 1780 mit seinen Eltern nach Gutenbrunn im Weinsbergerwald, wohin Josef Weber Edler von Fürnberg, Landespostmeister von Niederösterreich und vielseitiger Unternehmer, den Verwaltungssitz seiner Güter im südlichen Waldviertel verlegt hatte. Spätestens vom Jahre 1787 an bis zu Mildners frühem Tod im Jahre 1808 entstanden in Gutenbrunn, wohl in Zusammenarbeit mit dem Vater und den Brüdern, zahllose großteils datierte und signierte doppelwandige Becher, Flaschen und (sehr selten) Kelchgläser mit gekrümmten Zwischengoldglasmedaillons oder/und Bodenmedaillons, von denen sich Hunderte bis heute — in öffentlichen und Privatsammlungen der ganzen Welt — erhalten haben. Diese Gläser zählen — mit den Worten Pazaureks — „zu den allerdelikatesten Schöpfungen der Glasverwandlungskunst nicht nur des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, sondern überhaupt“. Der Glasschliff, die Goldradierungen und winzigen Gemälde sind ebenso wie der künstlerische Gesamtentwurf von ganz außergewöhnlicher Eleganz und Perfektion. Woher die Mildner-Werkstatt die „Rohgläser“ bezog, steht übrigens nicht fest, insbesondere für die Zeit zwischen 1794 und 1811, als es nach der Auflösung der Glashütte Dürnberg bis zur Errichtung einer neuen Glashütte in Gutenbrunn durch die k. k. Familiengüterverwaltung, in deren Besitz die Fürnbergschen Güter 1796 übergegangen waren, im Weinsbergerwald keine Glashütte gab.

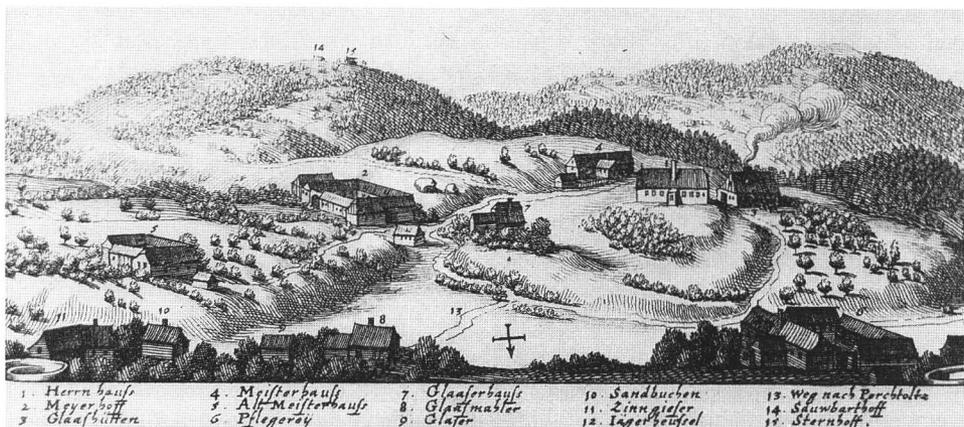
Die Vermarktung der Gläser erfolgte bis ins frühe 18. Jahrhundert vielfach in kleinen Mengen durch Glasträger mit Hilfe von Buckelkraxen. Als Folge des Steigens der Nachfrage und des Produktionsvolumens etablierten sich seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert auch bei vielen Waldviertler Glashütten eigene Glashändler, die mit Pferdefuhrwerken den Absatz besorgten. Als Großabnehmer von Glasscheiben traten Wiener und andere bürgerliche Glaser auf. Bei den in herrschaftlicher Eigenregie betriebenen Hütten war, wie erwähnt, der Hüttenschreiber auch für die Vermarktung der Glaswaren zuständig. Das Absatzgebiet so mancher Wald- und Mühlviertler Glashütte ging — wie jenes der böhmischen Glashütten — weit über Nieder- und Oberösterreich hinaus. Die Glashütte Hirschenstein (Herrschaft Großpertholz) beispielsweise soll um 1787 den Großteil ihrer Produktion nach Ungarn, Spanien und Rußland exportiert haben. Der Hüttenmeister Johann Anton Landgraf von der Glashütte Sonnenschlag im oberen Mühlviertel verkaufte nach eigenen Angaben um 1710 sogar Glas nach Venedig.

Glashütten und Grundherrschaft

Die Gründung einer Waldglashütte war von der Zustimmung des feudalen Waldbesitzers, d. h. des weltlichen oder geistlichen Grundherrn oder (etwa im Falle des kaiserlichen Wienerwalds) des Landesfürsten, abhängig. Wenn es keine anderen Möglichkeiten der Holzverwertung in großem Maßstab gab (Holzschwemme zur Versorgung von Städten mit

Brennholz, Befriedigung des Bedarfs von Berg- und Hüttenwerken oder Sudpfannen), dann war das Verbrennen des Holzes in den Öfen von Glashütten und durch Aschenbrenner oft die einzige Möglichkeit, die Herrschaftswälder einer ökonomischen Verwertung zuzuführen. Die Zinse, welche die Hüttenmeister für die Nutzung der ihnen zugewiesenen Scheiter- und Aschenwälder zu entrichten hatten, waren bis weit ins 17. Jahrhundert hinein oft sehr niedrig: Holz, das sich aufgrund mangelnder Transportmöglichkeiten nicht verkaufen ließ, hatte keinen Marktpreis und folglich für die Waldbesitzer keinen ökonomischen Wert. Wolf Helmhard von Hohberg, der 1641 bis 1660 als kleiner Landadeliger auf seinen Waldviertler Gütern Süßenbach und Oberthumeritz lebte, empfahl in der erstmals 1682 erschienenen „Georgica curiosa“ seinen Standesgenossen bezüglich der Gründung von Waldglashütten daher: „Was nun die Glas-Hütten betrifft / ist zu bedenken / daß / wo nicht weitschüchtiges / überflüssiges grosses Gehölz ist / und solches sonst keinen Abgang haben kan / da sey es nicht zu rathen / einige Glas-Hütten aufzurichten; weil es ein offener Rachen ist / der in kurtzer Zeit eine ziemliche Holtz-Statt aböden oder verschlingen kan: Wo man aber sonst mit dem Holtz nichts weiß vorzunehmen / da ist es eine nützliche und wohl eintragende Wirthschafft / eine Glas-Hütte zu machen / also wird das sonst nichts-gültige Holtz theuer genug bezahlt / das geschieht am besten an diesen Orten / wo man gantze Wälder abraumen / dieselbe zu Feldern und Wiesen verkehren will / dennoch an Brenn- und Bau-Holtz keinen Mangel hat.“ Fand sich eine bessere Holzverwertungsmöglichkeit, so konnte das für bestehende Glashütten das Ende bedeuten. 1793 errichtete Josef Rudolf von Hackenberg, Herr der Herrschaft Großpertholz im westlichen Waldviertel, am rechten Ufer der Lainsitz, die Glashütte Christinaberg. Bereits 1810 ging die Hütte wieder ein, nachdem es dem Herrschaftsbesitzer im Jahre 1800 gelungen war, die Holzschwemme auf der Aist an sich zu bringen und damit eine lukrativere Absatzmöglichkeit für sein Holz zu finden.

Der Brennholzbedarf einer Glashütte des 18. Jahrhunderts dürfte durchschnittlich etwa 2000 Klafter jährlich betragen haben, das sind — unterschiedlichen Umrechnungen zufolge — zwischen 3000 und 7000 Raummeter. Wahrscheinlich doppelt soviel Holz (allerdings



- | | | | | |
|---------------|--------------------|----------------|----------------|----------------------|
| 1. Herrnhäus | 4. Meisterhäus | 7. Glasforbauß | 10. Sandbuck | 13. Weg nach Pöschel |
| 2. Meyerhoff | 5. Alt-Meisterhäus | 8. Glasmeister | 11. Zinngießer | 14. Säuberhoff |
| 3. Glasbütten | 6. Pflögeröy | 9. Kläster | 12. Lagerbühel | 15. Sternhoff |

Ansicht von Reichenau am Freiwald (heute Marktgemeinde Großpertholz) mit Herrenhaus, Meierhof, Glashütte, altem und neuem Glasmeisterhaus, Pflögerei, Kiespocher und den Häusern der Glasmacher, des Glasmalers und des Zinngießers.

Kupferstich aus: Topographia Windhagiana (Frankfurt a. M. 1656)

(Repro: Johann Fenz)

mindestens zum Teil Abfallholz und morsche Baumleichen) ging jedes Jahr für die Herstellung von Pottasche auf. Berechnungen des verstorbenen Glashüttenforschers Volkmar Köllner zufolge, der 1 Wiener Klafter mit 1,5 Festmeter umrechnete, mußte eine Waldglashütte bei einer Betriebsdauer von 80 bis 100 Jahren 100 bis 200 Hektar Wald zur Verfügung haben.

Nicht nur die Abgaben der Hüttenmeister erhöhten die Einnahmen der Grundherren. Auch die Glasmacher, Schürer, Holzhacker, Aschenbrenner etc. leisteten von ihren Kleinhäusern und allmählich wachsenden Grundstücken Haus- und Grunddienste an die Herrschaft und kauften (zu überhöhten Preisen) verschiedene Produkte der herrschaftlichen Meierhöfe (Getreide, Fleisch, Wein) und Bier aus den Herrschaftsbrauereien. Die Anlegung von Glashütten in seinen Wäldern ermöglichte es dem Grundherrn somit, auch den für die landwirtschaftliche Produktion nicht oder nur schlecht geeigneten Grundbesitz zu verwerten. Die Glaserzeugung schuf — ähnlich wie das heimindustrielle Spinnen und Weben — eine Voraussetzung für das Wachstum der Bevölkerung in kargen Gebieten und machte sie zu relativ kaufkräftigen Konsumenten. Nicht zuletzt, um auch fremde Glasmacher ins Land zu locken, befreiten die Herrschaften sie gegen eine bestimmte Gebühr von der Leistung der Robot.

Zur Geschichte der Glaserzeugung im Böhmerwald

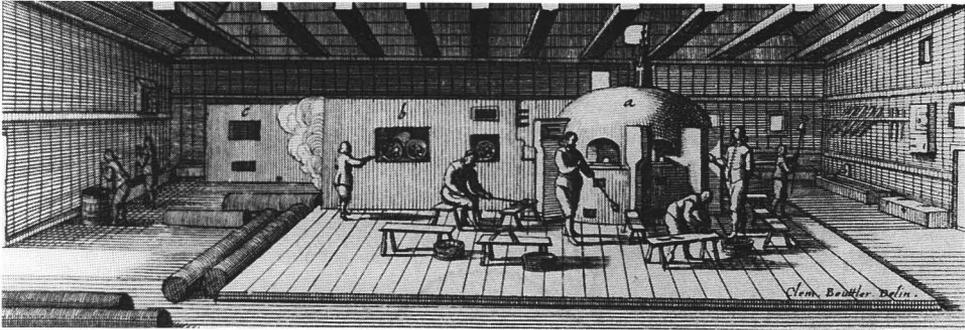
Bis in das späte 16. Jahrhundert beherrschte die Glasindustrie Venedigs, die in den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts (wegen der Brandgefahr) endgültig aus der dichtbevölkerten Lagunenstadt auf die Insel Murano verlegt worden war, den europäischen Markt für Luxusglas (im Unterschied zu den in den transalpinen Waldglashütten erzeugten, meist grün- oder braunstichigen Massengütern). Neben verschiedenen anderen Sorten verstand man unter „venezianischem Glas“ schlechthin ein mit Hilfe des Flußmittels Natron (gewonnen aus der Asche von Salzpflanzen der Mittelmeerküsten) erzeugtes, durchsichtiges und farbloses (bzw. leicht strohgelbes), sehr dünnes und außerordentlich leichtes Glas. Im 16. Jahrhundert wurden mit Hilfe abgeworbener venezianischer Glasmacher und von aus den Mittelmeerländern importiertem Natron nördlich der Alpen wiederholt Versuche gemacht, Glas „à la façon de Venise“ zu erzeugen. Gefördert von den habsburgischen Landesfürsten entstanden „Kristallglashütten“ in Antwerpen (um 1510-1520), Laibach (gegr. 1526), Hall in Tirol (1534-1615), Hadersdorf im Wienerwald (gegr. 1530), in der Nähe von Wien (1552 bis ca. 1566) und die Hofglashütte Erzherzog Ferdinands von Tirol in Innsbruck (1570/72-1590). Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden immer mehr Glashütten, die schöne farblose Gläser herstellten oder herzustellen versuchten, unter anderem in Schlesien, Kassel (1583), Holland (Middelburg und Amsterdam) und Brüssel (1622), aber auch in Süddeutschland (herzogliche Glashütte in München, gegründet 1584) und im Fichtelgebirge.

Das im Bayerischen und im Böhmerwald erzeugte (mehr oder weniger) farblose Glas hatte zunächst keinen guten Ruf. Den Nürnberger Glasern, die das billigere, aber auch weniger widerstandsfähige Fensterglas der Waldglashütten ihren Kunden offenbar als venezianisches „andrehen“, wurde vom Rat der Stadt wiederholt (unter anderem im Jahre 1570) verboten, die „schlechten behemisch schiltles und waldscheuben“ zu verwenden. Als es den böhmischen Glasmaestern jedoch seit den 1570er Jahren gelang, durch die Verwendung von Braunstein (Mangandioxyd) und eine verbesserte Zusammensetzung der Fritte des Pottasche-Kalk-Glases (stärkerer Kreidezusatz) qualitativvolleres farbloses Glas zu erzeu-

gen, konnten alle nach venezianischer Art arbeitenden Glashütten (inklusive derjenigen Muranos selbst!) der billigeren Konkurrenz nicht standhalten. Ab 1590 kam es zu einer raschen Verbesserung des böhmischen Glases. Um 1600 hatte das böhmische (in dem weiten, eingangs erwähnten Sinn), zum Teil auch das schlesische, sächsische und fränkische Glas (Fichtelgebirge, Zentrum Bischofsgrün), die Absatzgebiete der süddeutschen und alpinen Kristallglashütten, deren wichtigste jene in Hall war, fast völlig erobert. Die Nürnberger und Augsburgs Händler, lange Zeit die bedeutendsten Abnehmer der Haller Produkte, wurden in der Folge wichtige Kunden der Glasmeister diesseits und jenseits der böhmischen Grenze.

Ein Beweis für die Qualitätssteigerung des böhmischen Glases ist das erste Verbot der Einfuhr von Hohlglas nach Venedig im Jahre 1607. Die Zahl der böhmischen Glashütten nahm bereits seit der Mitte des 16. Jahrhunderts rasch zu. Im Gebiet der Herrschaft Gratzen (Nové Hrad) in Südböhmen beispielsweise sind in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vier Glashütten bekannt. Nach einem Rückschlag infolge des Dreißigjährigen Krieges setzte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die eigentliche Blütezeit der böhmischen Glasindustrie ein. Allmählich bildete sich eine regionale Arbeitsteilung heraus: Der Süden, d. h. der Böhmerwald, nahm die führende Stellung in der Erzeugung ein, der Norden (Erzgebirge, Elbsandsteingebirge, Lausitzer Gebirge, Isergebirge) besorgte die Veredelung (Schleifen, Schneiden, Bemalen, Vergolden) und den Export der Gläser. Freilich wurde ein Teil der Gläser auch weiterhin von bei den Glashütten ansässigen Spezialisten veredelt. Im böhmischen Steuerbekenntnis aus dem Jahre 1713 werden im Kreis Leitmeritz auf den Herrschaften Kamnitz, Bürgstein, Neuschloß und Ober-Liebich 150 Glasschneider und -schleifer und auf der Herrschaft Klein-Skal im Kreis Boleslav (Jungbunzlau) 26 angeführt, in allen anderen Kreisen Böhmens zusammen aber nur 13 Glasschneider. Erhaltene Gläser und archivalische Erwähnungen bezeugen allerdings, „daß auch in Süd- und Südwestböhmen im gesamten Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts eine verstreute Schicht ländlicher Glasschneider existierte, die bei einigen Hütten tätig waren. Es ist möglich, daß der Theresianische Kataster [von 1713] einige bei den Hütten umherziehende Glasschneider übergeht; jedoch dieser Querschnitt durch die böhmische Wirtschaft zu Beginn des 18. Jahrhunderts zeigt objektiv den entscheidenden Anteil der Schneider und Schleifer an der Raffinierung des böhmischen Glases der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Solange die Glasschneider eng mit der Hüttenproduktion verbunden waren hatte ihre Arbeit einen überwiegend ländlichen Charakter. Durch die Trennung dieses Handwerks von der Hüttenproduktion, durch die Konzentration der Kräfte und ihre Verbindung mit dem Handel, der den Raffineuren neue Anregungen brachte, wurde es den hiesigen [d. h. nordböhmischen] Glasdekorateuren erst ermöglicht, die Handwerker in den abgelegenen Gebirgsgegenden Südböhmens weit zu überflügeln.“ (Olga Drahotová)

Außerhalb Böhmens dürfte sich während des ganzen 18. Jahrhunderts nicht allzuviel geändert haben. Hier wurde auch der Absatz der Produkte weiterhin von den Glasmeistern persönlich, von Hüttenchreibern und in der Nähe ansässigen Glashändlern besorgt. Zwei Beispiele aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts: 1720 erhielt Johann Adam Grobbauer, der Glashändler des Stiftes Schlägl, von der kaiserlichen Illuminationskommission in Wien den Auftrag, 2600 farblose Laternen aus der Produktion der vom Stift Schlägl in Eigenregie betriebenen Glashütte in Schwarzenberg zu liefern. Bei der von der Herrschaft Gföhl in Eigenregie betriebenen Glashütte im Mottingeram (1698-1728) war zunächst der Hüttenchreiber auch für die Vermarktung der Glaswaren zuständig: er hatte sich darum zu küm-



Innenansicht der Glashütte Reichenau mit drei Öfen (a Glasofen für Hohlglas, b Kühlöfen und c Streck- oder Tafelöfen für die Flachglaserzeugung). Links ist der Schmelzer mit dem Mischen des Glassatzes beschäftigt, rechts trägt ein „Eintragbub“ (oder ein Glasmacherlehrling) ein fertiges Kelchglas weg. Die Anordnung des Schmelzofens für Hohlglas und des Kühlöfens ähnelt den rund ein bzw. zwei Jahrhunderte älteren Darstellungen im Reisebuch von John Mandeville (Titelseite) und in Georg Agricolas „De re metallica“ (oben S. 232).

Kupferstich aus: Topographia Windhagiana (Frankfurt a. M. 1656)
(Repro: Johann Fenz)

mern, daß die bürgerlichen Glaser in Wien Bestellungen machten, und fuhr manchmal mit zwei Glaswägen auf einmal nach Wien (z. B. am 25. Oktober 1705). In den 20er Jahren wurde das nicht mehr in herrschaftlicher Regie, sondern von Glasmeister Johann Georg Kaufmann auf eigenen Gewinn und Verlust erzeugte Glaswerk Woche für Woche dem im Mottingeramts ansässigen Glashändler („Glasversilberer“) Andre Ulrich verkauft, der 1714 das alte Hüttenschreiberhaus erworben hatte, sowie vom Glasmeister auf seinen Geschäftsreisen an den Mann gebracht. (Kaufmann starb übrigens 1726 in Ungarn, wohin er sich zweifellos auf Geschäftsreise begeben hatte.)

Im Böhmerwald waren in der Produktion während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Glashütten der Herrschaft Gratzen führend. In der Folge wurden sie dann von den Glashütten auf der Herrschaft Winterberg (bis zu zehn gleichzeitig in Betrieb!) auf den zweiten Platz verdrängt. Dazu kamen im westlichen Böhmerwald insbesondere die Glashütten im Gebiet der künischen Freibauern, d. h. im königlichen Grenzwald gegenüber Bayern. 1766 befanden sich 21 der insgesamt 57 Glashütten Böhmens im Prachiner Kreis (d. h. im Böhmerwald), 1776 waren es 20 von insgesamt 80, 1788 19 von 68 und 1799 26 von 79. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts konzentrierte sich die böhmische Glaserzeugung noch eindeutig im Böhmerwald: 1820 waren in Böhmen 78 Glashütten in Betrieb, davon 41 im Prachiner Kreis, d. h. mehr als die Hälfte. 1841 gab es in Böhmen insgesamt 85 Glashütten. Davon befanden sich 40 im Böhmerwald, 30 im Flußgebiet der Sasau und auf der Böhmischn-mährischen Höhe, 10 im Iser- und Riesengebirge und 5 in den übrigen Regionen Böhmens.

Für das Jahr 1792 ist es möglich, zumindest sehr wahrscheinliche Zahlen der in der hier behandelten „Glashüttenlandschaft“ in Betrieb befindlichen Glashütten auch über den Böhmerwald hinaus anzuführen:

Böhmerwald (Prachiner Kreis)	20 Glashütten
Bayerischer und Oberpfälzer Wald	13-14 Glashütten
Waldviertel	11 Glashütten
Mühlviertel	3 Glashütten

Die entscheidende Grundlage der Weltgeltung des böhmischen Glases war die Vervollkommnung des böhmischen Kalikalkglases in den Jahren um 1680. Im Jahre 1673 gründete Graf Ferdinand von Buquoy in der Nähe des Schlosses Gratzen eine Kristallglashütte. Der Graf stand damals bereits in enger Verbindung mit dem französisch-niederländischen Adligen Louis Le Vasseur d'Ossimont. Diesem dürfte die Herstellung eines verbesserten Kristallglases bereits 1674 geglückt sein, einige Jahre früher als dem berühmten Chemiker und Glastechniker Johannes Kunckel. Eine weitere Verbesserung und Ausweitung der Produktion erfolgte seit 1680.

Die „Erfindung“ des Kristallglases lag damals sozusagen in der Luft. „Verschiedene Hütten haben in den 70er und 80er Jahren daran gearbeitet und sind im Abstand von einigen Jahren zu ähnlichen Ergebnissen gekommen.“ (Margarete von Buquoy) Eine der bedeutendsten war die Helmbacher Hütte auf der Eggenbergischen Herrschaft Winterberg, die seit 1671 von Michael Müll(er) geführt wurde. Der Hauptmann der Herrschaft Winterberg berichtete 1683, Müller habe „ein gewisses Secretum vor sich, dass seine Glösser denen Buquoyischen fast gleich khomben, welliches jedoch niemandt offenbahren wil, dass derowegen die umbliegendte ihme khein gleiches thuen khönnen“. Neben Kristallkreideglas, für das er 1688 ein Privileg des Fürsten Eggenberg erhielt, erzeugte Müller auch Rubinglas und großes und kleines Tafelglas, das er unter anderem nach Straßburg und Frankfurt am Main exportierte. Auch die Erzeugung der „Patterln“ (Glasperlen für Rosenkränze und für den Kolonial- und Sklavenhandel) hat Müller um 1680 vervollkommen. Müller stand in Verbindung mit zahlreichen bedeutenden Kaufleuten in Böhmen und im Ausland (Amsterdam, Venedig, Wien, Salzburg, Tirol). 1701 hielt sich im Jesuitenkolleg von Böhmischem-Krumau der spätere Missionar Michael Sabel auf, der auf seine Reise nach Spanisch-Indien (= Südamerika) drei Dutzend geschnittene und geschliffene Gläser mitnahm, die im Auftrag des Fürsten Johann Christian von Eggenberg in der Glashütte Michael Müllers hergestellt worden waren. „Nach drei Jahren, am 3. März 1704, wandte sich der Jesuit Sabel in Rotterdam neuerlich an den Regenten der Eggenbergischen Herrschaft in Böhmischem-Krumau mit dem Ersuchen um Lieferung einiger schön geschnittener Gläser und Glasperlen von den Winterberger Hütten für ‚Indis meis‘ und gab an, wie das Glas verziert sein solle, damit es in Übersee Gefallen finde. Die Figuren auf dem Glas sollten spanische Tracht tragen, die Aufschriften spanisch geschrieben sein. (...) Diesmal jedoch sollte mit den Erzeugnissen Müllers nicht Sabel Handel treiben, sondern der holländische Kaufmann van der Meulen, ein Freund der Jesuiten, bekannt aus der Geschichte der Kompanie von Ostende. Im Juni 1704 schließlich lieferte Sabel einen wohldurchdachten Vorschlag für den Handel mit böhmischem Glas, das direkt für die spanischen Kolonien erzeugt werden sollte.“ (Drahomira Šrýtrová)

Die Glaswaren sollten über Krumau, Budweis, Prag, Leitmeritz und Dresden zum Hamburger Hafen und dann weiter nach Amsterdam oder Rotterdam befördert werden. Ob der Plan realisiert wurde, ist nicht bekannt. 1709 jedenfalls verkaufte Müller seine Erzeugnisse mindestens zu einem Drittel an holländische Händler. Michael Müllers († 1709) Sohn und Erbe Valentin Anton Müller hingegen lieferte seine Produkte fast ausschließlich an mitteleuropäische Händler, vor allem aus Deutschland und Wien. Auch mit venezianischen Kaufleuten stand er in Verbindung, ja von seiner Hütte stammte das weiter unten erwähnte nach Venedig exportierte Kristallglas. Die Vorherrschaft holländischer, süddeutscher und Wiener Händler endete im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts. Um die Mitte und besonders im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts wurde an Sabels und van der Meulens Versuche, mit

böhmischem Glas in Lateinamerika zu handeln, wieder angeknüpft. Damals war der Glashandel in alle Welt aber nicht mehr in den Händen ausländischer Händler, sondern er war zu einer Domäne der nordböhmischen Glashandelsgesellschaften geworden.

Seit den 1690er Jahren erzeugte auch Johann Georg Stegbauer in seiner Glashütte bei Wallern Kristallglas, später auch Johann Tischler in der Thomashütte (Herrschaft Winterberg) und andere, zum Beispiel Michael Müllers Schwiegersohn (seit 1692) Johann Anton Landgraf in der Glashütte Sonnenschlag im Mühlviertel. Von den Böhmerwälder Glashütten gingen infolge der geographischen Nähe, der familiären Beziehungen der Hüttenmeister und des Wanderns der Glasmacher starke Impulse auf die Hütten im Bayerischen Wald aus. Mit Michael Müllers zweitem Sohn Jakob, der bereits 1689 als Hüttenmeister in Klingenbergbrunn bei Grafenau genannt wird, könnte Müllers Kristallglasrezept in den Bayerischen Wald gelangt sein — obwohl es natürlich auch Jakob nach Möglichkeit geheimgehalten haben wird.

Das seit ungefähr 1680 in sich ständig ausweitendem Umfang erzeugte verbesserte böhmische Kristallglas war nicht nur im Hinblick auf seine Härte, Klarheit und Transparenz schöner als jenes von Murano, sondern auch viel besser dafür geeignet, nach dem barocken Geschmack mit tiefem Glasschnitt und -schliff verziert zu werden. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts erneuerte Venedig die Einfuhrverbote für ausländisches Glas, ja es versuchte sogar auf verschiedene Weise, „die Qualität und gewisse Formen sowie Verzierungstechniken (Gravierern und Schleifen) des Böhmisches Kristalls, dessen Ruhm sich in ganz Europa zu verbreiten begann, nachzuahmen“ (Astone Gasparetto). Trotz oftmals wiederholter Einfuhrverbote kam es zu umfangreichen Importen ausländischen, ohne Zweifel vor allem böhmischen Glases in das Gebiet der Republik Venedig, u. a. nach Verona, Udine, Bassano und Castelfranco. Seit etwa 1710 wurde von der Helmbacher Hütte des Valentin Anton Müll(n)er hochwertiges Kalikalkglas zum Zwecke des Umschmelzens aus Böhmen nach Venedig eingeführt. 1725 war die Zahl der Glasöfen Venedigs von 25 auf vier zurückgegangen. Ein mit 1729 datierter Pokal liefert den Beweis, daß Venedig damals bereits in der Lage war, Glas nach böhmischer Art zu erzeugen — sei es mit Hilfe böhmischer Glasmacher oder unter Verwendung importierter Glasmasse oder Rohstoffe (v. a. Pottasche). Aber erst 1737 erhielt der venezianische Glasmeister Giuseppe Briati, der soeben von einer Reise in den Böhmerwald Glasmacher nach Venedig mitgebracht hatte, um die Herstellung des böhmischen Kristallglases zu erlernen, das berühmte Privileg zur Herstellung seiner Produkte aus Kristall „nach dem Verfahren ferner Länder“, d. h. Südböhmens. In der Folge setzte „die letzte große Blüte des Glases von Venedig vor dem Ende der Republik“ ein, „zu der es ohne den wohltuenden Einfluß Böhmens wahrscheinlich nicht gekommen wäre“ (Gasparetto).

Doch zurück zur Entwicklung in Böhmen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts setzte ein großes Abwerben von böhmischen Glasmachern, -malern, -schleifern und -schneidern ins Ausland ein, dem eine unbekannte Zahl von Glasmachern und Glasveredlern aufgrund von Arbeitsmangel, Mißhandlungen durch die Hüttenmeister und in der Hoffnung auf bessere Löhne Folge leistete. Im merkantilistischen Bemühen um eine aktive Handelsbilanz hatte man unter anderem in der Schweiz, in Italien, Portugal, Spanien und Lothringen mit der Errichtung eigener Glashütten begonnen. „Fast in allen diesen Glashütten arbeiteten (um 1774) böhmische Glasmacher.“ (Arnošt Klíma)

Zahlreiche Länder erließen Importverbote für Glaswaren, was vor allem den böhmischen Glasexport schwer traf: Brandenburg bereits im 17. Jahrhundert, erneut 1713 und

1742; Dänemark und Norwegen 1760, Sachsen, Piemont und Savoyen 1772, Frankreich 1775, bald auch Spanien und Portugal. Auch Schweden, Polen und Rußland untersagten oder beschränkten die Glaseinfuhr. Die Kriege des 18. Jahrhunderts und wohl auch die Hungersnöte der Jahre 1770 bis 1772 führten zu einem Rückgang des Glasabsatzes im Inland, seit den sechziger Jahren das mit Brillantschliff verzierte englische Bleikristall zu einem verschärften Konkurrenzkampf auf den noch zugänglichen ausländischen Märkten. Der Siebenjährige Krieg und der Unabhängigkeitskampf der nordamerikanischen Kolonien Englands dürften den böhmischen Glasexport ebenfalls beeinträchtigt haben. Dazu kamen noch die Hindernisse, welche die kurfürstlich sächsische Regierung dem Transport des böhmischen Glases auf der Elbe nach Hamburg in den Weg legte.

Nachdem im Jahre 1723 ein Versuch des savoyardischen Gesandten in Wien, böhmische Glasmacher für die Errichtung einer königlichen Glashütte in Turin zu gewinnen, gescheitert war, war bereits 1735 eine kaiserliche Verordnung für Böhmen ergangen, durch welche die Auswanderung von Leuten, die sich mit der Glasschmelze und der Erzeugung von Kristallglas beschäftigten, verboten wurde. Als herauskam, daß ein schwedischer Glasmacher in der Gegend von Taus (Domažlice) die dortigen Glasmacher zur Auswanderung nach Schweden überredete, wurde er verhaftet und sogleich (am 3. November 1750) ein Generale erlassen, mit dem derartige Abwerbungen von Glasmachern streng verboten wurden. Einheimischen, in der Glaserzeugung und -raffinierung tätigen Künstlern, Gesellen und Handwerkern, die sich anwerben ließen, wurden Strafen angedroht. Dieser Erlaß wurde 1752 erneuert. Noch im selben Jahr befreite Maria Theresia die Glasmacher und die Hüttenarbeiter vom (Gesellen-)Wandern und untersagte, ihnen beim Wechsel zu einer anderen Hütte in Böhmen ein Befähigungszeugnis in die Hand zu geben; der Hüttenmeister mußte das Zeugnis vielmehr direkt an den neuen Arbeitgeber schicken. Wie wenig erfolgreich diese Verordnungen waren, geht daraus hervor, daß sie in den folgenden Jahrzehnten unzählige Male wiederholt und verschärft wurden. 1767 erging beispielsweise ein Hofdekret, das die Belohnung für die Ergreifung von Abwerbern auf 100 Gulden erhöhte. 1772 waren russische Werber in Böhmen unterwegs, 1780 bayerische, 1801 ein preußischer. 1803 wanderte der Glasmacher und Schmelzer Johann Hegler illegal aus Böhmen auf die Glashütte Voi-



Ansicht der Glashütte Reichenau mit Herrenhaus, Meierhof, Glasmaisterhaus, Glasmacherhäusern, Pflegerei und Kegelstatt.

Kupferstich aus: Topographia Windhagiana aucta (Wien 1673)

(Repro: Johann Fenz)

thenberg im Oberpfälzer Wald aus. Er plante angeblich, durch Vermittlung seines Faktors unter verschiedenen Vorwänden weitere Glasmacher aus Böhmen nach Bayern zu locken.

Der böhmische Glaselexport

Der weltweite Handel mit Glas aus Böhmen ging aus bescheidenen Anfängen hervor. Schon im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts findet sich böhmisches Glas auf den Märkten von Augsburg, Nürnberg und Danzig. Im frühen 17. Jahrhundert gehörten böhmische Glashändler zu den regelmäßigen Gästen der Leipziger Messen, ja sie hatten in der Stadt auch außerhalb der Messezeit bereits feste Niederlagen. Nordböhmische Hausierer verkauften in und um Leipzig in Gassen und Weinkellern ihre Glaswaren. Auch nach Thüringen und natürlich in die österreichischen Länder (insbesondere nach Wien) wurde schon damals böhmisches Glas exportiert. Im späten 17. Jahrhundert, nach der Überwindung der durch den Dreißigjährigen Krieg ausgelösten Handelskrise, wurden böhmische Glaswaren von Glasträgern und Marktfahrern — oft in kleinen Mengen — nach Norddeutschland, in die Ostseeländer, nach Polen, Rußland, Holland, Italien, Ungarn, Siebenbürgen, ja bis in die Moldau und Walachei, nach Adrianopel, Riga, London, Konstantinopel, Portugal und Spanien gebracht. Jedoch erst im 18. Jahrhundert, mit dem wachsenden Umfang der Glasexporte, entstanden neue Formen des Glashandels, der sich immer mehr von der Hüttenproduktion löste und verselbständigte. 1715 schlossen sich die nordböhmischen Portugalhändler zu einem Verkaufskartell zusammen. Ab etwa 1730 entstanden äußerst finanzkräftige Glashandelsgesellschaften mit dem Stammsitz in Nordböhmen, die sich nicht mehr auf die Lieferung von böhmischem Glas zu fernen Märkten beschränkten, sondern die ihre ausländischen Lager auch mit bayerischem Tafelglas sowie mit Glasprodukten aus England, Thüringen, Holland, Belgien und Frankreich und mit böhmischer Leinwand auffüllten. Die Glasfuhrwerke brachten als Rückfracht aus Spanien unter anderem Tabak, aus Holland und England feine Tuche in die habsburgischen Länder, weswegen es übrigens zu Konflikten mit der eine merkantilistische Wirtschaftspolitik verfolgenden Regierung kam. Bald war der gesamte Küstensaum des europäischen Festlands mit Faktoreien (= Handelsagenturen und Warenlager) der böhmischen Glashandelsgesellschaften besetzt. Solche Niederlagen bestanden unter anderem in St. Petersburg, Riga, Kopenhagen, Lübeck, Hamburg, Bremen, Amsterdam, Den Haag, Rotterdam, Bordeaux, San Sebastian, Bilbao, La Coruña, Lissabon, Sevilla, Cadiz, Malaga, Valencia, Barcelona, Marseille, Livorno, Neapel, Palermo, Ancona, Triest und Konstantinopel. Auch in Binnenstädten wie Madrid, Mailand, Lyon, Paris, Straßburg, Brüssel, Utrecht und Frankfurt am Main wurden Faktoreien gegründet, ja sogar in Smyrna, Beirut, Kairo, Mexiko, Baltimore und New York.

Die nordböhmischen Glashändler strebten — als Verleger! — eine möglichst vollständige Beherrschung der Glaserzeugung und -veredelung sowie des Glashandels in und aus Böhmen an. 1744 beschwerten sich die Glashändler auf den Herrschaften Kamnitz, Bürgstein, Reichstadt, Neuschloß, Ober-Liebich, Tetschen und Meistersdorf über die dortigen Glasmeister. Sie warfen ihnen insbesondere vor, Rohgläser außer Landes zu führen, bei den Glashütten Glasmaler, -schneider, -kugler und -schleifer zu beschäftigen und den Preis ihrer Glaswaren willkürlich zu erhöhen bzw. diese lieber an ausländische als an sie, die inländischen Glashändler, zu verkaufen. Die Monopolansprüche der nordböhmischen Glashändler auf den Handel und auf den Verlag des böhmischen Glases wurden von den zuständigen Herrschaftsbeamten, vom Leitmeritzer Kreisamt und zum Teil auch von der

Böhmischen Repräsentation und Kammer befürwortet. Das Directorium in publicis et camerilibus untersagte daraufhin im Jahre 1750 den Export von zur Raffinierung geeignetem Glas sowie Preisabsprachen der Glasmeister, gestattete den Hüttenmeistern und Glasmachern aber, auch weiterhin ihre Produkte selbst schleifen, kugeln und bemalen zu lassen.

1732 soll sich der Wert des aus Böhmen exportierten Glases auf 98 557 Gulden belaufen haben, ein Jahr später auf 94 831 Gulden. In Wirklichkeit wurde zweifellos viel mehr exportiert: Die angegebenen Zahlen sind aufgrund des weit verbreiteten Schmuggels, sehr wahrscheinlich auch durch zu niedrige Wertdeklarationen viel zu niedrig. 1752 sollen aus Böhmen Gläser und Glasprodukte (einschließlich Spiegel und Galanteriewaren) im Wert von 282 343 fl ausgeführt worden sein, 1768 im Wert von 388 939 fl. Infolge der bereits erwähnten Absatzprobleme sank diese Zahl bis 1771 auf 375 559 fl, wobei der Rückgang nur wegen des gewaltigen Wachstums der Ausfuhr von Galanteriewaren (von 24 753 auf 113 515 fl!) relativ gering aussieht. Die zwölf Glasmeister des Prachiner Kreises erzeugten 1774 Waren, die um 84 000 fl verkauft wurden. 80 Prozent davon gingen in den Export in die Türkei, nach Spanien, Hamburg, Nürnberg und anderswohin.

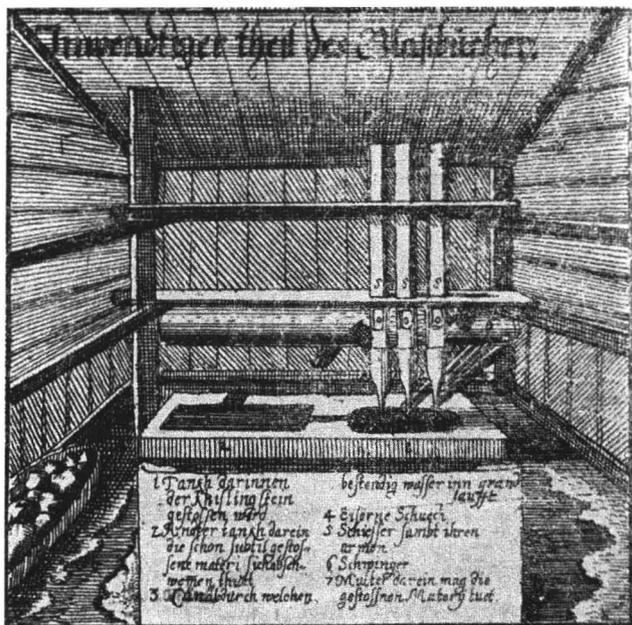
1776 arbeiteten in der böhmischen Glasindustrie 1344 Glasmacher, 304 Glasschleifer, 231 Maler und Vergolder, 260 Glasschneider, 496 Kugler und 273 Patterlmacher. Zusammen mit den (die Glasmeister eingeschlossen) rund 3000 Männern arbeiteten wohl fast ebensoviele Frauen und zahlreiche Kinder. Dazu kommt eine noch größere Zahl von Scheiterhackern, Schürern, Aschenbrennern, Flußsiedern, Kiespochern, Händlern und Fuhrleuten. Man kann daher annehmen, daß zu dieser Zeit (grob geschätzt) ein Prozent der Gesamtbevölkerung Böhmens seinen Lebensunterhalt direkt aus der Glasindustrie bezog.

Infolge der Zollbeschränkungen der Nachbarstaaten (etwa Bayerns), der Napoleoni-schen Kriege, insbesondere aber, da das englische Bleikristallglas Schritt um Schritt den Weltmarkt erobert hatte, kam es zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Böhmerwald und im angrenzenden Mühl- und Waldviertel zu einer schweren Krise der Glaserzeugung. Die Überwindung des Tiefpunkts und die neue Blütezeit im „Biedermeier“ — gekennzeichnet durch phantasievolle Schlifffarten, eine Renaissance des Glasschnitts (Dominik Bimann, Franz Gottstein u. a.), die Entwicklung von in der Masse gefärbtem Glas (u. a. gläserne Imitationen von Edelsteinen und Halbedelsteinen, sog. Hyalith- und Lithyalinglas) und der Glasätze (Silber- und Kupferbeize) sowie einen künstlerischen Höhepunkt der Glasbemalung (Anton Kothgasser, Gottlob Samuel Mohn!) und des Überfangglases — sind ebenso nicht mehr Gegenstand dieses Beitrags wie der Übergang von den patriarchalisch geführten kleinen Waldglashütten zur Großindustrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu letzterem Stichwort nur soviel: 1836 besaß der spätere Großindustrielle Carl Stölzle zwei Glashütten mit vier kleinen Glasschmelzöfen, bei denen er vier Angestellte („Beamte“) und 84 Arbeiter beschäftigte. 1867, zwei Jahre nach Stölzles Tod, beschäftigte die Firma „C. Stölzles Söhne“ in sieben k. k. priv. Glasfabriken in Niederösterreich, Böhmen und Ungarn rund 1200 Menschen. Kurz vor der Jahrhundertwende (1898) verfügte die Aktiengesellschaft „C. Stölzles Söhne“ (Wien) über 16 Glasschmelzöfen, eine Glasraffinerie in Haida, eine Glasschleiferei, Ätzerie und Brettersäge in Suchenthal sowie eine Maschinenfabrik und Brettersäge in Chlumetz mit insgesamt 80 Angestellten, 1800 Facharbeitern sowie 1000 Tagelöhnern für die Torferzeugung. Weitere 80 Angestellte und rund 400 Arbeiter waren bei den Handelsniederlassungen in Wien, Prag, Budapest und Berlin beschäftigt. Mit dem Übergang von der Holz- zur Torf-, vor allem aber zur Kohlefeuerung verschwand auch in den Wäldern des Mühl- und Waldviertels eine Glashütte nach der ande-

ren. Seit etwa 1870 wurde Glas im Waldviertel nur mehr um Schrems und Heidenreichstein produziert, die Glashütte in Sonnenwald stellte ihren Betrieb im Jahre 1900 als letzte des Mühlviertels ein. 1929, beim Ausbruch der Weltwirtschaftskrise, waren von den Betrieben der Firma Stölzle im Waldviertel nur noch jene in Alt- und in Neu-Nagelberg und Eugenia in Betrieb, in denen zusammen rund 900 Arbeiter beschäftigt waren. Die Glasfabrik Eugenia befand sich aber damals bereits in Auflösung (Absatzmangel, Streiks), jene in Neu-Nagelberg wurde 1932 nach einem Brand nicht mehr aufgebaut, sodaß die Alt-Nagelberger Fabrik seither die einzige Glasfabrik des Waldviertels ist.

Einige Beispiele für grenzüberschreitende Kontakte zwischen den Glashütten im Böhmerwald, im Bayerischen und im Oberpfälzer Wald, im Mühl- und im Waldviertel

Für die Glasmeister waren die Grenzen zwischen dem Königreich Böhmen, dem Kurfürstentum Bayern, dem Hochstift Passau und den österreichischen Erzherzogtümern keine Begrenzungen ihrer Aktionsradien. Diese altbekannte Tatsache soll im folgenden nur durch einige wenige Beispiele verdeutlicht werden. Im 16. Jahrhundert zogen Mitglieder der Glasmeisterfamilien Glaser, Bock, Müller, Hirsch und Werner aus Bayern und der Oberpfalz nach West- und Südböhmen. Der erfahrene Glasmeister Hans Waltguni, der als kunstreicher und berühmter Glasmacher geschildert wird, der drei Jahre lang einer kaiserlichen Hütte als Meister gute Dienste geleistet habe, wird 1623/24 als erster Leiter der Neuhütte bei Heilbrunn auf der Buquoy'schen Herrschaft Gratzen in Südböhmen genannt. 1635



Innenansicht des Kiespochers bei der Glashütte Reichenau.

Kupferstich aus: Topographia Windhagiana aucta (Wien 1673)

(Repro: Johann Fenz)

errichtete der Spezialist für Hüttengründungen auf dem von der Herrschaft Weitra im Waldviertel gekauften und erweiterten Grundstück der „Althütte“ Harmanschlag eine neue Glashütte. 1637 kam er (kurzfristig?) auf die Glashütte Oberreichenau (heute Altreichenau) des Achaz Reichenberger im Bayerischen Wald. 1638 errichtete Waltguni im Auftrag des Stiftes Schlägl die erste Glashütte im Gebiet der heutigen Gemeinde Schwarzenberg im Nordwesten des Mühlviertels, die den Namen Sonnenschlag erhielt. Auf dieser vom Stift Schlägl kurze Zeit in Eigenregie betriebenen Glashütte war 1638 bis 1639 der aus Krumau in Böhmen stammende Simon Friedrich als Hüttenschreiber angestellt. Davor war er 1627/28 Hüttenschreiber bei der Glashütte Gernitz im Gföhlerwald und von 1628 bis 1635 bei der Glashütte der Herrschaft Gratzen am Wilhelmsberg gewesen. 1639, nach dem Verkauf der Glashütte Sonnenschlag an Christoph Reichenberger, einem Sohn des genannten Reichenauer Hüttenmeisters, dürfte er wieder in den Gföhlerwald übersiedelt sein.

1654 übernahm Georg Landgraf, ein Stiefsohn des Christoph Reichenberger, die Glashütte Sonnenschlag „im Wald hinters Claffer“ des Stiftes Schlägl. Von seinen Töchtern heiratete Magdalena im Jahre 1666 Hüttenmeister Zacharias Bramhofer, den Erben der Kaltenbrunnerhütte bei Oberplan, Euphosina (Eva Rosina?) 1674 Johann Paul Göschl, der im selben Jahr von seinem Vater Hans Adam, dem Richter, Mautner und Brauereiverwalter der Gräflich Salburgischen Herrschaft Rannriedl in Jandelsbrunn, die Glashütte Neureichenau übernahm. Von Georg Landgrafs Söhnen übernahm Johann 1677 die Fürstenhütte im Bayerischen Wald (zwischen Kreuzberg und Mauth), Paul wurde bürgerlicher Glaser in Krumau in Böhmen, Dominik Glaser, Bürger und Gastgeber in Grafenau im Bayerischen Wald; Johann Georg war Zinngießer, zuerst in Sonnenschlag, später in Grafenau. Gregor Landgraf kaufte 1682 ein Bürgerhaus mit Braugerechtigkeit in Aigen (den heutigen Gasthof Almesberger). Im selben Jahr heiratete er eine Tochter des verstorbenen Verwalters der Innerberger Hauptgewerkschaft, Johann Hannarieder. Johann Anton Landgraf schließlich, der Erbe der Glashütte in Sonnenschlag, heiratete 1692 Rosina Müllner, eine Tochter des berühmten Michael Müll(n)er von der Helmbacherhütte auf der Herrschaft Winterberg im Böhmerwald.

Der Glasmeister Matthias Gattermayr, der 1669/70 bei der Glashütte der Herrschaft Gföhl arbeitete, dürfte von der südböhmischen Glashütte Konrads bei Neubistritz über die Glashütte Leopoldsdorf der Herrschaft Litschau in den Gföhlerwald gekommen sein. Die Glashütte Dietrichsbach unter der Herrschaft Arbesbach wurde von dem aus Buchers in Böhmen eingewanderten Hüttenmeister Ferdinand Hauer 1710 gegründet. Sein Sohn Anton betrieb den Verkauf seiner Produkte insbesondere mit Hilfe seines Schwiegervaters, eines Linzer Glashändlers und Ratsbürgers. Insgesamt stammten die Waldviertler Glasmeister des 17. und 18. Jahrhunderts wahrscheinlich zu rund einem Drittel aus Böhmen (Tabelle).

Tabelle: Geburts- bzw. Herkunftsorte der Waldviertler Glasmeister (etwa 1600 bis etwa 1850)

	ca. 1600 bis 1750 (Gesamtzahl: 61)	1750 bis ca. 1850 (Gesamtzahl: 43)
Waldviertel	28 %	26 %
Böhmen (einschließlich Böhmerwald)	12 %	23 %
keine Ortsangabe	51 %	42 %
Sonstiges	9 %	9 %

Quelle: Volkmar Köllner, Waldviertler Glashüttenleute, Teil I: Glasmeister (Maschinschriftliches Manuskript in der Waldviertel-Bibliothek im Höbarthmuseum der Stadt Horn), S. 385.

Wie eine zielstrebige Heirats- und Erwerbungs politik mit einer systematischen Ausweitung der Produktion verbunden werden konnte, läßt sich besonders gut an der Geschichte der Glasmeisterfamilie Hafenträdl im Bayerischen und im Böhmerwald verfolgen. Im Jahre 1706 wurde der damals 18jährige, unehelich geborene Glasmacherlehrling Johann Georg Hafenträdl aus Zwiesel im Bayerischen Wald in den Stand eines ehelich Geborenen versetzt. Er arbeitete damals in der 1690 durch Wolf Heinrich Grafen Nothhaft von Wernberg gegründeten Glashütte am Hüttenberg in Eisenstein. 1711 heiratete er, 1714 erwarb er eine Hausstatt, auf der er Haus und Stall errichtete. Er arbeitete weiterhin als Glasmacher; für die Feldarbeit stellte er einen „Inmann“ ein. 1720 pachtete Hafenträdl von Graf Nothhaft die neuerrichtete Glashütte, 1723 kaufte er das Eisensteiner Wirtshaus, mit dem die Erbge rechtigkeit für Bäckerei, Fleischbank und Fragnerei verbunden war. Auf der Suche nach Anlagemöglichkeiten für sein Bargeld kaufte er den Hohenstegener Wald in Böhmen, der im Osten an das Eisensteiner Gebiet angrenzt, und gründete dort die (im Gegensatz zur „Bayerischen Hütte“) sogenannte „Böhmische Hütte“, die später den Namen Hurkenthal erhielt.

1732 erwarb er vom Grafen Nothhaft, dem Eisensteiner Grundherrn und Eigentümer der Eisensteiner Glashütte, deren Pächter Hafenträdl seit 1720 war, einen großen Teil der östlichen Arberwäldungen und errichtete dort eine weitere Glashütte, die sog. Arberhütte. Diese Expansionspolitik verwickelte ihn in zahllose Rechtsstreitigkeiten, unter anderem mit den Seewiesener Glasmeistern. 1737 heiratete sein Sohn Josef in die berühmte Glasmeisterfamilie Gerl ein, übernahm die Gerlhütte in Seewiesen und wurde damit Hüttenmeister mitten unter den (ehemaligen?) Feinden des Vaters. Ein weiterer Sohn, Ignaz, der die „Böhmische Hütte“ übernahm, heiratete 1749 eine Tochter des mit seinem Vater ehemals verfeindeten Brunster Glasmeisters Georg Eisner. Im selben Jahr übergab Johann Georg Hafenträdl seinen Eisensteiner Besitz (mit Ausnahme der Arberhütte, die er noch bis 1763 in eigener Regie führte) seinem jüngsten Sohn, Johann Georg Hafenträdl jun. Dieser erwarb 1770 um 26000 Gulden von den Nachfolgern der Grafen Nothhaft die Hofmark Eisenstein, die während des Spanischen Erbfolgekriegs (1708) dem Königreich Böhmen einverleibt worden war. 1772 wurde ihm vom Bayerischen Kurfürsten der einfache Adel (Prädikat „von“) zuerkannt, 1783 wurde er durch Kaiser Joseph II. in den böhmischen Ritterstand erhoben. Seine fünf Kinder schließlich wurden 1790 — gegen Bezahlung — in den Reichsfreiherrnstand erhoben. (Dieser kurze Abriß der „Hafenträdl-Saga“ im 18. Jahrhundert enthält gegenüber der Darstellung in meinem auf S. 225 zitierten Aufsatz „Vom Waldglas zum Böhmischem Kristall“ eine Reihe von Verbesserungen, die ich Herrn Hans-Joachim Häupler, Sauerlach/Obb., verdanke.)

Ein Hinweis auf die Beziehungen zwischen Glashütten im Bayerischen und im Böhmerwald ist zum Beispiel auch der Fußweg von der Lohberger Glashütte im Lamer Winkel zur Glashütte Seewiesen in Böhmen, der in einer um 1690 entstandenen Karte eingezeichnet ist (Luftlinie etwa 16 km). Die für Bayern ungünstigen Ergebnisse des Spanischen Erbfolgekriegs verschoben die böhmisch-bayerische Grenze zugunsten Böhmens. Die daraufhin in den reicheren Wäldern auf der böhmischen Seite entstehenden Tafel- und Spiegelglashütten gaben ihre Produkte zur Weiterverarbeitung zu einem großen Teil an die seit dem frühen 18. Jahrhundert (auf Initiative von Nürnberger Händlern) errichteten Glasschleifen in der Oberpfalz weiter.

Natürlich heirateten nicht nur Hüttenmeister über die Landesgrenzen hinweg, sondern auch einfache Glasmacher und Glasarbeiter. Nur zwei Beispiele: 1658 ehelichte Paul Forst-

hueber, Glasmacher in der Glashütte Sonnenschlag im Mühlviertel, eine Glasarbeiters-
tochter von der nahen Glashütte Reichenau im Bayerischen Wald. Regina Plöchinger, eine
Glasmacherstochter von der Glashütte Schwarzenberg im Mühlviertel, heiratete 1747 den
Glasmacher Adalbert Ilg von der Stegerhütte bei Wallern im Böhmerwald.

Auch die Beschaffung der Rohstoffe erfolgte zum Teil grenzüberschreitend. Die
Aschenwälder von Glashütten lagen manchmal jenseits der Landesgrenze. 1661 hatte die
Glashütte Harmanschlag im Waldviertel (Herrschaft Weitra) das Recht, in den Wäldern der
Herrschaft Wittingau in Südböhmen Asche zu brennen. 1666 verlieh der Passauer Bischof
dem Hüttenmeister Georg Landgraf von der Glashütte Sonnenschlag gegen Erlegung eines
jährlichen Bestandgelds von 10 Gulden unter gewissen Kautelen auf 20 Jahre das Recht, in
den Wäldern des Hochstifts Passau im Gericht Wegscheid Asche brennen zu lassen. 1672
weigerte sich Landgraf, den Pachtzins für das Vorjahr zu bezahlen, da seine Aschenbrenner
von neu angesiedelten Waldhäuslern und „Raumreutannehmern“ wiederholt aus den Wäl-
dern vertrieben und am Aschenbrennen gehindert worden seien. Der Passauer Richter zu
Wegscheid behauptete dagegen, Landgrafs Aschenbrenner hätten sowohl 1671 als auch
1672 den ganzen Sommer hindurch Asche gebrannt. Ob Landgrafs Ersuchen an den Pas-
sauer Bischof vom 4. Dezember 1673 um Nachlaß des Aschenzinses stattgegeben wurde,
geht aus den mir zur Verfügung stehenden Quellen nicht hervor. Mit dem Fühlbarwerden



Innenansicht einer Glashütte mit bemerkenswerten Veränderungen gegenüber der Vorlage, dem oben
(S. 229) abgebildeten Holzschnitt aus Georg Agricolas „De re metallica“: Zwei der Glasmacher sit-
zen bei der Arbeit auf einem Schemel, vielleicht einer Vorstufe des seit dem 17. Jahrhundert in
Gebrauch kommenden „Glasmacherstuhls“. Die am Boden liegenden Zangen besitzen Gelenke. Der
Glasofen dient im oberen Teil gleichzeitig als Kühllofen. Die Buckelkraxe des Glasträgers ist geflocht-
ten und rundherum geschlossen.

Kupferstich aus: Wolff Helmhard von Hohberg, *Georgica curiosa aucta*, Teil 1 (Nürnberg 1701)
(Repro: Johann Fenz)

des Holzmangels im 18. Jahrhundert wurden solche Verpachtungen von Wäldern an Glasmeister jenseits der Grenze von den Regierungen nicht mehr gern gesehen.

Die Holzhacker der Schlägler Glashütten „pendelten“ zum Teil aus Böhmen ins Mühlviertel (vor allem im Winter). 1719/20 beispielsweise wurden die „Hüttscheiter“ der neuen Glashütte in Schwarzenberg von 18 Inwohnern, Tagelöhnern und Häuslern gehackt — darunter waren elf Inwohner aus Glöckelberg in Böhmen.

Den wichtigen Rohstoff Quarz bezogen die Glashütten von möglichst nahe gelegenen Fundstellen. Die Glashütte Schwarzau (Herrschaft Weitra) etwa bezog um 1776 Kies aus Alt-Weitra, Ulrichs und Wetzles, aber auch aus Rappetschlag in Böhmen, weil der dortige Kies „flüssiger“, d. h. leichter schmelzbar, war als jener aus der Umgebung von Weitra. Glasscherben, die zur Verbesserung der Qualität und zur Beschleunigung des Schmelzvorgangs unter das Gemenge gemischt wurden, kamen von den verschiedensten Seiten zu den Waldviertler Glashütten: von Glasern, Glasträgern und Glashändlern aus Wien und Niederösterreich, aus Südböhmen, aber auch aus Linz, Ulm und Prag. Da die Glasscherben wohl von Glashändlern und -trägern als eine Art Gegenfracht zu den Glashütten gebracht wurden, geben die Herkunftsorte der Scherben übrigens zugleich Hinweise auf das Absatzgebiet der jeweiligen Glashütte.

Braunstein, das wichtigste Entfärbungsmittel („Glasmacherseife“), bezog die Glashütte im Gföhlerwald 1669/70 und 1681 ausschließlich aus Böhmen: aus Schneeberg (Bezirk Tetschen), Budweis, Heilbrunn bei Gratzen und Wiesenthal (Bezirk Schluckenau). 1728 hatte sie 165 Pfund Schneeberger und 70 Pfund Budweiser Braunstein auf Lager. Den Töpferton für die Glashäfen und für die Ofenkappen bezogen die Glashütten im Gföhlerwald um 1670 aus Rädischen in Südböhmen (Bezirk Kaplitz), 1727 aus Heinreichs bei Weitra und aus Oberfucha bei Göttweig; die Glashütte Schwarzau 1776/77 unter anderem aus Hammerdorf in Böhmen (Bezirk Wittingau). Farben (etwa „blaue Schmalte“, das ist Kobaltoxyd) und weitere Fluß- und Läuterungsmittel (Salpeter, Arsenik u. a.) wurden wohl meist von zur Glashütte kommenden Glashändlern bezogen.

Im Böhmerwald, im Mühl- und im Waldviertel wurde die Pottasche („Fluß“) wahrscheinlich zum Großteil von herrschaftlichen Pottaschesiedereien erzeugt, aber auch von Waldbauern im Nebengewerbe und in glashütteneigenen Flußhütten. (Die Pachtung herrschaftlicher Pottaschesiedereien scheint in Böhmen im 18. Jahrhundert übrigens eine Domäne der Landjuden gewesen zu sein.) Zeitweise dürften die Glasmeister auch ambulante Flußsieder beschäftigt haben. So erzeugte beispielsweise 1719 ein Flußsieder aus Winterberg in Böhmen bei der Glashütte des Stiftes Schlägl in Schwarzenberg an die 9 Zentner Pottasche. Im Bayerischen Wald gab es im 18. Jahrhundert neben von den Hüttenmeistern angestellten auch „freie“, gewerbsmäßige, von der kurfürstlichen Forstverwaltung konzessionierte Aschenbrenner. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde — allen Verboten zum Trotz — Pottasche aus dem Bayerischen Wald nach Böhmen exportiert bzw. geschmuggelt. Wegen der zunehmenden Holzknappheit importierten die bayerischen Glashütten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Pottasche größtenteils aus Ungarn und Böhmen. In der Oberpfalz herrschte bereits im 13. und 14. Jahrhundert infolge des starken Holzverbrauchs der oberpfälzischen Bergwerke, Eisenhütten und Hammerwerke, also vor Beginn der Glashütteniedlung, Holzknappheit. Die wenigen trotzdem entstehenden Glashütten bezogen zum Teil sogar das Brennholz für die Glasöfen aus Böhmen. (Für die Erzeugung des wegen der Verunreinigung mit Eisenoxyd meist grünen oder grünlichen Waldglases genügte sauber gesiebte, ungesottene Waldasche. Diese wurde, wie erwähnt, von

Aschenbrennern erzeugt, die auch bei Bauern und Bürgern Ofenasche sammelten und zur Glashütte führten — eine frühe Form des „Recyclings“ von Abfällen!)

Es dürfte deutlich geworden sein, daß die Geschichte der Glaserzeugung in Böhmen, Bayern und Österreich, besonders in der eigentlichen Blütezeit des böhmischen Kristallglases von zirka 1680 bis etwa 1770, nur unter Berücksichtigung der grenzüberschreitenden Verflechtungen in Mitteleuropa und der stimulierenden Einflüsse ausländischer Konkurrenten auf dem Weltmarkt (zunächst Venedigs und der à la façon de Venise produzierenden transalpinen Glashütten, später Englands) geschrieben werden kann.

Weiterführende Literaturhinweise

- Jiří Adler, Několik poznámek k objevu českého křistálu [Einige Bemerkungen zur Erfindung des böhmischen Kristalls], in: Jihočeský sborník historický 55 (1986) 48-51
- Sabine Baumgärtner, Zwei südböhmische Gläser: ein spanisches Geschäft. Ein Beitrag zur Forschungsgeschichte des böhmischen Barockglases, in: Weltkunst 54 (1984) 2012-2017
- Ernst Bernleithner, Alte Glashütten im niederösterreichisch-böhmischen Grenzgebiet, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich N. F. 32 (1955/56) 134-151
- Josef Blau, Die Glasmacher im Böhmer- und Bayerwald, 2 Bde. (Kallmünz über Regensburg 1954 und 1956)
- Margarete Gräfin von Buquoy, Die Glaserzeugung auf der gräflich Buquoy'schen Herrschaft Gratzen in Südböhmen (2., erw. u. verb. Aufl., München 1980)
- Arnold Busson, Biedermeier-Steingläser (1817-1842). Glas aus dem National-Fabriksprodukten-Kabinett, Bd. 1 (Wien 1991)
- Karl Dienstl, Aus der Wirtschaftsgeschichte einer Waldviertler Glashütte, in: Das Waldviertel N. F. 18 (1969) 247-251
- Josef Franz Dirscherl, Das ostbayerische Grenzgebirge als Standraum der Glasindustrie (Gedr. Diss., Technische Hochschule München 1938)
- Olga Drahotová, Severočeské barokní řezané sklo ve světle historicky lokalizovaných památek [Das nordböhmische geschnittene Glas im Lichte historisch lokalisierter Denkmäler], in: Ars vitraria 4 (Jablonec nad Nisou 1973) 20-35
- Olga Drahotová, Das Böhmisches Kristallglas und seine Einflüsse auf Venedig im 18. Jahrhundert, in: Glasrevue 30/2 (Prag 1975) 14-19
- Olga Drahotová, K problematice českého skla v benátském stylu [Zur Problematik des böhmischen Glases im venezianischen Stil], in: Ars vitraria 6 (Jablonec nad Nisou 1980) 11-22
- Olga Drahotová, Identifying Glass from the Buquoy Glass Factory at the Nové Hrad Estate (Gratzen) in the Seventeenth Century, in: Journal of Glass Studies 43 (Corning, N. Y., 1981) 46-55
- Astone Gasparetto, Il vetro di Murano dalle origini ad oggi (Venezia 1958)
- Astone Gasparetto, Die Beziehungen zwischen Venedig und Böhmen auf dem Gebiet des Glases zu Beginn des 18. Jahrhunderts, in: Glasrevue 30/1 (Prag 1975) 6-10
- Josef Gattringer, Studien zur Geschichte Waldviertler Glashütten im Raume des ober- und niederösterreichischen Freiwaldes vom 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert, mit bes. Berücksichtigung des Herrschaftsbereiches Großpertholz und Weitra (Geisteswiss. Diss., Wien 1988)
- Alois Gratzl, 150 Jahre Stölze-Glas (Graz 1985)
- Hans-Joachim Häupler, Rezension von: Jankovsky, Die Entwicklung der Glasindustrie im Eisensteiner Tal (s. unten), in: Glashistorische Forschungshefte 2 (Sauerlach 1985) 132-136
- Franz Haudum, Hohlglas aus den erloschenen Hütten des Böhmerwaldes (Schlägler Ausstellungskatalog 6, Stift Schlägl 1980)
- Karel Hetteš, Venetian Trends in Bohemian Glassmaking in the Sixteenth and Seventeenth Centuries, in: Journal of Glass Studies 5 (Corning, N. Y., 1963) 39-53
- Ernst Hirsch, Die Erfindung des böhmischen Kristallglases, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen 74 (1936) 42-66
- Anton Jankovsky, Die Entwicklung der Glasindustrie im Eisensteiner Tal, in: Ostbairische Grenzmarken 26 (1984) 207-220
- Arnošt Klíma, Manufakturní období v Čechách [Das Manufakturzeitalter in Böhmen] (Praha 1955)
- Volkmar Köllner, Alte Glashütten im Waldviertel und ihre Meister, in: Versuche und Ansätze zur Industrialisierung des Waldviertels, hg. von Helmuth Feigl und Willibald Rosner (Studien und Forschungen aus dem NÖ Institut für Landeskunde 12, Wien 1990) 85-135

- Vilém Kudrlička/ Jiří Zálaha, Umění šumavských sklářů [Die Kunst der Glasmacher des Böhmerwaldes] (České Budějovice 1987)
- Walter Kuhn, Geschichte der deutschen Ostsiedlung in der Neuzeit, Bd. 2: Das 15. bis 17. Jahrhundert (Landschaftlicher Teil) (Köln-Graz 1957)
- Václav Lukáš, Aus der Geschichte des böhmischen Glasexports, in: Glasrevue 33/1 (Prag 1978) 4-17
- Václav Lukáš, The Exportation of Bohemian Glass. A Historical Review, in: Journal of Glass Studies 43 (Corning, N. Y., 1981) 56-63
- František Mareš, České sklo. Příspěvky k dějinám jeho až do konce XVIII. století [Böhmisches Glas. Beiträge zu seiner Geschichte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts] (Praha 1893)
- Anton Mitmannsgruber, Glashütten um Liebenau, in: Oberösterreichische Heimatblätter 21 (1967) 17-36
- Gustav E. Pazaurek, Gläser der Empire- und Biedermeierzeit (2., von Eugen von Philippovich überarbeitete Auflage, Braunschweig 1976)
- Kurt Pittrof, Böhmisches Glas im Panorama der Jahrhunderte. Eine Kultur- und Wirtschaftsgeschichte (München 1987)
- Wolfgang Prager, Mildner fecit à Gutenbrunn. Joseph Mildner — ein Glaskünstler ohne Vorbilder und Nachfolger, in: Weltkunst 21, 1. II. 1983
- Paul Praxl, Der Goldene Steig (Grafenau 1976)
- Paul Praxl, Die ältesten Glashütten des Böhmerwaldes, in: Ostbairische Grenzmarken 25 (1983) 71-79
- Christiane Sellner (Hg.), Der Gläserne Wald. Glaskultur im Bayerischen und Oberpfälzer Wald. Ein Führer zu historischen Stätten, Glashütten und Museen in Ostbayern (München 1988)
- Walter Spiegl, Zentren der Erzeugung des Goldrubinglases in Böhmen, in: Weltkunst 58 (1988) 3319-3321
- Drahomíra Šrýtrová, K počátkům obchodu s českým sklem [Zu den Anfängen des Handels mit böhmischem Glas], in: Ars vitraria 1 (Jablonec nad Nisou o. J.) 29-38
- H. Tait, The Golden Age of Venetian Glass (London 1979)
- W. Trautmann, Glashütten-Brauch, in: Rupert Hauer, Heimatkunde des Bezirkes Gmünd (2., erw. Aufl., Gmünd 1951) 207-212
- Stanislav Urban, Počátky emigrace českých sklářů do Itálie [Die Anfänge der Auswanderung böhmischer Glasmacher nach Italien], in: Sklář a keramik 24 (1974) 148-150
- Thomas Winkelbauer: siehe Seite 225, Fußnote

Adelige und geistliche Grundherrschaften vom 10. bis ins 20. Jahrhundert Am Beispiel des politischen Bezirkes Krems

2. Teil: Spätmittelalter*

Das überraschende Ende der Babenbergherrschaft¹⁰⁵⁾ und die bald darauf ausbrechende kaiserlose Zeit brachten es mit sich, daß die Herzogtümer Österreich und Steiermark zum Spekulationsobjekt mächtiger Nachbarn wurden. Gleichzeitig scharten sich die österreichischen Ministerialen teils um des verstorbenen Herzogs Schwester Margarete (Witwe König Heinrichs VII.), teils um dessen Nichte Gertrud (Witwe Wladislaws, des Sohnes von König Wenzel). Der Unsicherheit und Unruhe im Lande überdrüssig, suchten sie schließlich nach einem starken Landesfürsten und riefen 1251 den 21jährigen böhmischen Kronprinzen (ab 1253 König) Ottokar Přemysl ins Land.¹⁰⁶⁾

Ottokar setzte in seiner kraftvollen, 26 Jahre währenden Regierung die babenbergische Tradition fort, indem er die landesfürstliche Machtstellung konsequent ausbaute. Darüberhinaus legitimierte er sich 1252 durch seine Eheschließung mit (der um 25 Jahre älteren) Margarete als Nachfolger der Babenberger. Neun Jahre später erzwang er die Scheidung dieser Zweckbindung.

Margarete¹⁰⁷⁾ verbrachte ihren Lebensabend im Waldviertel: In der warmen Jahreszeit wohnte sie in der landesfürstlichen Burg Krumau am Kamp (G), die ihr Ottokar zur Verfügung gestellt hatte, im Winter hielt sie sich im Kremser Herzogshof auf.¹⁰⁸⁾ 1267 starb sie. Nach ihrem Tod belehnte Ottokar den böhmischen Edelmann Tazzo mit Burg Krumau und

Abkürzungen

G	Gerichtsbezirk Gföhl
K	Gerichtsbezirk Krems
L	Gerichtsbezirk Langenlois
S	Gerichtsbezirk Spitz
StK	Stadt Krems
BIVLkNÖ	Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich.
FRA	Fontes rerum Austriacarum. Apt. II. Diplomataria et acta (Wien 1849 ff).
GB	Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltener-Diözesan-Blatt (St. Pölten 1878 ff).
MGH	Monumenta Germaniae Historica: DChR — Deutsche Chroniken; SS — Scriptores (Hannover 1828 ff).
NB	Notizenblatt. Beilage zum Archiv für österreichische Geschichte (Wien 1850 ff).
OÖUB	Urkundenbuch des Landes ob der Enns, II Bde. (Wien 1852-1956).
JbLkNÖ	Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich.

* Der erste Teil erschien in Heft 2/1992 dieser Zeitschrift auf den Seiten 145-163.

¹⁰⁵⁾ Heide Dienst, Die Schlacht an der Leitha (= Militärgeschichtliche Schriftenreihe 19, 1978). — Adolf Ficker, Herzog Friedrich II., der letzte Babenberger (Innsbruck 1884).

¹⁰⁶⁾ Ottokar Lorenz, Geschichte König Ottokars II. und seine Zeit (Wien 1866). — Andreas Kusternig, Die Zeit König Ottokars in Österreich (= Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich 34, St. Pölten — Wien 1978). — Max Weltin, Landesherr und Landesherren. Zur Herrschaft Ottokars II. Přemysl in Österreich. In: JbLkNÖ, NF 44/45 (1978/79) S. 159 ff.

¹⁰⁷⁾ Wilhelm Wostry, Margarethe von Babenberg (= Südostdeutsche Lebensbilder Bd. 1, Reichenberg 1926).

¹⁰⁸⁾ So steht es zumindest in der nicht ganz zuverlässigen Reimchronik (MGH DChR V/1, 9257).

mit der Herrschaft Pallweis (G). An diesem Beispiel erhellt sich möglicherweise Ottokars Absicht, die nördlichen Randgebiete Niederösterreichs an sein Königreich Böhmen anzugliedern, indem er sie zunächst an böhmische Adelige verlieh. Tatsache ist, daß er immer wieder wichtige Ämter an böhmische und mährische Gefolgsleute vergab und sich damit die Sympathie des österreichischen Adels verscherzte. Hinzu kam, daß Ottokar systematisch gegen die Großen des Landes vorging, wenn sie sich seinen Herrschaftsansprüchen widersetzen. So forderte er 1263 alle Güter und Rechte zurück, die sich der Adel seit 1246 angeeignet hatte und verlangte die Schleifung aller neu errichteten Burgen. Erwartungsgemäß kam es 1268 und 1275 zu Empörungen gegen ihn.

Andererseits sicherte sich König Ottokar unter der Geistlichkeit, unter den niederen Adeligen sowie unter den Bewohnern von Städten und Märkten eine breite Anhängerschaft. Städte wie Krems verdankten ihm etliche Privilegien. Krems erhielt durch Ottokar eine dritte Stadtburg (Burghof, heute Dreifaltigkeitsplatz 8), welche einerseits den südlichen Stadteingang („Hölltor“) und damit den Donauhandel kontrollierte, andererseits als Zwingburg die gesamte Stadt von ihrem tiefsten Punkt aus beherrschte.¹⁰⁹⁾

Noch unter den letzten Babenbergern waren manche Bürger zu großem Ansehen und Reichtum gelangt. König Ottokar bediente sich der finanziellen Mittel solcher Patrizier und machte sie zu Leitern der Finanzverwaltung („Landschreiber“) seiner neu erworbenen Länder.¹¹⁰⁾ Einer dieser Patrizier war der Kremser Bürger Gozzo, dessen 1258 neben der 2. Stadtburg errichteter Stadtpalast (Hoher Markt 10) dem Typus der italienischen Kommunalpaläste nachempfunden war und heute das markanteste mittelalterliche Profangebäude von Krems darstellt. Von Gozzo hören wir erstmals 1247; er bekleidete die Würde eines Stadtrichters, dann eines Bürgermeisters und ab 1270 eines Landschreibers. Knapp vor Ottokars entscheidender Auseinandersetzung mit Rudolf schloß sich Gozzo den Habsburgern an, sodaß er sich auch unter ihnen hohen Ansehens erfreute. Von seiner Pilgerreise nach Rom zurückgekehrt, trat er 1288 als Laienbruder in das Stift Zwettl ein, wo er 1292 starb.¹¹¹⁾

1275 wurden König Ottokar die österreichischen Besitzungen abgesprochen, 1276 rückten die Heere König Rudolfs I. und seiner Verbündeten in Österreich ein. Doch bevor der Habsburger zum Schlag gegen den Böhmenkönig ausholte, versicherte er sich der Mächtigen des Landes.¹¹²⁾ So erteilte er dem Adel die Genehmigung zum Burgenbau und Städten wie Krems zahlreiche Privilegien. Beispielsweise überließ Rudolf der Stadt 1277 die Einnahmen aus der Brückenmaut zur Fertigstellung der Kremser Stadtmauer. Wer sich rechtzeitig auf Rudolfs Seite geschlagen hatte, durfte mit reichem Lohn rechnen: Rapoto IV. von Hadersdorf-Falkenberg zog für Rudolf in die Schlacht von Dürnkrut-Jedenspeigen, bei der er vermutlich den Tod fand. Aus Dankbarkeit für die geleistete Gefolgschaftstreue belehnte der König dessen Söhne Rapoto V. und Hadmar II. mit dem Landgericht von Hadersdorf

¹⁰⁹⁾ 1288 erste urkundliche Erwähnung des Namens „Purchhof“ (FRA II/3, 463, 554), als Herzog Albrecht I. die Anlage ihrer Wehrhaftigkeit beraubte.

¹¹⁰⁾ Max Weltin, Zur niederösterreichischen Stadtministerialität im 13. Jahrhundert. In: Unsere Heimat 44 (1973).

¹¹¹⁾ Anton Kerschbaumer, Gozzo. Ein Kremser Bürger des dreizehnten Jahrhunderts. In: BIVLkNÖ NF 29 (1895) S. 146 ff.

¹¹²⁾ Alois Gerlich, Landfriede und Landrecht in Österreich 1276 bis 1281. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 99 (1963). — Kurt Peball, Die Schlacht bei Dürnkrut am 26. August 1278 (= Militärgeschichtliche Schriftenreihe 10, Wien 1978).

(L).¹¹³⁾ Die beiden Haderich-Falkenberger blieben allerdings in der Folge nicht loyal zum Hause Habsburg, vielmehr beteiligten sie sich 1295 an einem neuerlichen Kuenringeraufstand gegen den Landesfürsten.

Die Kuenringer¹¹⁴⁾ hatten seit Mitte des 13. Jahrhunderts ihre Besitzungen in zwei Gebieten konzentriert: im nördlichen Waldviertel (Weitraer Linie) und in der Wachau (Dürnsteiner Linie). Die Weitraer zählten bis zuletzt zu den Gefolgsleuten König Ottokars und waren mit ihm sogar verschwägert, während die Dürnsteiner die Partei Habsburgs ergriffen hatten (Albero VI. von Dürnstein war in der Schlacht von Dürnkrut gefallen). Damit war das weitere Schicksal der Kuenringer vorgezeichnet: Die Angehörigen der Weitraer Linie mußten ins Exil, während jene der Dürnsteiner Linie ihre Macht ausbauten. Bereits um die Jahrhundertmitte hatten sie im Schutz der beiden Dürnsteiner Burgen die Stadt Dürnstein gegründet — der imposante dreieckige Festungsgürtel mit der Donau als Basis und der Burg als Spitze ist ein Werk des 14. Jahrhunderts.

Herzog Albrecht I. (1282-1308, ab 1298 König) war ein machtbewußter Fürst¹¹⁵⁾ und schuf sich Feinde, zumal er zahlreiche schwäbische Gefolgsleute ins Land brachte und diese auffallend bevorzugte; so gelangte Eberhard von Wallsee als Landrichter ob der Enns zu einer führenden Stellung, die er und seine Familie auch mit dem entsprechenden Grundbesitz zu untermauern vermochten: Im Jahr 1300 kaufte Heinrich von Wallsee die landesfürstliche Burg Kornberg (G)¹¹⁶⁾ sowie Burg Hartenstein (K) mit der Herrschaft Nöhagen (K).¹¹⁷⁾ Zwischen 1314 und 1370 waren Friedrich von Wallsee und dessen Sohn Heinrich Pfandbesitzer der landesfürstlichen Herrschaft Gföhl/Jaidhof, 1314 erwarb Eberhard von Wallsee durch Heirat und Kauf die drei Herrschaften Senftenberg, Droß und Zöbing (K).¹¹⁸⁾ 1354 kaufte der Hauptmann ob der Enns, Eberhard von Wallsee, die Kuenringerburg Kronsegg (L) um 560 Pfund Wiener Pfennige,¹¹⁹⁾ ein Jahr später traten die Wallseer als Erben der Kuenringer auf und besaßen 1355-1358 das herzoglich bayerische Lehen Spitz (mit Schwallenbach und Zeißing). 1356 und noch mehrmals im 14. Jahrhundert war Reinbrecht von Wallsee landesfürstlicher Pfleger von Krems, ein Amt, das mit jährlich 100 Pfund Denaren dotiert war. 1355 erbt Heinrich von Wallsee die Gobelsburg (L) von den Falkenbergern. Die mächtigen Wallseer, welche teilweise die alte Stellung der Kuenringer eingenommen hatten, zogen sich erst in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts allmählich aus dem Waldviertel zurück; 1483 starben sie aus.

Während also Albrecht I. seine schwäbischen Gefolgsleute begünstigte, versuchte er, die Macht der alteingesessenen Landherren zu beschneiden. Konflikte waren unvermeidlich. Zweimal empörte sich der Adel gegen ihn, das erste Mal 1291,¹²⁰⁾ nach dem Tod seines Vaters Rudolf I., das zweite Mal 1295. Auch in der zweiten Erhebung, die Leutold I.

¹¹³⁾ Urkunde im Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

¹¹⁴⁾ Joachim Rössl, Böhmen, Ottokar Přemysl und die Herren von Kuenring. In: JbLkNÖ, NF 44/45 (1978/79) S. 380 ff.

¹¹⁵⁾ Alphons Dopsch, Albrechts I. Bedeutung für die Ausbildung der Landeshoheit in Österreich. In: BIVLkNÖ NF 27 (1893).

¹¹⁶⁾ Kornberg blieb bis 1380 im Besitz der Wallseer. Vgl.: OÖUB IV, 422.

¹¹⁷⁾ OÖUB IV, 338.

¹¹⁸⁾ Die vereinigten Herrschaften blieben im Besitz der Wallseer bis zum Aussterben des Geschlechts 1483.

¹¹⁹⁾ GB IX, 155.

¹²⁰⁾ Alphons Dopsch, Ein antihabsburgischer Fürstenbund im Jahre 1292. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 22 (1901).

von Kuenring angeführt hatte, blieb Albrecht siegreich. Er brach zahlreiche Burgen, zog Besitztümer ein und zwang die Aufständischen zum Gehorsam. Viele Herrschaften wechselten nun den Besitzer, denn für den Habsburger ergab sich die Gelegenheit, freigelegenes Gut allzu mächtiger Geschlechter an sich zu bringen, falls sich die ursprünglichen Eigentümer nicht unterwarfen. Die Kuenringer verloren die meisten Güter im Waldviertel und büßten damit ihre dominierende Stellung in Österreich, wo zeitweise ein Drittel des gesamten Bodens zu ihrem Einflußgebiet gehört hatte, ein. Auch kleinere Adelige verloren Gut und Leben während des Aufstandes: Ortolf von Ronberg (=Rundersburg, G), welcher der letzten Babenbergerin Margarete treu gedient hatte, fand vermutlich im Zuge der Kampfhandlungen ein gewaltsames Ende; seine Burg wurde zerstört, sein Besitz als heimgefallenes Lehen vom Landesfürsten übernommen.

Wie viele andere beteiligten sich auch die Brüder Rapoto V. und Hadmar II. von Falkenberg (L) am Adelsaufstand Leutolds von Kuenring und mußten sich wie dieser unterwerfen. Wenig später wagten die beiden Brüder einen räuberischen Überfall auf den Hof des Stiftes Zwettl in Kammern (L), der dabei zerstört wurde.¹²¹⁾ Damit lieferten sie dem Landesfürsten Albrecht I. einen Vorwand, die Falkenberger neuerlich zu bekämpfen und ihre Macht endgültig zu brechen. Die steirische Reimchronik des Ottokar aus der Geul berichtet von dem Kampf um die Feste Falkenberg:¹²²⁾ Ende September 1299 langten die landesfürstlichen Reisigen, angeführt vom sechzehnjährigen Sohn Albrechts, Rudolf III., vor Falkenberg an und begannen mit der Belagerung. Hadmar II. hatte von dem bevorstehenden Angriff zufällig erfahren, war rechtzeitig nach Böhmen geflüchtet und hatte seinem Bruder Rapoto V. die Verteidigung der Feste allein überlassen. Während der folgenden fünf Monate ließ der junge Rudolf mit Hilfe von vier Steinschleudern insgesamt 7800 Steinblöcke — das waren 72 Wagenladungen — gegen die Burg werfen. Als die Mauern in Trümmern lagen und 13 Verteidiger gefallen waren, kapitulierte der schwerverletzte Rapoto am Aschermittwoch des Jahres 1300 gegen freien Abzug und unter Mitnahme seiner persönlichen Habe. Die Burg wurde endgültig zerstört und nicht mehr aufgebaut. Fortan bewohnten die Haderiche wieder ihre Burg in Hadersdorf. 1305 wurden Rapoto und Hadmar von Herzog Rudolf wieder in Gnaden aufgenommen, doch blieb es auch in der Folge nicht ruhig um die Haderiche: 1306 kam es zu einer Fehde zwischen Hadmar und Ulrich von Wallsee um den Besitz der Gobelsburg (L), welche noch vor 1292 durch Heirat an Rapoto gefallen war.¹²³⁾ Die Parteien verglichen sich, die Gobelsburg blieb vorerst bei den Haderichen. 1309 führte Hadmar einen Adelsaufstand gegen Herzog Friedrich I. den Schönen an; 1313 fiel er im Zweikampf. Als 1355 das Geschlecht der Haderiche ausstarb, gelangte der Besitz von Hadersdorf-Falkenberg an die verschwägerten Herren von Kapellen;¹²⁴⁾ die Gobelsburg kam an die Wallseer.

Albrecht I. starb 1308 eines gewaltsamen Todes, weil er sich über vertragliche Abmachungen (Rheinfeldener Hausordnung 1283) hinweggesetzt hatte. Unzufriedene Adelige unterstützten den Mordanschlag von Johann „Parricida“ und rebellierten. Doch Albrechts

¹²¹⁾ Später wurde der Zwettlerhof wiederhergestellt, zumal das Stift seinen Besitz in Kammern ständig vermehrte.

¹²²⁾ Kapitel DCXCI.

¹²³⁾ NB I, 1853, 6 f.

¹²⁴⁾ Die Herren von Kapellen besaßen große Teile des oberösterreichischen Machlandes, in Niederösterreich gehörte ihnen Arbesbach, Gerersdorf, Gumpendorf, Grünberg, Drosendorf, Peylenstein, Pottendorf und Simmering; Ende des 13. Jahrhunderts setzten sie sich auch in der Wachau (Spitz, Weißenbach) fest, 1335 kauften sie Lichtenfels am Kamp. 1408 starb die Familie aus.

Söhne Leopold und Friedrich der Schöne sowie dessen Tochter Agnes verfuhrten mit ungewöhnlicher Härte gegen die Aufständischen. Vor allem Agnes,¹²⁵⁾ seit 1301 Witwe von König Andreas III. von Ungarn, ist als blutige Rächlerin ihres Vaters in die Geschichte eingegangen: Sie ließ sämtliche Verwandte und Freunde des Mörders — angeblich etwa 1000 Personen — hinrichten und zog deren Güter ein, um aus dem Verkaufserlös an der Stätte des Mordes das Nonnenkloster Königsfelden zu erbauen. In den Jahren 1309, 1314 und 1316 wohnte sie nachweislich auf der landesfürstlichen Burg Rehberg (StK).¹²⁶⁾ Nach Agnes' Tod 1364 wollte Herzog Rudolf IV. der Stifter das von ihm errichtete Domkapitel bei St. Stephan in Wien mit Rehberg (sowie mit den Herrschaften Weitenegg und Persenbeug) dotieren, mußte aber diese Schenkung rückgängig machen, weil er über das Reichslehen Rehberg ohne Zustimmung des Reiches nicht verfügen durfte.¹²⁷⁾ So blieb die Burg landesfürstlich und wurde fortan von Burggrafen verwaltet.

Der adelige Grundbesitz unterlag einem ständigen Wandel. Nur wenige Geschlechter hielten sich so wie die Neudegger (Neidegger) länger als ein Jahrhundert an ein und demselben Ort. Die Neudegger — benannt nach ihrem Stammsitz Neudegg bei Kirchberg am Wagram — sind schon im 13. Jahrhundert nachweisbar;¹²⁸⁾ sie starben erst 1728 aus. Im Spätmittelalter verfügten sie über ausgedehnte, aber weit zerstreute Besitzungen im nördlichen und westlichen Niederösterreich und wurden zu einer der reichsten Familien im südlichen Waldviertel. Zunächst gehörte ihnen der Neudeggerhof in Loiben (K),¹²⁹⁾ vor 1337 erwarben sie Brunn am Wald (G) von den Lichteneggern,¹³⁰⁾ bis 1354 besaßen sie Burg Kronsegg (L) als kuenringisches Lehen, bis 1375 Scheitz (G) (dann an Göttweien verkauft). Ulrich von Neudegg erwarb von den Starhembergern 1377 Albrechtsberg (K)¹³¹⁾ und 1380 den Hof von Gilleis (K),¹³²⁾ im selben Jahr belehnte ihn Herzog Albrecht III. mit der landesfürstlichen Burg Kornberg (G).¹³³⁾ Schließlich brachte ihm seine Gemahlin und Erbtochter der Herren von Ranna-Grie (1389 ausgestorben) Burg Oberranna (S) in die Ehe mit. Oberranna wurde nun Hauptwohnsitz der Neudegger und blieb bis 1527 im Familienbesitz. Im 15. Jahrhundert scheinen Hans und Leopold Neudegg auch noch als landesfürstliche Burggrafen von Krems und Hartenstein (K) (1430-1445) auf, dann zeitweise als her-

¹²⁵⁾ Alfred Nevsimal, Königin Agnes von Ungarn. Leben und Stellung in der habsburgischen Politik ihrer Zeit (phil. Diss. Wien 1951).

¹²⁶⁾ FRA II/5, 257.

¹²⁷⁾ Nikolaus Grass, Der Wiener Dom, die Herrschaft zu Österreich und das Land Tirol (Innsbruck 1968). — Karl Lechner, Mittelalterliches Reichsgut und Reichsrechte in den österreichischen Donauländern. In: Bericht über den 8. österreichischen Historikertag (1964) S. 27 ff.

¹²⁸⁾ Ein Hans von Neudegg ist 1287 als Burggraf von Steyr belegt.

¹²⁹⁾ Im 15. Jahrhundert fiel der Neudeggerhof an Dürnstein.

¹³⁰⁾ OÖUB VI, 255. Die Lichtenegger, benannt nach Lichtenegg (G), waren Erben der 1305 ausgestorbenen Herren von Lichtenau (G) und besaßen neben zahlreichen Gütern, Patronatsrechten und Kirchenlehen Großbreinprechts (G), Rastbach (G) von ca. 1250 bis ins 14. Jahrhundert, Brunn am Wald (G) 1300 bis ca. 1337, Felling (G) ab 1365, Hohenstein ab 1391 und die landesfürstliche Burg Niedergrünbach (G) ab 1380. Um 1455 starb der letzte Lichtenegger.

¹³¹⁾ Die Starhemberger verfügten über eine Reihe von Gütern im Waldviertel, u. a. Rapottenstein, Anschau und Arbesbach; 1332 bis 1377 besaßen sie Albrechtsberg. Die Neudegger behielten Albrechtsberg bis 1527 und ließen die Feste von Burggrafen verwalten.

¹³²⁾ OÖUB IX, 906. Die Herrschaft Gilleis wurde an die Maissauer verkauft, der Hof an Rüdiger von Starhemberg d. J.

¹³³⁾ GB IX, 146. 1404 an Eitzinger verkauft.

zogliche Lehensträger von Loiwein (G) (bis 1455), ab 1432 von Rastenberg (G),¹³⁴⁾ von 1453 bis 1515 als Pächter von Gföhl-Jaidhof.

Schließlich besaßen die Neudegger seit 1422 das bayerische Lehen Spitz-Schwallenbach-Zeißing. Durch diesen Lehensbesitz gerieten sie in Konflikt mit dem bayerischen Kloster Niederaltaich. Einst (1281) hatten die Kuenringer als bayerische Aftervasallen über Spitz-Schwallenbach-Zeißing und als Vögte der Niederaltaichschen Güter in der Wachau die einträglichen Vogteirechte über die „curia in dem Erlach“ freiwillig dem Kloster überlassen,¹³⁵⁾ sodaß rund um dessen Amtshof (Erlahof, S) eine eigene Grundherrlichkeit des Klosters entstanden war. Wohl ging die Vogteigewalt bald wieder an die Kuenringer und deren Nachfolger zurück, die Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit blieb aber in den Händen Niederaltaichs. Diese Befugnis dürfte eine Fehde zwischen dem Vogt Leopold von Neudegg und dem Abt von Niederaltaich, Erhard Reittorner, ausgelöst haben: 1451 überfiel Leopold den zu Erlahof (S) weilenden Abt und entführte ihn mitsamt seinem Gefolge auf Burg Brunn am Wald (G). Dort hielt er ihn aber nur kurze Zeit gefangen und mußte ihn bald wieder freilassen; danach wurde Leopold für diese Raubrittertat zu der enormen Geldstrafe von 4000 Gulden verurteilt.

Die Familie Neudegg bildete, wie gesagt, eine Ausnahme in der Reihe adeliger Grundbesitzer; kaum ein anderes Geschlecht verfügte über einen derart langen Stammbaum und über ein zeitlich und räumlich dermaßen ausgedehntes Eigentum. Nur die Kirche übertraf sie an Beständigkeit, während sich selbst die Habsburger oftmals zu Tausch, Verkauf und Verpfändung ihrer Herrschaften genötigt sahen. Nicht immer wechselten ganze Dörfer den Eigentümer, vielfach wurden einzelne bäuerliche Lehen Gegenstand grundherrlicher Transaktionen, die im Spätmittelalter umso rascher aufeinander folgten, je stärker die allgemeine Agrarkrise die Einkünfte des Adels beeinträchtigte.¹³⁶⁾ So kam es seit dem 13. und verstärkt im 14. Jahrhundert in fast allen Ortschaften zu einer völligen Zersplitterung der Herrschaftsverhältnisse. Da es außerdem acht verschiedene Obrigkeitstypen gab¹³⁷⁾ und somit jeder Bauer gleichzeitig mehreren Obrigkeiten dienen mußte, waren Streitigkeiten unvermeidlich. Damit jedes Dorf über eine allen Dorfbewohnern vorgesetzte Ordnungsinstanz verfügte, wurde im Spätmittelalter die Ortsobrigkeit eingeführt (nur in Niederösterreich und in Teilen der Steiermark): Sie übte die Gerichtsbarkeit aus, sorgte für Ruhe und Ordnung und beaufsichtigte die Dorfgemeinde und alle Dorfeinrichtungen.¹³⁸⁾ Nun gewähren zwar die mittelalterlichen Quellen keinen Aufschluß über die jeweilige Zugehörigkeit der bäuerlichen Lehen; da sich aber gerade im Waldviertel der Häuserbestand vom späten 13. bis zum 16. Jahrhundert kaum verändert hat, kann auch das Bereitungsbuch von 1590 als Quelle für das Spätmittelalter herangezogen werden. Als geeignetes Beispiel für ein Dorf von durchschnittlicher Größe bietet sich Pallweis (G) mit seinen insge-

¹³⁴⁾ GB IX, 174.

¹³⁵⁾ MB XV, 18.

¹³⁶⁾ Wilhelm Abel, Hungersnöte und Absatzkrisen im Spätmittelalter. In: Festschrift für Hermann Aubin zum 80. Geburtstag (Wiesbaden 1965). — Ders., Strukturen und Krisen der spätmittelalterlichen Wirtschaft (Stuttgart 1980). — Peter Kriedte, Spätmittelalterliche Agrarkrise oder Krise des Feudalismus? In: Geschichte und Gesellschaft 7/1 (1981) S. 42 ff.

¹³⁷⁾ 1) Grundherrschaft = Grundobrigkeit; 2) Vogtobrigkeit a) weltliche Vogtei b) Patronatsrecht; 3) Ortsobrigkeit; 4) Bergobrigkeit; 5) Forstobrigkeit = Waldnutzungsrecht; 6) Landgerichtsobrigkeit = hohe Gerichtsbarkeit; 7) Zehentrecht; 8) Ungeld-Einhebungsrecht. Siehe: Feigl, Grundherrschaft (Anmerkung 2).

¹³⁸⁾ Feigl, Grundherrschaft (Anmerkung 2) S. 32.

samt 27 Häusern an. Hier verfügte die Ortsobrigkeit (Herrschaft Rastbach) über acht Häuser, die Herrschaft Ottenstein über neun Häuser, Brunn am Wald besaß fünf, Niedergrünbach drei und Dobra zwei Häuser.

In der Regel können wir davon ausgehen, daß ursprünglich ein Haus einem Lehen, also einer bäuerlichen Betriebseinheit mit Wirtschaftsgebäude und zugehörigem Ackerland, entsprach.¹³⁹⁾ Der „Lehner“ mußte seinem Grundherrn die Überschüsse seiner Getreideproduktion abliefern, wobei seit dem 12. Jahrhundert die Naturalabgaben vielfach durch Geldzahlung ersetzt wurden.¹⁴⁰⁾ Zu der an den Grundherrn zu entrichtenden Produktrente oder Geldrente („Haus- und Grunddienste“) konnten auch bestimmte handwerkliche Erzeugnisse eingefordert werden. Der Bauer wurde so zum Gewerbe-Bauern. Manche Ortsnamen erinnern heute daran, daß solche Gewerbe-Bauern ein ganzes Dorf besiedelt hatten. So lebten z. B. in Schiltarn (L) die Schildmacher,¹⁴¹⁾ in Kuffarn (S) die Kufner (=Faßbinder).¹⁴²⁾

In den Weinbaugebieten an der Donau und im unteren Kamptal verdichtete sich die Bevölkerung immer mehr. Der große Arbeitskräftebedarf führte sogar zur Bildung eines besitzlosen ländlichen Proletariats von Weingartenarbeitern.¹⁴³⁾ 1388 gründeten die Weinbauern von Weinzierl (StK) die „Weinzierler Zeche“ (mhd. zeche = Gesellschaft), den ältesten Winzerverband des deutschen Sprachraumes. Seine Aufgabe bestand in der genossenschaftlichen Verarbeitung der Weinernte und im gemeinschaftlichen Verkauf.

Anders als in den Weinbaugebieten hatte der Siedlungsstand im Waldviertel bereits um 1300 seinen Höhepunkt erreicht. Alle für den Ackerbau geeigneten Flächen waren gerodet, nur auf den unfruchtbaren Böden beließ man den Wald. Eine ansteigende Bevölkerungszahl erlaubte es den Grundherren, die bäuerlichen Abgaben- und Robotforderungen zu erhöhen und damit deren Lebensverhältnisse zu verschlechtern; viele Lehen wurden geteilt oder geviertelt, die ländliche Unterschicht der Kleinhäusler drängte nach. Doch nahm im 14. und 15. Jahrhundert — letztendlich zum Vorteil der überlebenden Bauern — die Population wieder ab, ein Vorgang, zu dem die in ganz Europa zu beobachtenden Mißernten von 1310 bis 1320 sowie die Pestepidemien¹⁴⁴⁾ ab 1348 das Ihre beitrugen. Auf weniger begünstigten Standorten rang seither der Wald dem Menschen wieder einige ehemalige Rodungsflächen ab, und die ersten Wüstungen¹⁴⁵⁾ entstanden. Als typisches Beispiel für einen im Laufe des 14./15. Jahrhunderts abgekommenen Ort mag Greitsam gelten: Er lag einst zwischen Maiersch, Kotzendorf und Freischling (L) und gehörte den „Griechen von Freisch-

¹³⁹⁾ Hans Sprinzl, Sozialgeschichte des Waldviertler Bauerntums vom 12. bis 15. Jahrhundert (phil. Diss. Wien 1935). — Thomas Winkelbauer, Grundherrschaft und bäuerliche Gemeinde im Waldviertel. In: Ulrike Kerschbaum / Erich Rabl (Hgg.), Heimatforschung heute (Krems/Donau — Horn 1988).

¹⁴⁰⁾ Beatrix Bastl, Materialien (wie Anmerkung 75).

¹⁴¹⁾ Erste urkundliche Erwähnung um 1130: „apud Sciltaha“ (bei den Schildmachern). Siehe: JbLkNÖ NF 25 (1932) S. 30.

¹⁴²⁾ 1170 erste urkundliche Erwähnung von „Chuppharen“: FRA II/4, 69.

¹⁴³⁾ Peter Feldbauer, Lohnarbeit im österreichischen Weinbau. Zur sozialen Lage der niederösterreichischen Weingartenarbeiter des Mittelalters und der frühen Neuzeit. In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 38 (1975) S. 227 ff.

¹⁴⁴⁾ Herbert Klein, Das große Sterben von 1348/49 und seine Auswirkung auf die Besiedelung der Ostalpenländer. In: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 100 (1960) S. 9 ff.

¹⁴⁵⁾ Wilhelm Abel, Die Wüstungen des ausgehenden Mittelalters (Stuttgart 1976). — Helmuth Feigl / Andreas Kusternig (Hgg.), Mittelalterliche Wüstungen in Niederösterreich (Wien 1983).

ling“,¹⁴⁶⁾ welche sich noch 1302 „Greci de Greitsan“ nannten¹⁴⁷⁾ — demnach besaßen sie daselbst einen, nun verfallenen, Wehrbau.¹⁴⁸⁾ 1504 wird „Greitschlag“ (=Greitsam) als nicht mehr besiedelter Ort erwähnt.¹⁴⁹⁾

Vielfältig waren die Abgaben, welche die Bevölkerung der Grundobrigkeit, der Ortsobrigkeit, der Kirche¹⁵⁰⁾ usw. zu entrichten hatte. Auch der Landesfürst bezog seine Einkünfte großteils vom Bauern; direkte Steuern erhielt er jedoch nur von seinen eigenen Grundherrschaften (Kammergütern) und Vogteien, sonst war er auf indirekte Abgaben, die er kraft seiner Regalien einhob, angewiesen (Münzwesen, Marktregal, Mauten, Zölle, Aufschläge usw.).¹⁵¹⁾ Im Waldviertel war Gföhl der älteste Sammelpunkt der für den Landesfürsten bestimmten Abgaben. Wohl rührt der Ortsname Gföhl von dem mhd. „gevelle“ = Fall, Absturz her, doch wurde er mit dem gleichlautenden mhd. Begriff für öffentliche Abgaben, „gevelle“, Gefälle oder „Gföhl“ (von: fälliger Zins) in Verbindung gebracht. Dieses Wort war in der Monarchie bis ins 19. Jahrhundert gebräuchlich. 1260/80 erwähnt das landesfürstliche Urbar¹⁵²⁾ erstmals das Gföhler Amt („officium [in] circa Gevelle“), zu welchem die zwölf Orte Winkel, Neupölla, Ramsau, Altpölla, Thunau, Felling, Loiwein, Gföhl, Bei Burg, Krumau, Pallweis, Großmotten und Schmerbach zählten. Seit damals ist die Bezeichnung „Gföhler Wald“ gebräuchlich. Sitz des herzoglichen Forstmeisters wurde der 1381 erstmals genannte Jaidhof (=Jagdhof), wo sich bald das Verwaltungszentrum der Herrschaft etablierte.

In der Übergangszeit von der Romanik zur Gotik war die Durchsetzung unseres Raumes mit Wehrbauten längst abgeschlossen. Höhenburgen an operativ bedeutsamen Stellen erlebten in der Folge die Ausgestaltung zu Abschnittsburgen: Mehrere Verteidigungseinheiten, jeweils durch Mauern, Gräben, Tore und Türme geschützt, wurden dem innersten Stützpunkt, dem Bergfried, vorgelagert (z. B. Burg Albrechtsberg an der Großen Krems, Hinterhaus bei Spitz usw.). Doch nicht alle Burgen vermochten auf Dauer ihre Bedeutung als Herrschaftssitz und Verteidigungsbau zu behaupten. Schon im Spätmittelalter setzte das Burgensterben ein, wenn Burgen im Zuge von Kampfhandlungen „gebrochen“ und nicht wieder aufgebaut wurden (z. B. Falkenberg, L; Rundersburg, G; Tabor in Dürnstein, K; Thurnberg, G; usw.) oder wenn sie verödeten, weil ihre Besitzer auszogen und auf die Bestellung von Burggrafen verzichteten (z. B. Baumgarten, G; Brunn im Felde, K; Eisenberg, G; Greitsam, L; Großreinsprechts, G; Habruck, K; Hadersdorf am Kamp, L; Hohenstein, G; Joching, K; Oberreith, L; Purkersdorf, K; Rastbach, G; Scheitz, G; Schiltern,

¹⁴⁶⁾ Der Name der „Griechen“ rührt vielleicht von der Teilnahme an einem Kreuzzug her, vielleicht kamen sie auch tatsächlich aus „Griechenland“ im Gefolge einer byzantinischen Prinzessin, die einen Babenberger geheiratet hatte. Sie waren die Ortsgründer von Kriegenreith (Griechenreith), besaßen Freischling (L) und Greitsam, wo sie über je einen Wehrbau verfügten. Ende des 14. Jahrhunderts starben sie aus.

¹⁴⁷⁾ Österreichische Urbare III. Abteilung: Urbare geistlicher Grundherrschaften. 1. Bd: Die Urbare des Benediktinerstiftes Göttweig von 1302 bis 1536 (Wien — Leipzig 1906) S. 159.

¹⁴⁸⁾ Im 1250/60 angelegten Passauer Urbar ist von „Grietschan, que est desolata“ die Rede. Siehe: Adam Maidhof, Die Passauer Urbare Bd. 1 (=Veröffentlichungen des Instituts für ostbairische Heimatforschung in Passau 1, Passau 1933) S. 313.

¹⁴⁹⁾ Topographie von Niederösterreich Bd. VI, S. 17.

¹⁵⁰⁾ Der ursprünglich nur kirchlichen Zwecken gewidmete Zehent wurde im Laufe des Mittelalters zu einer freikäuflichen Rente, die sich vorwiegend in der Hand der Grundobrigkeiten befand.

¹⁵¹⁾ Helmuth Stradal, Stände und Steuern in Österreich. In: XIIe Congrès international des sciences historiques... 31 (Wien 1965).

¹⁵²⁾ Österreichische Urbare I. Abteilung: Landesfürstliche Urbare. 1. Bd: Die Urbare Nieder- und Oberösterreichs aus dem 13. und 14. Jahrhundert (Wien — Leipzig 1904) S. 27.

L; Stiefern, L; Unterplank, L; Werd = Kammern, L; Wolfenreith, K; Zöbing, L usw.). Eine Burg, für die niemand mehr Bedarf hatte, repräsentierte immer noch einen gewissen Wert hinsichtlich ihres Abbruchmaterials, das als Baustoff verkauft oder verschenkt werden konnte. So ließ Truchseß Albert von Feldsberg¹⁵³⁾ 1269 seine Burg Imbach (K) abreißen, um das Abbruchmaterial dem von ihm gestifteten Dominikanerinnenkloster Imbach zu schenken.¹⁵⁴⁾ Burgen konnten auch ihrer Wehrhaftigkeit entkleidet und in mehrere Häuser bzw. Hofstätten umgewandelt werden (z. B. Muthstall bei Mühldorf, S; Herzoghof und vierte Stadtburg in Krems usw.).

Im Vergleich zu den hier genannten Burgen überwogen zahlenmäßig die kleinen Edelsitze, Festen, Häuser und Turmhöfe der niederen Adeligen, die, wie gesagt, in fast jedem Dorf angenommen werden können. Die meisten dieser kleinen Wehrbauten aus dem Hoch- und Spätmittelalter waren schon vor Beginn der Neuzeit wieder verschwunden oder wurden in Bauernhöfe umgewandelt¹⁵⁵⁾, sodaß ihre einstige Funktion nicht mehr erkennbar ist (Muthstall bei Mühldorf, S; Höfe in Gillaus, K); manche erfuhren einen schloßartigen Umbau, wie der Trenninghof (S), Aggsbach Hubhof (S), die Schlösser in Droß (K), Loitzendorf (S) und Walkersdorf (L), Altes und Neues Schloß Lengendorf (L), der Pfarrhof in Obermeisling (L) und das Wasserschloß in Brunn am Wald (G). Nur ganz wenige Edelsitze des niederen Adels haben bis in die Gegenwart ihre Bausubstanz bewahrt. Dazu zählen der Pichelhof in Spitz (In der Spitz Nr. 1), die ehemalige „Lehensritterburg“ in Weißenkirchen (K) (Haus Nr. 18 — 20 — 24), der „Lehensritterhof“ und der „Turmhof im Bach“, ebenfalls in Weißenkirchen (Häuser Nr. 60, 76/77), sowie der „Taubenfang“ in Langenlois; wichtigstes Beispiel ist der Turmhof in Gießhübl (S) (Haus Nr. 1),¹⁵⁶⁾ der uns trotz mancher Veränderungen noch etwas von dem Eindruck vermittelt, den er als mittelalterlicher Herrensitz gemacht hat.

In den unruhigen Zeiten des Spätmittelalters war der Landesfürst immer wieder darauf angewiesen, seine Burgen und Herrschaften zu verpfänden, um rasch zu Geld zu kommen. Die Pfandbesitzer trachteten stets danach, in möglichst kurzer Zeit ihren Pfandschilling zurückzuverdienen, indem sie die Wirtschaftskraft ihrer Pfandherrschaft, die sie ja nicht lange behielten, bis zum äußersten ausnutzten. Die Leidtragenden waren die Bauern, welche durch ihre Haus- und Grunddienste (Abgaben) sowie durch Robotleistungen auf der grundherrlichen Gutswirtschaft die gesamten Lasten zu tragen hatten. Grundsätzlich lebten die Untertanen eines Pfandherrn unter ungünstigeren Verhältnissen als die Untertanen eines Erbherrn. Die berüchtigten „Bauernschinder“, derentwegen am Ende des Mittelalters und in der frühen Neuzeit die Bauernrebellionen ausbrachen, waren fast durchwegs Pfandbesitzer.

Schon Albrecht I. verpfändete seine Burg Krumau (G) für 1000 Mark Silber (Wiener Gewicht) und 50 Pfund Wiener Pfennige an den Marschall von Österreich, Stephan von Maissau (gest. um 1328). Um 1335 löste Albrecht II. Krumau ein und verpfändete Burg und

¹⁵³⁾ Den Herren von Feldsberg-Seefeld gehörte auch Nöhagen (K); durch die Ehe von Adelheid, der letzten Erbtöchter der Feldsberger, mit Rapoto von Falkenberg gelangte der Besitz vor 1292 an die Haderich-Falkenberger.

¹⁵⁴⁾ Nach Alberts Tod schenkte dessen Witwe Gisela auch die Ortsobrigkeit von Imbach dem Kloster. Siehe: GB II, 408 f. — Das Waldviertel 19 (1970) S. 85; ebd. 29 (1980) S. 247.

¹⁵⁵⁾ Walter Pongratz, Das Absinken des bäuerlichen Kleinadels in den Untertanenstand während des ausgehenden Mittelalters. In: Unsere Heimat 50 (1979) S. 123 ff.

¹⁵⁶⁾ 1424/28 wurde „ain hof genannt zu Gissubel“ erstmals urkundlich erwähnt: Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Urk. 22 406 = Gerichtsurkunde Spitz Nr. 28.

Herrschaft für den erhöhten Betrag von 1100 Pfund Wiener Pfennigen und 1200 Mark Silber an den reichen Ministerialen Andreas von Sonnberg;¹⁵⁷⁾ doch noch vor dessen Tod (1352) brachte Stephan II. von Maissau das Pfandlehen für eine abermals erhöhte Summe wieder an seine Familie,¹⁵⁸⁾ bei der es bis 1440 verblieb. Die Maissauer¹⁵⁹⁾ verfügten nach den Kuenringern über den größten Grundbesitz in unserem Raum und dürften Krumau zeitweise zum Mittelpunkt ihrer riesigen Güter gemacht haben. Sie besaßen im 13. Jahrhundert auch die Burgen Aggstein, Ottenschlag und Kronsegg (L), ferner die kleine Burg Gottsdorf bei Plank (L) (bis 1848 Herrschaft Maissauer Lehensbesitz),¹⁶⁰⁾ daneben die heute verschwundene Burg Allentsgshwendt (G)¹⁶¹⁾ sowie Loiwein (G)¹⁶²⁾ und Scheitz (G).¹⁶³⁾ 1352 kauften Stephan und Otto von Maissau das landesfürstliche Lehen Stiefern (L), das 1399 der Kartause Aggsbach geschenkt wurde. Nach dem Tod des kinderlosen Leutold III. von Kuenring-Dürnstein (1355) brachte dessen Schwester Anna ihrem Gemahl Heidenreich von Maissau die Herrschaft Brunn im Felde (K) zu. Nach dem Aussterben der Kuenringer waren die Maissauer auch Pfandinhaber von Dürnstein (1365-1429), Besitzer des bayerischen Lehens Spitz-Schwallenbach-Zeißing, Aggsbach Markt (S), Willendorf (S)¹⁶⁴⁾ und von Zintring (S). Ferner bekleideten sie wiederholt das mit jährlich 100 Pfund Denaren wohldotierte Amt des Burggrafen von Krems, wo sie sich aber nie selbst aufhielten, sondern niedere Adelige als Pfleger anstellten. Die Maissauer waren auch Grundherren von Marbach (K),¹⁶⁵⁾ 1370 erwarben sie das landesfürstliche Pfandlehen Gföhl/Jaidhof, 1380 kauften sie Gillaus (K) von den Starhembergern und Hartenstein (K) von den Wallseern.

Während der Regierung Herzog Albrechts II. des Lahmen (1330-1358) ereigneten sich in kurzen Abständen Elementarkatastrophen,¹⁶⁶⁾ welche einen markanten demographischen und wirtschaftlichen Einschnitt in der Entwicklung unserer Region verursachten: Mißernten als Folge von Heuschreckenschwärmen (1338), Hochwasser (1340, 1342), Erdbeben (1348) und vor allem die Pest (1348/49) suchten die Bevölkerung heim und machten sie anfällig für ekstatische Geißlerumzüge und irrationale Gewaltakte. Man suchte und fand in den Juden die vermeintlichen Schuldigen und ließ sie Opfer blutiger Verfolgungen werden, wenngleich Herzog Albrecht sie entschieden in Schutz nahm. Auch in Krems kam es 1349 zu einem Kesseltreiben, wobei es den reichen Juden gelang, sich in die Gozzoburg zu retten.¹⁶⁷⁾ Im Auftrag des Herzogs führte dann der Kremser Burggraf Stephan von Maissau die Bestrafung der Judenverfolger durch.

¹⁵⁷⁾ Die Herren von Sonnberg besaßen u. a. die Feste Schauenstein, vorübergehend Krumau (G), Stiefern (L), Kamegg, Allentsteig, Burgschleinitz und Leiben; gegen Ende des 14. Jahrhunderts starben sie aus.

¹⁵⁸⁾ Eduard Maria Fürst Lichnowsky, *Geschichte des Hauses Habsburg* Bd. 3 (Wien 1836) S. 1753.

¹⁵⁹⁾ Ignaz Pölzl, *Die Herren von Maissau*. In: *BIVLkNÖ* 15 (1881) S. 42 ff.

¹⁶⁰⁾ NB 1857, 142.

¹⁶¹⁾ 1332 sind die Maissauer als Patrone der Pfarrkirche nachgewiesen (Hippolytus. *Theologische Monatsschrift der Diözese St. Pölten* 6, 1863 S. 151), 1380 bezogen sie Einkünfte aus „Alanzgeswent“ (NB 1853, 122). 1476 dürfte das Gut landesfürstlich geworden sein.

¹⁶²⁾ Um 1400 belehnten die Maissauer Ulrich Neidegger mit Loiwein (NB 1857, 94, 160).

¹⁶³⁾ 1322 wird Ulrich von Maissau als Besitzer von Scheitz genannt (FRA II/51, 301). Bald danach gehörte das Gut den Neudeggern.

¹⁶⁴⁾ 1399 schenkte Leutold II. von Maissau Willendorf dem Dürnsteiner Chorherrenstift (BIVLkNÖ 1980, S. 289).

¹⁶⁵⁾ NB 1853, 123; 1857, 351.

¹⁶⁶⁾ Eveline Pautsch, *Elementarereignisse in den erzählenden österreichischen Geschichtsquellen des 14. und 15. Jahrhunderts* (phil. Diss. Wien 1953). — Klein, *Das große Sterben* (wie Anmerkung 144).

¹⁶⁷⁾ MGH SS IX, 685, 692.

Im Jahr 1355 starb, wie erwähnt, mit Leutold III. das Haus Kuenring-Dürnstein aus. Die Erben verkauften Dürnstein 1356 an Herzog Albrecht II.;¹⁶⁸⁾ für mehr als 200 Jahre blieb Dürnstein nun landesfürstlich, meist wurde die Burg als Pfandlehen weitergegeben. Ein anderer Teil des Erbes fiel an Leutolds Schwager Heidenreich von Maissau.

Friedrich der Schöne (1308-1330), Albrechts II. älterer Bruder und der erste Habsburger, dem Österreich zur Heimat geworden war,¹⁶⁹⁾ erwarb die prächtige Gozzoburg in Krems. Das ehrenvolle und auch einträgliches Amt des Burggrafen erhielten nur Angehörige bedeutender Adelsgeschlechter: zunächst die reichen Ministerialen von Winkel (siehe oben), dann die Grafen von Hardegg, anschließend die Maissauer und Wallseer. Rudolf IV. der Stifter (1358-1365) machte aus der Vergabe der Burgpflege ein Politikum ersten Ranges, indem er Gefolgsleute der Tiroler Landesfürstin Margarete Maultasch einsetzte, um sie hinsichtlich seiner Absichten auf die Erwerbung Tirols¹⁷⁰⁾ günstig zu stimmen: So erhielt Konrad von Frauenberg, Hofmeister des Markgrafen Ludwig von Brandenburg¹⁷¹⁾ (Gemahl der Margarete Maultasch), die Pflege der Gozzoburg; Margaretes Hofmeister wurde Pfleger der Burg Stein. Die Burggrafen bewohnten ihre Burgen nicht selbst — vielmehr hielten sie sich niedere Adelige als Burghüter. Albrecht III. (1365-1395) verkaufte 1379 den Kremser Herzoghof, wo sich das landesfürstliche Schlüsselamt (Verwaltung der Mauteinnahmen und Kammergüter) befand, an das Stift Lilienfeld. Das Schlüsselamt übersiedelte in die Schlüsselamtgasse, wo es bis 1818 bestand.

Wie die Babenberger trachteten auch die Habsburger von allem Anfang an danach, Macht und Einkünfte auszuweiten, indem sie freies Eigen an sich brachten. In der Regel übten sie auf die Eigentümer solcher Lehen solange Druck aus, bis diese ihren Besitz dem Landesfürsten „auftrugen“, um dann von ihm mit ihrem ursprünglichen Besitz auf Lebenszeit neu belehnt zu werden. Auf diese Weise wurde Rastenberg (G) ein landesfürstliches Kammergut: Hans Kirchlinger (von Kierling), Herr von Rastenberg, gab 1363 sein rechtes Eigen dem Herzog Rudolf IV. und dessen Brüdern „auf“ und nahm es von ihnen wieder zu Lehen, wobei er Treue und Dienstbereitschaft versprechen mußte. Nach einem Streit verzichteten 1382 Witwe und Tochter des letzten Kierlingers auf ihr Lehen und traten die Feste Rastenberg endgültig dem Landesfürsten ab.¹⁷²⁾

Herzog Albrecht III. war bekannt für sein rücksichtsloses Vorgehen, wenn es galt, fremdes Lehen zu erwerben.¹⁷³⁾ Beispielsweise hatte er es auf die freieigene Kuenringerburg Schönberg am Kamp (L) abgesehen. Zunächst versuchte Albrecht, die „Auftragung“ der Feste an ihn zu erzwingen, indem er mit dem Besitzer, dem Kuenringer Hans von Schönberg, in den Jahren 1372 und 1378 Fehden provozierte und beide Male die Burg als Raubnest titulierte, belagerte und brach. Da sich Hans stets unterwarf, konnte ihm die Burg nicht weggenommen werden.¹⁷⁴⁾ Doch zwangen die Kosten für Verteidigung und Wieder-

¹⁶⁸⁾ Frieß/ Keck, Die Herren von Kuenring (wie Anmerkung 80), Reg. 792.

¹⁶⁹⁾ Günther Hödl, Friedrich der Schöne und die Residenz Wien. Ein Hauptstadtproblem. In: Jahrbuch des Vereins für die Geschichte der Stadt Wien 26 (1970) S. 7 ff.

¹⁷⁰⁾ Alphons Huber, Die Vereinigung Tirols mit Österreich (Innsbruck 1863). — Ernst Karl Winter, Rudolf IV. von Österreich. 2 Bde. (Wien 1934/36).

¹⁷¹⁾ F. H. Haug, Ludwigs V., des Brandenburgers Regierung in Tirol. In: Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs, Bde. 3,4 (1906/07).

¹⁷²⁾ GB XI, 623 f.

¹⁷³⁾ Otto H. Stowasser, Zur inneren Politik Herzog Albrechts III. von Österreich. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 41 (1926).

¹⁷⁴⁾ GB I, 468.

aufbau den Kuenringer dazu, bei dem Wiener Hofjuden David Strewzz ein Darlehen von 900 Pfund aufzunehmen und, da er die Zinsen nicht bezahlen konnte, schließlich seine Burg an Strewzz zu verpfänden. Sollte das Pfand nicht längstens vier Jahre nach Hansens Ableben eingelöst werden — Hans starb 1384 — so würde die Burg verfallen, allerdings nicht an den Gläubiger Strewzz, der wohl nur ein Strohmann des Herzogs war, sondern an Herzog Albrecht III. selbst. Als nun Albero, der jüngere Bruder und Erbe von Hans, ernsthafte Anstalten zur Rückzahlung der inzwischen auf das Dreifache angewachsenen Schulden unternahm, ließ ihn der Landesfürst aus dem Weg räumen: Wie das „Kalendarium Zwettlense“ zum Jahr 1387 berichtet,¹⁷⁵⁾ wurde ein gewisser „Schönbergarius“, nämlich Albero, am Tag vor Martini während der Vesper in der Pfarrkirche Schönberg von Dienern der Maissauer erschlagen. Die Maissauer hatten mit dieser Bluttat dem Herzog eine Gefälligkeit erwiesen: Da nun mit Alberos Tod das freieigene Geschlecht der Schönberger erloschen war, zog Herzog Albrecht III. deren Besitz ein und erzielte einen bedeutenden Machtzuwachs.

Von den Herzögen von Bayern, die als Lehensträger des Klosters Niederaltaich über die Herrschaften Spitz-Schwallenbach-Zeißing, Aggsbach Markt (S) und Willendorf (S) verfügten und daselbst Aftervasallen einsetzten (Kuenringer, Grünberger, Schauburger, Wallseer, Maissauer und Kapeller), war schon die Rede. Im Jahr 1380 gelangte abermals ein fremder Landesfürst in den Besitz österreichischer Herrschaften, als durch Heirat alle Güter der Familie Kuenring-Seefeld an das Haus Brandenburg bzw. Hohenzollern fielen.¹⁷⁶⁾ Bis zum Jahr 1783 bestanden nun Territorien, die zwar innerhalb der Landeshoheit der Habsburger lagen, aber von einem anderen Landesfürsten als Lehen ausgegeben wurden. Dazu zählte die Burg Kronsegg (L) (später mit Schiltern). Als Lehensträger fungierten zunächst Heinrich von Zelking,¹⁷⁷⁾ ab zirka 1400 die Schad von Lengenfeld.¹⁷⁸⁾

Mit dem Ende des Hochmittelalters war die erste Phase der Landesentwicklung, die Ausbildung eines Landesfürstentums und feudaler Kleinstrukturen, abgeschlossen.¹⁷⁹⁾ In den anschließenden eineinhalb Jahrhunderten (bis etwa 1400) wurde die zweite Phase der Landesentwicklung verwirklicht: die Ausbildung der Landstände.¹⁸⁰⁾ Hohe adelige und geistliche Feudalherren wirkten seit jeher an der Landespolitik mit; nun beanspruchten auch der niedere Adel sowie die städtischen Obrigkeiten das Mitbestimmungsrecht. Unter Albrecht IV. (1394-1404) wurde der erste österreichische Landtag einberufen. Den Anlaß

¹⁷⁵⁾ MGH SS IX, 695.

¹⁷⁶⁾ Karl Lechner, Ursprung und erste Anfänge der burggräflich-nürnbergischen (später brandenburgischen) Lehen in Österreich. In: Festschrift für Walter Schlesinger Bd.1 (Wien 1973).

¹⁷⁷⁾ Die Herren von Zelking auf Freidegg verfügten über großen Besitz im Weinsberger Wald und am Kamp, ferner waren sie Inhaber von Burgschleinitz und Pfandherren von Weitra. Bis 1436 waren sie Inhaber eines befestigten Hofes in Gilleis (K). Siehe: Franz Karl Wißgrill, Schauplatz des landsässigen Nieder-Oesterreichischen Adels vom Herren und Ritterstande, Bd. 5 (Wien 1824) S. 181.

¹⁷⁸⁾ Nach dem Aussterben der Herren von Lengenfeld (L) belehnte 1387 Herzog Albrecht III. den Konrad Schad mit dem „mittleren und niederen Sitz“ zu Lengenfeld (GB IX, 170). Später erwarben die Schad auch Anteile von Schiltern (L).

¹⁷⁹⁾ Karl Lechner, Die Bildung des Territoriums und die Durchsetzung der Territorialhoheit im Raum des östlichen Österreich. In: Vorträge und Forschungen 14 (1971). — Michael Mitterauer, Formen adeliger Herrschaftsbildung im hochmittelalterlichen Österreich. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (1972) S. 80 ff.

¹⁸⁰⁾ Brunner, Land und Herrschaft (wie Anmerkung 36) S. 404 ff. — Stradal, Stände und Steuern (wie Anmerkung 151). — Heinz Doppsch, Probleme ständischer Wandlung beim Adel in Österreich, der Steiermark und Salzburg etc. In: Josef Fleckenstein (Hg.), Herrschaft und Stand (Göttingen 1977).

dazu bot ein mißglückter Kreuzzug gegen die Osmanen, der 1396 bei Schiltarn (=Nikopolis) ein unrühmliches Ende gefunden hatte und erstmals eine türkische Bedrohung aktuell werden ließ. Die ständische Vertretung im Landtag gliederte sich seit damals in vier Kurien: Prälaten, Herren, Ritter und Städte (und Märkte), wobei der Herrenstand die führende Rolle beanspruchte. Er rekrutierte sich großteils aus mächtigen Ministerialen und aus den immer spärlicher werdenden hochadeligen Geschlechtern und stellte auch den Landmarschall (=Landeshauptmann). Die Bauern und Landbewohner, welche mit über 90 Prozent die Masse der Bevölkerung bildeten, verfügten in Niederösterreich über keine ständische Vertretung. Anders als in Tirol gab es hier keine völlig freien Bauern. Selbst die Bauern in Loitzendorf (S), Hinterkogel (S) und Haslarn (S), welche zu den sechzig Freien des Freigerichts Raxendorf gehörten, waren nicht ganz frei, sondern einem Vogt untertan; immerhin hatten sie kein Hörigkeitsverhältnis zu einem Grundherrschaft und unterstanden direkt dem Landesfürsten; ihre von alters her überkommenen Rechte — eigenes Blutgericht, volle Verfügbarkeit über ihren Besitz — wurden zuletzt von Friedrich III. 1459 bestätigt. 1617 wurden ihre Privilegien eingeschränkt; von nun an mußten sie bei Verkauf ihres Grundes die Genehmigung des Amtmannes in Emmersdorf, dem sie schon bisher ihre Abgaben abgeliefert hatten, einholen.¹⁸¹⁾

Immer deutlicher erwiesen sich die Stände als politisches Gegengewicht des Landesfürsten, zumal in Österreich zur Zeit der Teilungen (1379- 1490) Zwistigkeiten und Fehden unter den einzelnen Linien des Hauses Habsburg keine Seltenheit waren und die Landherren zur Parteinahme gezwungen wurden. Den Auftakt zu den zahlreichen Fehden des 15. Jahrhunderts bildeten die Vormundschaftskämpfe um Albrecht V., welche zwischen Herzog Leopold (von Kärnten und Krain) und Herzog Ernst „dem Eisernen“ (von der Steiermark) auf Kosten der Bevölkerung ausgetragen wurden.¹⁸²⁾ In der Regel schlossen sich die hohen Landherren (und die Wiener Patrizier) Herzog Ernst an, die Ritter (und Handwerker) Herzog Leopold. Reinprecht von Wallsee, Besitzer von Senftenberg-Zöbing-Droß (K), machte sich zum Anführer der ernestinischen Partei, während Leopold, dem eine derart mächtige Hilfe im Land versagt blieb, ausländische Söldner anwarb. Sein Söldnerführer Hanns Stichelberger eroberte 1407 oder 1409 durch List die Burg Senftenberg und zerstörte sie.¹⁸³⁾ 1409 verwüstete er auch die beiden Spitzer Burgen Hinterhaus und Niederhaus. Die Kämpfe endeten 1411, als die österreichischen Landstände den jungen Albrecht V. entführten, für großjährig erklärten und ihm als geheimen Rat den angesehenen Hofrichter in Österreich, Albero von Ottenstein,¹⁸⁴⁾ zuwiesen.

Die ersten Regierungsjahre Albrechts V. (1411 Herzog, 1438 König, gest. 1439) verliefen günstig, der Herzog sicherte den Landfrieden und ordnete Finanz- und Gerichtswesen. Seine Verbindung mit dem Luxemburger König Sigismund rief jedoch die Hussiten auf den Plan, durch welche vor allem die nördlich der Donau gelegenen Teile Österreichs in Mitlei-

¹⁸¹⁾ Otto H. Stowasser, Die freien Leute der Grafschaft Weitenegg. In: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 19 (1926).

¹⁸²⁾ Heinrich Zeißberg, Zur Geschichte der Minderjährigkeit Herzog Albrechts V. von Österreich. In: Archiv für österreichische Geschichte 86 (1899).

¹⁸³⁾ Hieronymus Pez, Scriptores rerum Austriacarum veteres ac genuini, Bd. 2 (Leipzig 1723) S. 837. — Die Burg wurde wieder aufgebaut. 1483 erlosch der Wallseer Mannesstamm, Senftenberg-Droß-Zöbing fiel durch Heirat an die Grafen von Schaunberg (bis 1559). Vgl.: Othmar Hageneder, Die Grafschaft Schaunberg. In: Mitteilungen des oberösterreichischen Landesarchivs 5 (1957).

¹⁸⁴⁾ Albero war der letzte seines Geschlechts. Er starb vor 1442, danach fiel Burg Ottenstein an den Raubritter Tobias von Rohr.

denschaft gezogen wurden.¹⁸⁵⁾ Zum ersten Mal wurde das Landesaufgebot (1421) erlassen: Die heute noch übliche Vierteileinteilung Niederösterreichs hängt mit der damals (1425) getroffenen Wehrorganisation zusammen. Im Frühjahr 1422 drangen die ersten hussitischen Streifscharen in Österreich ein; unter anderem wurde Gedersdorf (K) heimgesucht. In den folgenden Jahren litt das Waldviertel schwer unter den Einfällen der Hussiten, welche die Burgen Oberplank (L) zerstörten sowie Rastenberg (G) und Albrechtsberg (K) verheerten. 1426 mußten in Krems alle vor den Stadtmauern liegenden Häuser demoliert werden; damals wurde Gföhl zerstört. 1427 ging das Kloster Imbach (K) in Flammen auf, 1428 und 1432 plünderten die Hussiten Dürnstein.

Die jahrelangen Kriege¹⁸⁶⁾ stellten an den Landesfürsten erhöhte finanzielle Anforderungen, zumal er immer wieder genötigt war, Söldner aufzunehmen. Söldnerheere kosteten aber, im Unterschied zu den Ritterheeren, Geld, das vom Kriegsherrn (Landesfürsten) aufgebracht werden mußte. Nun deckten die herzoglichen Einnahmen aus den Kammergütern, Vogteien und Regalien kaum die Kosten der Hofhaltung, auch neue öffentliche Abgaben, wie das von Rudolf IV. dem Stifter 1359 eingeführte Ungeld (Getränkesteuer in der Höhe von 10 Prozent), brachten nicht genug ein. So war man gezwungen, bei außergewöhnlichen Ereignissen (Kriegen) die Landstände um Hilfe zu bitten: Nur sie konnten allgemeine Steuern vorschreiben, welche dann auf sämtliche Grundherren aufgeteilt und von diesen auf die Bauern abgewälzt wurden.

Albrecht V. ging zur Steigerung seiner Einkünfte den von seinen Vorgängern schon mehrfach beschrittenen Weg, nämlich möglichst viele freieigene Burgen und Herrschaften in seinen Besitz zu bekommen. Insbesondere hatte er es auf den riesigen Besitz der Maissauer abgesehen. Otto IV. von Maissau, der letzte seines Geschlechts, hatte diese Gefahr frühzeitig erkannt und schon 1411 seine Burg Hartenstein (K) an Christoph Rappach abgegeben, der sie dann als landesfürstliches Lehen erhielt und versprechen mußte, seine Burg keinem Rebellen zu öffnen und sie dem Herzog jederzeit zur Verfügung zu stellen.¹⁸⁷⁾ Aber dieses maissauische Opfer war sichtlich zuwenig. Obwohl Otto IV. von Maissau als oberster Erbmarschall und Erbschenk einer der reichsten und angesehensten Männer des Landes war, traf ihn der Vorwurf des Hochverrats — er sollte mit den Hussiten konspiriert haben. Wie unsinnig diese Beschuldigung war, beweist die zweimalige Plünderung Dürnsteins durch die Hussiten. Auch wurde Otto nicht an Leib und Leben bestraft, wie dies bei einem wirklichen Hochverräter geschehen wäre. Vielmehr begnügte sich der Herzog mit einer weitreichenden Güterkonfiskation: Der Maissauer mußte 1429 und 1430 einen Großteil seiner Besitzungen abtreten und die landesfürstlichen Pfandgüter Gföhl-Jaidhof, Dürnstein und Krumau (G) herausgeben. Wohl durfte er 1429 das Erbe der Herren von Kapel-

¹⁸⁵⁾ Wilhelm Erben, Das Aufgebot Herzog Albrechts V. gegen die Hussiten. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 23 (1902) S. 256 ff. — Silvia Petrin, Der österreichische Hussitenkrieg 1420 - 1437 (= Militärgeschichtliche Schriftenreihe 44, Wien 1982).

¹⁸⁶⁾ Gustav Köhler, Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegsführung in der Ritterzeit von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen, 3 Bde (Breslau 1885 - 1887). — Heinrich Fehr, Vom Lehensheer zum Söldnerheer. In: Savigny Zeitschrift für Rechtsgeschichte (1915). — Siehe auch: Delbrück bzw. Erben (Anmerkung 101).

¹⁸⁷⁾ NB 1853, 356. Christoph von Rappach war 1416 - 1419 Besitzer des bayerischen Pfandlehens Schwallenbach (S) und gleichzeitig landesfürstlicher Lehensträger im Festen Haus Langenlois (vermutlich der heutige „Taubenfäng“); nach 1418 saßen dort die Lichtenegger. 1440 - 1454 verfügte Christoph von Rappach über das landesfürstliche Pfandlehen Krumau (G). Jörg von Rappach war 1429 - 1432 landesfürstlicher Pfleger, später Lehensträger von Rastenberg (G) (GB IX, 256; IV, 536) und 1423 - 1430 Besitzer von Hartenstein (K).

len,¹⁸⁸⁾ nämlich Gobelsburg (L), Hadersdorf (L), Falkenberg (L), Straß (L) und Wiedendorf (L), kaufen, mußte es aber, sollte er kinderlos sterben, dem Habsburger vermachen.¹⁸⁹⁾ Einige Jahre später, 1438, verlor Otto von Maissau auch noch Spitz; dafür erhielt er als Leibgedinge, das heißt: auf Lebenszeit, die ehemaligen Pfandschaften Krumau (L) und Dürnstein (K) zurück. Als Otto 1440 starb und mit ihm das Geschlecht erlosch, gelangten fast alle seine Güter an den Landesfürsten.

Der Untergang der Maissauer markiert eine gewisse Machtverschiebung innerhalb der Landstände. Waren zu Beginn des Spätmittelalters die Ministerialen an führender Stelle, so drängten im 15. Jahrhundert die Ritter nach oben;¹⁹⁰⁾ wer erfolgreich dem Landesfürsten diente, wurde zum Freiherrn erhoben und wechselte vom Ritterstand in den einflußreicheren Herrenstand. Dem politischen und sozialen Aufstieg folgte aber der militärische Niedergang der Ritter, denn die ritterlichen Heere vermochten der hussitischen Kriegstaktik nicht beizukommen. Erfolgreich kämpften lediglich Söldnerheere¹⁹¹⁾ oder bisweilen das ständische Landesaufgebot. Der Ritterstand fand nun im Kriegsdienst keine Existenzberechtigung, die Ritter mußten sich nach einer neuen Tätigkeit umsehen, wollten sie nicht „verbauern“ oder zu Raubrittern verkommen. Erfolgreich behaupteten sich jene Ritter, die als Söldnerführer dienten und dabei manchmal zu großem Vermögen gelangten. So erhielt z. B. der Ritter Hans Mühlfelder (aus Mühlfeld bei Horn), der 1427 von Herzog Albrecht „in Betrachtung der Dienst die uns derselb Muelvelder enther gen den Hussen getan hat und noch hierfür tun sol und mag“ das bisher landesfürstliche Feste Haus in Droß (K);¹⁹²⁾ 1450 erwarb er ferner die Herrschaft Freischling (L), welche nach seinem Tod 1475 an die Eitzinger fiel. Ein erfolgreicher Söldnerführer war auch Ritter Ulrich von Grafenegg, der es bis zum obersten Feldhauptmann gebracht hatte und 1454 das landesfürstliche Lehen Aspersdorf (L) erhielt, welches seither Grafenegg genannt wird.¹⁹³⁾ Aber nicht jeder tüchtige Krieger wurde reich, manche verblieben in der bescheidenen Enge ihres Turmhofes, wie Niklas der Truchseß, Besitzer des (oben erwähnten) Turmhofes von Gießhübl (S)¹⁹⁴⁾: Niklas erfocht gemeinsam mit Ulrich und Martin Eitzing und anderen Anführern des öster-

¹⁸⁸⁾ Die Kapeller wurden 1290 Besitzer von Spitz, 1300 Besitzer der bayerischen Herrschaft Schwallenbach (S); sie waren Lehensherren von Erdweis (G), wo sie Ministerialen hatten, und ab der Mitte des 14. Jahrhunderts Herren der (verschwundenen) ehemaligen Kuenringerburg Oberreith (L). 1355 erheirateten sie den Besitz der Haderich-Falkenberger (Hadersdorf, Falkenberg, Wiedendorf), 1367 kauften sie Gobelsburg (L) von Heinrich von Wallsee. Mit Eberhard von Kapellen starb 1407 der Mannesstamm des Geschlechts aus.

¹⁸⁹⁾ BIVLkNÖ (1881), S. 59.

¹⁹⁰⁾ Wilhelm Kroupa, Studien zur Ministerialität in Österreich (phil. Diss. Wien 1980). — Heinz Dopsch, Probleme ständischer Wandlung beim Adel Österreichs, der Steiermark und Salzburgs vornehmlich im 13. Jahrhundert. In: Josef Fleckenstein (Hg.), Herrschaft und Stand (=Veröffentlichungen des Max Planck Instituts für Geschichte 51, Göttingen 1977). — Arno Borst (Hg.), Das Rittertum im Mittelalter (=Wege der Forschung 349, 1976).

¹⁹¹⁾ Die Masse der Söldner rekrutierte sich aus der ländlichen Unterschicht: Tagelöhner, Knechte, Vagabunden usw., welche als Fußsoldaten eingesetzt wurden und erstmals mit Feuerwaffen kämpften.

¹⁹²⁾ NB 1859, 264. — 1503 kam Schloß Droß durch Heirat an Wolfgang Heidelberger, danach rascher Besitzerwechsel.

¹⁹³⁾ Das landesfürstliche Lehen Aspersdorf gehörte vorher den reich begüterten Wolfenreuthern, welche u. a. Wolfenreith (K), Großheirichschlag (K), Himberg (K), die Feste Kamegg und viele Gülden in der Pfarre Gars sowie bei Schwarzenau besaßen. Georg von Wolfenreuth ließ die spätere Burg Grafenegg, seinerzeit „Vest New Wolfenrewt“ benannt, mit Wassergraben und Ringmauer umgeben. Nach der Jahrhundertmitte verliert sich die Spur dieses Geschlechts.

¹⁹⁴⁾ Gießhübel war Lehen der bayerischen Herzöge. 1428 belehnte Herzog Ludwig den „Niklas den Drugksatzen“ mit dem Hof in Gießhübel (Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kurbayern Urk. Nr. 2175), in der Folge bewohnten ihn die Truchsessen bis 1562, anschließend fiel der Besitz an die Eitzinger, vor 1653 an die Herrschaft Zeißing.

reichischen Aufgebotes in der Schlacht von Kirchberg an der Wild (14. Oktober 1431) den ersten namhaften Sieg über die Hussiten.

Da sich der Reichtum von Söldnern vornehmlich darauf gründete, Beute zu machen, gegnerische Burgen zu brechen und Ortschaften zu überfallen, unterschieden sie sich nicht wesentlich von den Raubrittern, denn auch diese raubten in der Regel nicht wahllos, sondern nahmen Fehden oder innere Wirren zum Anlaß, um das Land auszuplündern.¹⁹⁵⁾

Unruhige Zeiten gab es häufig in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, sie begannen bald nach dem Tod Albrechts V. (König Albrechts II.), als um die Herausgabe des Ladislaus Postumus gekämpft wurde.¹⁹⁶⁾ Böhmisches, mährisches, ungarisches und einheimische Bänden unternahmen unter dem Deckmantel der Vormundschaftskämpfe ausgedehnte Raubzüge durch das nördlich der Donau gelegene Österreich, während König Friedrich III. (1440 - 1493, ab 1452 Kaiser) tatenlos zusah. Die Kampfhandlungen eskalierten um das Jahr 1445; Hadersdorf (L) wurde damals schwer in Mitleidenschaft gezogen. Zu den schlimmsten Raubrittern in unserem Gebiet zählten Jakob Kienberger, der knapp vor 1440 Herr von Burg Thurnberg (G) geworden war, ferner Tobias Rohr, seit 1442 Besitzer von Burg Ottenstein (G),¹⁹⁷⁾ weiters Wulfing von Lichtenegg (G), der neben seiner Burg auch das Feste Haus in Langenlois zu Lehen hatte,¹⁹⁸⁾ und der besonders gefürchtete „Heckenreiter“ Jan von Jaispitz und Kunstadt (aus Südmähren), Eigentümer von Lichtenau (G) und Idolsberg (L) sowie Pfleger auf Krumau (L). Alle vier schlossen sich den südmährischen Ständen an, welche die niederösterreichischen Stände befehdeten, und beraubten in ihrem Namen und zu eigenem Gewinn die nähere und weitere Umgebung ihrer Burgen. 1445 traten die niederösterreichischen und mährischen Stände bei einem gemeinsamen Landtag in Znaim zusammen und verpflichteten sich zum Waffenstillstand. Auch die oben genannten vier Raubritter mußten den Waffenstillstand annehmen,¹⁹⁹⁾ brachen ihn aber bald wieder. 1448 schlossen sie sich den Plünderungszügen mährischer, polnischer und ungarischer Streifscharen unter dem Söldnerführer Pankraz an. Nun war die Zeit für einen Gegenschlag der niederösterreichischen Stände gekommen. Der mächtigste Mann des Landes, Ulrich von Eitzing, stellte sich an die Spitze ständischer Truppen und eroberte die Raubritterburgen Thurnberg, Ottenstein, Lichtenegg (und Waldreichs).²⁰⁰⁾ Ihre Besitzer wurden gefangengenommen und mußten sich unterwerfen, mit Ausnahme von Thurnberg wurden die gebrochenen Burgen wieder aufgebaut. Von Jakob Kienberger hören wir nichts mehr, er dürfte die Herren von Jaispitz und Kunstadt beerbt haben; diese besaßen Lichtenau bis 1509; die Lichtenegger starben 1455 aus und vererbten dem Tobias Rohr Lichtenegg und Burg Langenlois; Tobias wurde von König Ladislaus zusätzlich zu seiner Feste Ottenstein auch mit Burg Rastbach (G) belehnt; seine Familie starb 1516 aus.

¹⁹⁵⁾ Otto Brunner, Beiträge zur Geschichte des Fehdewesens im spätmittelalterlichen Österreich. In: JbLkNÖ, NF 22 (Wien 1929). — Karl Schalk, Aus der Zeit des österreichischen Faustrechts 1440-1463 (=Abhandlungen zur Geschichte und Quellenkunde der Stadt Wien 3, Wien 1919).

¹⁹⁶⁾ Wolfgang Zanetti, Der Friedenskaiser. Friedrich III. und seine Zeit 1440-1493 (Herford 1985).

¹⁹⁷⁾ Die Herren von Rohr stammten aus Oberösterreich und besaßen Schauenstein am Kamp als landesfürstliches Lehen. Ottenstein blieb bis zu ihrem Aussterben (bald nach 1516) freies Eigen (GB IX, 174, 262).

¹⁹⁸⁾ GB XII, 612. — 1418 wurde Hans Lichtenegger von Herzog Albrecht V. mit einem Festen Haus zu Lois belehnt; vermutlich handelte es sich um den heutigen „Taubenfang“. Später gelangte das Feste Haus an Tobias Rohr.

¹⁹⁹⁾ GB XI, 262.

²⁰⁰⁾ GB V, 394, 404.

Der Dienst in der landesfürstlichen Finanzverwaltung bot den Rittern die beste Möglichkeit, zu Vermögen zu gelangen, wie das Beispiel der Eitzinger (Eyczing) beweist. Der Bedeutendste dieser aus Oberösterreich stammenden Familie²⁰¹⁾ war Ulrich von Eitzing (geb. vor 1398, gest. 1460),²⁰²⁾ der sich zu einem der reichsten und angesehensten Männer des Landes emporgearbeitet hatte.²⁰³⁾ Der wegen seiner rücksichtslosen Machtpolitik von der Nachwelt „Dämon Österreichs“ genannte Ritter war Günstling von König Albrecht II. und bekleidete das Amt eines Hubmeisters (Münzmeister, Finanzverwalter). Als Albrecht 1439 überraschend im Türkenkrieg starb, soll Ulrich dessen Testament gefälscht haben; er anerkannte Ladislaus Postumus als den rechtmäßigen Herrn, in der Hoffnung, weiterhin eine bedeutende und gewinnträchtige Rolle spielen zu können. Allerdings stellte er sich dadurch in Gegensatz zu Friedrich III. und verlor sein Hubmeisteramt, konnte für diesen Verlust aber eine reiche Entschädigung durchsetzen und erhielt 1441 den ehemaligen Mais-sauischen Besitz Hadersdorf-Falkenberg-Straß-Gobelsburg (L) als landesfürstliches Pfandlehen. Daneben besaß Ulrich von Eitzing unter anderem auch die (heute verschwundene) Burg Großreiprechts (G),²⁰⁴⁾ das landesfürstliche Lehen Dürnstein (seit 1430) und die Herrschaft Rehberg (StK) als Pfand.²⁰⁵⁾ Nach dem Tod des Ladislaus Postumus (1457) machte sich Ulrich zum Anführer einer provisorischen ständischen Regierung in Österreich und überwarf sich mit Friedrich III.²⁰⁶⁾ Daraufhin stürmten und eroberten 1458 kaiserliche Söldner Stadt und Festung Dürnstein. Ulrich geriet vorübergehend in Gefangenschaft. 1460 wollte er abermals ein Adelsbündnis gegen den Habsburger ins Leben rufen, doch starb er unerwartet an der Pest.²⁰⁷⁾ Sein Bruder und Erbe Stephan Eitzing behielt Dürnstein (bis 1480) sowie Hadersdorf-Falkenberg (1473 an Grafenegg abgegeben), 1468 kaufte er den freieigenen Hof (ehemaliges Festes Haus) Walkersdorf (L),²⁰⁸⁾ 1476 Burg (heute verschwunden) und Herrschaft Freischling (L).²⁰⁹⁾

Der Verfall des traditionellen Rittertums einerseits, landwirtschaftliche Krisen, Inflation und Bevölkerungsrückgang andererseits, hatten dazu geführt, daß kleine Grundherrschaften nicht mehr lebensfähig waren und von reichen Adeligen aufgekauft wurden.²¹⁰⁾

²⁰¹⁾ 1401 erwarb Christoph Eitzinger den Hof zu Marbach im Felde (G), verlor ihn aber schon 1410 an das Stift Lilienfeld, weil er „mit Waffengewalt auf Klostergründen“ einen Schaden von 300 Gulden verursacht hatte (FRA II/81, 358). 1404 kaufte Christoph von den Neideggern die landesfürstliche Burg Kornberg (G) (Niederösterreichisches Landesarchiv Urk. 1608). 1457 gelangte Kornberg an Wolfgang Eitzinger (GB IX, 122).

²⁰²⁾ Waltraute Lorenz, Ulrich von Eyczing. Eine Monographie (phil. Diss. Wien 1952).

²⁰³⁾ Ulrich besaß Seusenberg, Puchheim, Freienstein, Freischling (L), Kornsbach, Dürnstein (K), Falkenberg (L), Schrattenthal, Fronsburg, Gars, Kamegg und Loosdorf.

²⁰⁴⁾ 1497 verkaufte Georg von Eitzing Großreiprechts an die Herrschaft Rapottenstein, bei der es fortan verblieb.

²⁰⁵⁾ Die Habsburger verpfändeten Rehberg jeweils um 500 Pfund Pfennige an reiche Familien: 1410 an die Grabner (Besitzer der Rosenberg/Kamp und einer Hälfte des Wasserschlosses Schlickendorf; 1619 ausgestorben), 1451 an Ulrich von Eitzing, 1461 - 1479 an Georg Mühlwanger.

²⁰⁶⁾ Heinrich Ritter v. Zeißberg, Der österreichische Erbfolgestreit nach dem Tode des Königs Ladislaus Postumus (1457 - 1458) im Lichte der habsburgischen Hausverträge. In: Archiv für österreichische Geschichte 58 (1879).

²⁰⁷⁾ Karl Gutkas, Ulrich Eyczingers letzte Lebensjahre. In: JbLkNÖ, NF 38 (1965/67, Wien 1967).

²⁰⁸⁾ Im 15. oder 16. Jahrhundert gelangte Walkersdorf an das Stift Melk. (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen I/5, 45).

²⁰⁹⁾ Die Eitzinger behielten Freischling bis 1572. Damals wurde die Burg bereits „öder Sitz“ genannt.

²¹⁰⁾ Herbert Knittler, Adelige Grundherrschaft im Übergang. In: Grete Klingenstein, Heinrich Lutz (Hgg.), Spezialforschung und „Gesamtgeschichte“ (=Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 8, Wien 1981) S. 86 ff.

Im Hochmittelalter galten Güterkumulationen wie die der Kuenringer, Lengenbacher und Haderiche noch als Ausnahmen. Im 13. und 14. Jahrhundert hingegen verstärkte sich der Konzentrationsprozeß von Herrschaften in den Händen weniger Familien, welche auf die eine oder andere Art vermögend geworden waren: auf die Maissauer, Wallseer und Neudegger, im 15. Jahrhundert zusätzlich auf die Eitzinger und in bescheidenerem Maße auf die Schad von Lengenfeld,²¹¹⁾ Stockhorner²¹²⁾ und zuletzt Prüschenk zu Stettenberg.

König Ladislaus Postumus (geb. 1440, gest. 1457) blieb in seinem kurzen Leben Spielball der Adelsinteressen in den Ländern Österreich, Böhmen und Ungarn. Nachdem er 1452 der Vormundschaft Kaiser Friedrichs III. entrissen worden war,²¹³⁾ wurde seine Politik durch die rivalisierenden Ständeführer Ulrich von Eitzing und Ulrich von Cilli (1456 ermordet) sowie Wolfgang von Wallsee (oberster Hauptmann in Österreich ob und unter der Enns) bestimmt. Nach dem Diktat dieser Mächtigen stellte Ladislaus die landesfürstlichen Urkunden aus. So belehnte er 1455 Wolfgang Kienberger mit Höfen in Stratzdorf (K),²¹⁴⁾ Tobias Rohr mit dem Festen Haus in Langenlois (siehe oben), die Brüder Hermann und Christoph Schad von Lengenfeld (L) mit Schauenstein am Kamp usw.

Nach Ladislaus' frühem Tod brachen die Unruhen in Österreich verstärkt wieder aus. Söldnerbanden der verfeindeten Habsburger-Brüder Friedrich III. und Albrecht VI. verwüsteten das Land ebenso wie böhmische und ungarische Truppen. Zudem nahmen Fehden überhand; immer wieder fanden sich Gründe für einen Privatkrieg zwischen den Adeligen, den dann angeworbene Söldner auf Kosten einer schutzlosen Landbevölkerung austrugen. Auch der Kaiser wurde häufig befehdet. Unter angeblich rechtlichen Vorwänden sahen sich die Widersacher Friedrichs nicht selten zur „Absage“ an den Landesfürsten bewogen. Wie erwähnt, sagte sich Ulrich von Eitzing 1458 von Friedrich los und bewog den soeben gewählten böhmischen König Georg Podiebrad zu einem verheerenden Einfall ins nördliche Niederösterreich: Die Böhmen brannten Krems vergebens, aber Langenlois und zahlreiche Waldviertler Dörfer wurden schwer in Mitleidenschaft gezogen. Den Kaiserlichen gelang dagegen lediglich die Gefangennahme Ulrichs von Eitzing und die Eroberung von Dürnstein.

Die folgenden Jahre sind von wirtschaftlicher Not durch Mißernten und Münzverschlechterung und von politischer Unsicherheit durch plündernde Söldner- und Räuberbanden gekennzeichnet, wobei die Chroniken nur von großen Ereignissen berichten, das Elend des kleinen Mannes aber in der Regel verschweigen. Ein Jahr nach dem Tod Ulrichs von Eitzing schloß Erzherzog Albrecht ein Bündnis mit Georg Podiebrad von Böhmen und erteilte seinem kaiserlichen Bruder die „Absage“. Wieder durchzogen fremde Truppen das Land, einheimische Adelige mußten Partei ergreifen. So schlugen sich die Brüder Georg und Engelbrecht Frauenhofer, Besitzer Neupöllas und der landesfürstlichen Burg Krumau (G), auf die Seite Albrechts VI. Der Kaiser griff zwar selbst nicht ein, verfügte aber über tüchtige Söldnerführer, die in seinem Namen (und zu ihren Gunsten) die Abtrünnigen

²¹¹⁾ 1492 ausgestorben; das Erbe fiel an die Seisenegger.

²¹²⁾ Die Stockhorner, ein Rittergeschlecht, besaßen ihre Burg Stockern als freies Eigen (1474 von Friedrich III. gebrochen), darüberhinaus traten sie oft als Lehensträger anderer Herrschaften (Landesfürst, Hardegger, Maissauer) auf. Sie besaßen Plank (L), Gföhl und zeitweise Loiwein (G), ferner Kühnring, Groß Poppen (heute verödet, im Truppenübungsgelände) und Gars. 1479 starb der hier begüterte Zweig der Stockhorner aus.

²¹³⁾ Gertrud Buttler, Die Belagerung des Ladislaus Postumus in Wiener Neustadt 1452 (= Militärgeschichtliche Schriftenreihe 57, Wien 1968). — Karl Gutkas, Der Mailberger Bund von 1451. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 74 (1966).

²¹⁴⁾ NB 1854, 161. — Die Grundherrschaft von Stratzdorf gehörte dem Stift Herzogenburg.

bestrafen: Die beiden kaiserlichen Hauptleute Sigmund von Puchheim und Herr von Sternberg plünderten und schatzten (Schatzung = Abgabe für Verzicht auf Niederbrennen) die Frauendorferschen Besitzungen Neupölla und Krumau.²¹⁵⁾ Solche Einzelaktionen brachten aber keinen Frieden, zumal im November 1462 ein böhmisches Heer in Österreich einrückte. 1463 brannten böhmische Söldner Burg Schwallenbach (S) nieder und bestürmten — wenn auch vergeblich — die Burg Hinterhaus in Spitz. In diesem kriegerischen Jahr wurde die Donaubrücke zwischen Stein und Mautern errichtet.

Mit Erzherzog Albrechts VI. überraschendem Tod (2. Dezember 1463) endete der Bruderzwist. In dem von den niederösterreichischen Ständen in Hadersdorf am Kamp (L) veranstalteten Landtag (13. bis 23. Dezember 1463) wurde dem Kaiser wieder Loyalität versprochen. Dennoch herrschte weiterhin Rechtsunsicherheit im Lande, denn entlassene Söldner, oft solche, denen man den Sold vorenthalten hatte und die sich durch Plünderungen ihr „Recht“ zu verschaffen trachteten, aber auch Räuberbanden trieben nach wie vor ihr Unwesen. Bisweilen ließen sich die Räuber sogar in nicht mehr bewohnten Burgen nieder. Eine derartige Burg war Schönberg am Kamp (L). Ehemals landesfürstlich, seit 1428 in Besitz der in Cilli beheimateten Herren von Königsberg,²¹⁶⁾ stand das feste Bauwerk leer und bot 1467 einer Bande Unterschlupf, bis sie der kaiserliche Gefolgsmann Heinrich von Liechtenstein wieder vertrieb. 1481 hauste der berüchtigte ungarische Hauptmann Griffis in Schönberg und erpreßte von hier aus „Kriegsabgaben“ von den umliegenden Gemeinden. 1483 wurde die Burg von den Böhmen besetzt, 1485-1490 wieder von den Ungarn.

Mit dem Tod König Georg Podiebrads von Böhmen (1471) verloren die Feinde Friedrichs III. ihre wichtigste Stütze. Eine innen- und außenpolitische Beruhigung trat aber nicht ein, denn nun schlossen sich die Gegner des Kaisers dem energischen König Matthias Corvinus von Ungarn (1464-1490) an. Zu ihnen zählte seit 1472 auch der bisher treue und daher von Friedrich hoch geförderte oberste Feldhauptmann Ulrich von Grafenegg, Besitzer des landesfürstlichen Lehens Aspersdorf-Grafenegg (L). Ulrich konnte risikolos rebellieren, da dem Kaiser zur Zeit keine wirksamen Machtmittel zur Verfügung standen; es scheint, daß Friedrich seinen einstigen Paladin durch weitere Begünstigungen wieder an sich binden wollte, denn 1473 erhielt der oberste Feldhauptmann noch das landesfürstliche Pfandlehen Falkenberg (L) und das Marktgericht in Hadersdorf (L). Als dann 1477 der langjährige Krieg zwischen Friedrich und Matthias Corvinus begann, kam es zu einem Vergleich zwischen dem Kaiser und Ulrich von Grafenegg: Gegen eine Entschädigung von 50 000 Gulden und ungarische Dukaten in Gold trat der Grafenegger alle Besitzungen in Österreich an den Landesfürsten ab und kehrte Österreich den Rücken.²¹⁷⁾ Er ließ sich also vom Kaiser aus dem Land kaufen.

Der Krieg zwischen dem Kaiser und dem König von Ungarn glich einer großangelegten Fehde, nicht aber einem Kampf zweier Nationen.²¹⁸⁾ Beide Parteien konzentrierten sich

²¹⁵⁾ 1454 hatte Reinbrecht Frauenhofer die Burg Krumau mit der Auflage erhalten, sie um 1000 Pfund Pfennige zu sanieren. Siehe: Lichnowsky (wie Anmerkung 158) VI, 1940, 2242. — 1470 ging das Pfandlehen um 3000 ungarische Dukaten an Wilhelm v. Auersperg, genannt „der Reiche“; siehe: Wißgrill, Schauplatz (wie Anmerkung 177) III, 88.

²¹⁶⁾ Den Königsbergern gehörte auch Seebenstein, Aspang und die Ruine Haindorf am Kamp (L).

²¹⁷⁾ Joseph Chmel, Materialien zur österreichischen Geschichte, 2. Bd. (Wien 1838) S. 340.

²¹⁸⁾ Karl Gutkas, Friedrich III. und Matthias Corvinus (=Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich 65, St. Pölten — Wien). — Brigitte Haller, Kaiser Friedrich III. und die Stephanskronen. In: Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs 26 (1973) S. 94ff. — Karl Nehring, Matthias Corvinus, Kaiser Friedrich III. und das Reich. Zum hunyadisch-habsburgischen Gegensatz im Donauraum (=Südosteuropäische Arbei-

vornehmlich auf die gegenseitige wirtschaftlich-finanzielle Schwächung durch Zerstörung beziehungsweise Eroberung der festen Plätze und Städte. 1477 belagerte Matthias Corvinus Krems und Stein noch vergebens, richtete aber dennoch schwere Schäden an. Die beiden Städte wurden anschließend auf Friedrichs Befehl stärker befestigt — damals wurde der Kremser Pulverturm gebaut. Auch Dürnstein war ungarisches Angriffsziel. 1485 zog Matthias nach vielmonatiger Belagerung in Wien ein und schlug dort bis zu seinem Tode 1490 die Residenz auf. Die meisten Städte und Burgen öffneten daraufhin den Ungarn ihre Tore, Matthias galt als neuer Landesfürst. Aber die Ungarn zeigten sich gewalttätig und ausbeuterisch, vor allem gegenüber den bisher habsburgtreuen Herrschaften. Indem sie die Burgen und Siedlungen schätzten, deren Bewohner zur Huldigung und zur Robot zwangen, preßten sie das Land aus und quälten Bauern und Grundherren. Nicht allen gelang es so wie dem Pfandbesitzer von Krumau (G) (1484-1491), Kaspar von Rogendorf, sich von Huldigung, Robot und Schatzung freizukaufen.

Die Ungarn richteten zahlreiche Stützpunkte ein, von denen aus sie das flache Land kontrollierten und zu Abgaben zwangen. Im südlichen Waldviertel setzten sie sich in Schönberg am Kamp (L) fest, von wo sie das Kampptal überblicken konnten. Durch den Besitz des nach heftigem Kampf eroberten Städtchens Stein beherrschten sie die (1463 erbaute) Donaubrücke und den Wachauzugang. Auch um Dürnstein tobten — sogar bis 1487 — erbitterte Kämpfe, in deren Folge die alte Burg „Tabor“ endgültig zerstört wurde (heutiger „Eselstein“). Mit Dürnstein behaupteten die Ungarn auch die Wachau unangefochten. Noch kehrte aber kein Friede ein, denn ungarische Söldnerbanden durchstreiften das Land und plünderten, was sie erreichten.

Als Matthias Corvinus 1490 in Wien starb, brach die Ungarnherrschaft über Niederösterreich rasch zusammen. Von nun an gebot der Kaiser unangefochten in Österreich. Ehemalige Gegner und Anhänger der Ungarn unterwarfen sich und wurden in Gnaden aufgenommen, selbst wenn sie wie der Raubritter Albrecht von Rohr, Sohn des oben erwähnten Tobias von Rohr und Besitzer von Ottenstein (G), Rastbach (G) und Lichteneck (G), während der Ungarnzeit systematisch die kaiserlichen Herrschaften geplündert hatten.²¹⁹⁾

Friedrich III. hatte alle Widersacher überlebt und zuletzt seine Besitzungen nicht nur behauptet, sondern gewaltig vergrößert. Trotzdem litt er unter ständiger Geldnot. Immer wieder mußte er seine Kammergüter den Gläubigern verpfänden. Diese wurden dadurch Lehensmänner ihres kaiserlichen Schuldners und verwerteten die Pfandlehen zur Befriedigung ihrer Forderungen, bis ihnen die Pfandsomme rückerstattet wurde. Schon Friedrichs Vorgänger hatten, wie oben erwähnt, einige Grundherrschaften und Burgen verpfändet. Zu den bedeutenden landesfürstlichen Pfandgütern zählten Dürnstein (K), Gföhl-Jaidhof und Burg Droß (K). Friedrich verpfändete darüberhinaus Hadersdorf (L), Straß (L), Gobelburg (L), Falkenberg (L), Rehberg (StK), das Ungelt von Langenlois und die Burgen Krems und Stein. Für den Kaiser war es dann schwierig, die Pfänder wieder auszulösen, vielfach mußte er dafür Regalien preisgeben. So beauftragte er beispielsweise die Stadt Krems mit der Einlösung seiner Herrschaft Rehberg und gestattete im Gegenzug der Gemeinde, Kremser Weine maut- und zollfrei auszuführen. Angesichts der riesigen kaiserlichen Kam-

ten 72, München 1975). — Gyula Ráczó, Die Feldzüge des Königs Matthias Corvinus in Niederösterreich 1477-1490 (= Militärgeschichtliche Schriftenreihe 24, Wien 1973). — Carl Schober, Die Eroberung Niederösterreichs durch Matthias Corvinus in den Jahren 1482-1490 (Wien 1879).

²¹⁹⁾ Die Herren von Rohr starben 1516 aus.

mergüter, in denen allein in Niederösterreich 15 Prozent aller untertägigen Leute lebten, hätte der Kaiser bei planmäßiger Bewirtschaftung über ausreichende Mittel verfügt; aber in seiner Umgebung verstand sich noch niemand auf eine fortschrittliche Verwaltung.

Bohumír Smutný

Bemühungen um die Errichtung einer Eisenbahn- verbindung zwischen Südwestmähren und dem Waldviertel

Der südwestliche Winkel Mährens war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eine Region, der der Eisenbahnverkehr auswich. Zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war die Lage so, daß dieses Territorium samt dem angrenzenden Gebiet des Oberen Waldviertels zwar von allen Seiten von Haupteisenbahnlinien umschlossen war (im Süden und Westen war es die Kaiser Franz Josephs-Bahn, im Nordosten die Österreichische Nordwestbahn, im Norden die kurz zuvor gebaute Böhmischemährische Transversalbahn), allerdings innerhalb dieses sich weit erstreckenden Gebiets fehlte die Eisenbahn völlig, was immer ungünstigere Auswirkungen auf die Stadt- und Dorfbewohner sowie auf die Vertreter der hiesigen Industrie, Landwirtschaft und des Handels hatte. Dabei war es die Eisenbahn, die eine der unerläßlichen Voraussetzungen der regionalen Industrialisierung war, und eben infolge des Fehlens der Eisenbahnverbindung mit der Umgebung verschwanden während der Industriellen Revolution im 19. Jahrhundert zahlreiche Industriezweige (Zuckerfabriken, Eisen- und Glashütten, Textilproduktion). Aus diesem Grunde appellierten die Vertreter der dortigen Städte und Gemeinden immerfort an den Mährischen Landtag um Unterstützung für ihre Bemühungen um die Errichtung der Eisenbahnverbindung.

Bei seinen Sitzungen in den Jahren 1883-1885 faßte der Mährische Landtag auf Vorschlag seines Verkehrsausschusses einen Beschluß, in dem die k. k. Regierung aufgefordert wurde, gebührende Aufmerksamkeit der Eisenbahnverbindung aus einem geeigneten Ort, der Österreichischen Nordwestbahn, etwa aus Moravské Budějovice (Mährisch Budwitz) über Jemnice (Jamnitz) und Slavonice (Zlabings) zur Kaiser Franz Josephs-Bahn zu widmen; ferner wurde vorgeschlagen, aus einem günstigen Ort dieser Lokalbahn in nördlicher Richtung über Dačice (Datschitz) und Telč (Teltsch) zur Böhmischemährischen Transversalbahn die Verbindung herzustellen. Gleichzeitig erhielt der Landtag eine Menge von Petitionen von interessierten Städten und Gemeinden mit Erklärungen, sie seien bereit, dieses Unternehmen mit Beiträgen zu unterstützen, womit sie ihren Willen bekundeten, in das Eisenbahnnetz einbezogen zu werden. Sie fanden zwar bei der Regierung Anerkennung der Bedeutung von Lokalbahnen, sie lehnte es jedoch ab, sich mit staatlichen Mitteln an diesem Bau zu beteiligen und verwies auf die eventuelle Unterstützung des Landes bei diesem Unternehmen. Ungeachtet der Regierungsentscheidung gab der Mährische Landtag die Anregung zur Bildung eines Ausschusses, der nach der Erteilung einer vorläufigen Konzession für technische Arbeiten ein Generalprojekt der Eisenbahn erstellen sollte.

Mit diesem Projekt begannen sich Professoren der Technischen Hochschule in Brünn zu beschäftigen, die Ingenieure Alfred Lorenz und Johann Brik, denen das Handelsministerium eine Konzession für technische Vorarbeiten am 18. Januar 1886 erteilte. Ihre erste Tat war die Verschickung von Fragebögen in Städte und Gemeinden an den vorgesehenen Strecken, um das Interesse für die Eisenbahn sowie Angaben über den Umfang der dortigen Produktion, des Handels und der Verkehrsverhältnisse zu ermitteln. Gleichzeitig begann man im Frühjahr 1886 mit der vorläufigen Trassierung. Aus den Reihen der Interessenten für die Eisenbahn in den Städten und Gemeinden in Mähren wurde ein Comité für Angelegenheiten der Lokalbahn in Westmähren gebildet, an dessen Spitze Karl Freiherr von Dalberg aus Dačice stand.¹⁾ Der erläuternde Bericht zum Projekt der Professoren Lorenz und Brik wurde im Oktober 1886 vollendet, gedruckt publiziert und dem Mährischen Landesauschuß und der Öffentlichkeit zur Beurteilung vorgelegt.²⁾

Die Hauptlinie dieser Lokalbahn sollte den Strecken Moravské Budějovice — Jemnice — Slavonice — Nová Bystřice (Neu Bistritz) — Třeboň (Wittingau) folgen, was die kürzeste Verbindung zwischen der Österreichischen Nordwestbahn und der Kaiser Franz Josephs-Bahn darstellen sollte. Aus dieser Linie sollten dann zwei Bahnen abzweigen: Slavonice — Dačice — Telč — Kostelec (Wolframs) und Slavonice — Waidhofen a. d. Thaya — Schwarzenau. Da sich jedoch die Stadt Slavonice gegen den Plan der Errichtung des Verkehrsknotens in dieser Stadt wehrte, sollte eine Streckenkreuzung im nördlicher gelegenen Dačice errichtet werden, wo sich die Hauptstation befinden sollte. Im Projekt rechnete man mit einer Gesamtlänge von 92,5 km, zunächst mit der Hauptstrecke aus Moravské Budějovice nach Dačice. Von dort sollte die Strecke in der Zukunft bis nach Třeboň fortgesetzt werden, die Zweigbahnen würden aus Dačice nur nach Telč und Waidhofen führen, unter Hinweis darauf, daß die weitere Verbindung Waidhofen-Schwarzenau und Telč-Kostelec eigentlich im Zustand der Bereitstellung sei.

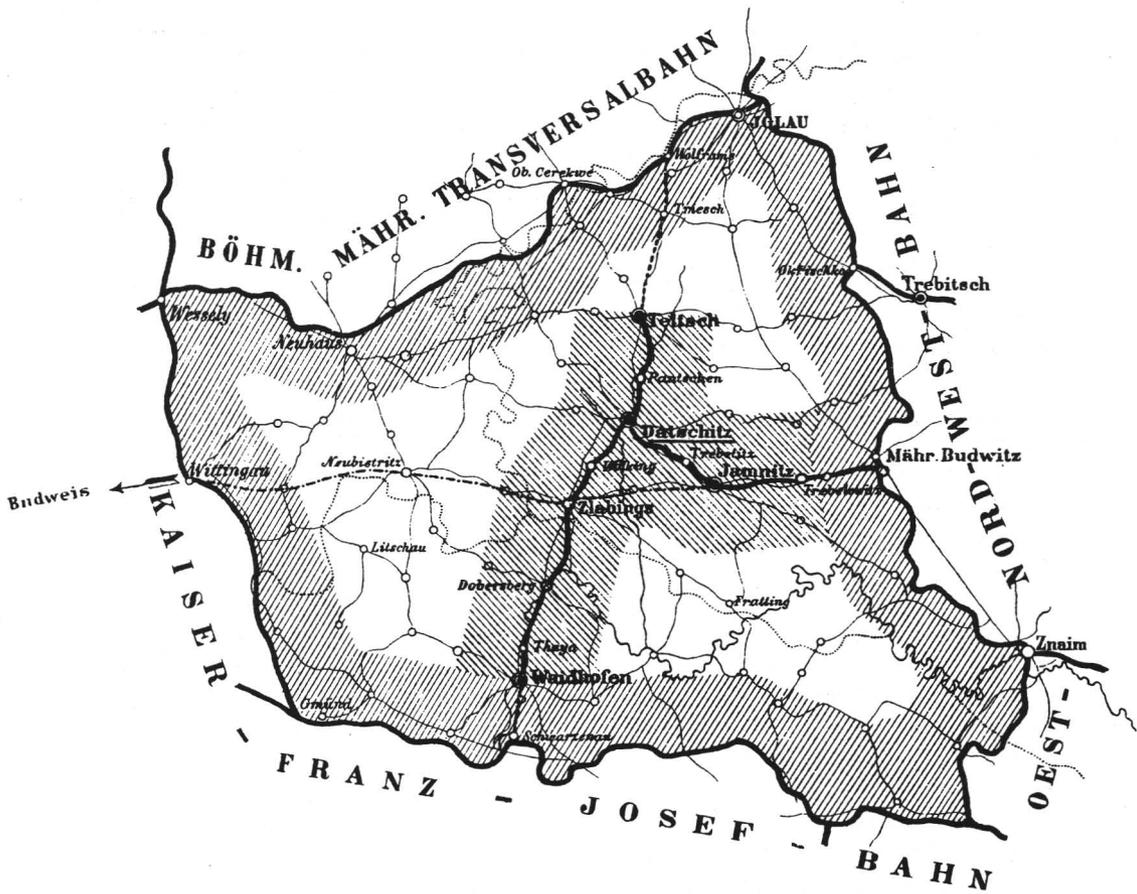
Die Baukosten wurden mit 2 766 397 Gulden (fl.) berechnet, was je Kilometer 29 894 fl. ausmachte. Beim Vergleich des notwendigen Betrages mit dem erwarteten Reinertrag machte die Differenz 416 430 fl. aus, die das Land oder die Interessenten sicherstellen sollten, denn die Regierung lehnte eine Beteiligung mit dem Verweis auf den Lokalnutzen dieser Eisenbahn ab. Dem Ausschuß für den Bau der Lokalbahn ist es gelungen, für die in Mähren gelegenen Strecken freiwillige Beiträge der Städte, Gemeinden, Bezirksstraßen-ausschüsse und von Einzelpersonen in einer Höhe von 125 500 fl. zu sammeln. Der Mährische Landtag bewilligte am 20. Dezember 1886 eine Subvention für diese Bahn von 171 600 fl. Der Landesauschuß sollte darauf achten, daß die Fortsetzungen der Eisenbahnverbindung aus Waidhofen zur Kaiser Franz Josephs-Bahn und aus Telč zur Böhmischemährischen Transversalbahn verwirklicht würden.

Auch der Niederösterreichische Landesauschuß wandte sich an die Regierung mit der Bitte um Verlängerung der Eisenbahnstrecke aus Waidhofen bis zur Kaiser Franz Josephs-Bahn.³⁾

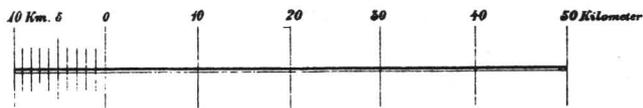
¹⁾ Mährisches Landesarchiv in Brno (weiter MLA), Archivbestand F 148 Velkostatek Dačice (Großgrundbesitz Dačice), Inv. Nr. 431.

²⁾ MLA, Archivbestand A 9 Zemský výbor (Landesausschuß), Fasz. Nr. Zv 8736, Erläuterungs-Bericht zu dem Projecte der west-mährischen Localbahnstrecken: Mährisch Budwitz-Jamnitz-Datschitz und Teltsch-Datschitz-Zlabings-Waidhofen.

³⁾ Ebd., Fasz. Nr. Zv 8736, Brief des Niederösterreichischen Landesauschusses an den Mährischen Landesauschuß vom 6. Mai 1887.



Mafstab 1:750.000.



Verkehrsgebieth der neuen Bahn.



Verkehrsgebieth der bestehenden Bahnen.

Kapitalmangel, Mißtrauen bezüglich des Reingewinns der Eisenbahn und ungenügende, von den Ländern erteilte und zugesagte Subventionen sowie lokale Interessen einzelner Städte bewirkten jedoch, daß der Bau nicht begonnen wurde, obzwar noch bei der Sitzung am 31. Oktober 1889 der Mährische Landtag erneut der Regierung empfahl, sie solle den Ausbau dieser Lokalbahn unterstützen.⁴⁾

Weitere Initiativen seitens Mährens in Sachen des Baus der Eisenbahn im südwestlichen Mähren erbrachte die Stadt Telč.⁵⁾ Ihrer Anregung folgend, begann Ingenieur Moritz Hirschkron aus Wien die Bahn aus Kostelec über Třešř (Triesch) nach Telč zu trassieren und legte das Generalprojekt dieser Strecke vor, das kommissionell beim behördlichen Besuch am 27. und 28. April 1891 beurteilt wurde. Aufgrund des Antrags des Ingenieurs Hirschkron führte man in Telč eine Aktiensubskription der Eisenbahn Kostelec-Telč durch, wobei 71 300 fl. für den Fall des Ausbaus gezeichnet wurden.

Einstweilen jedoch entstand 1892 in der niederösterreichischen Stadt Zwettl ein neuer Ausschuß, der um den Bau der Eisenbahn aus Jihlava (Iglau) oder Kostelec über Třešř, Telč, Dačice, Slavonice, Waidhofen zur Kaiser Franz Josephs-Bahn und dann weiter südlich an die Donau zur Kaiserin Elisabeth-Westbahn bestrebt war und die Stadt Telč sowie ihren Vertretungsrat um die Unterstützung seiner Anstrengungen bat.

Das Handelsministerium in Wien erließ am 26. August 1892 an die Stadt Zwettl eine Bewilligung zum Beginn der technischen Arbeiten für den Bau der Eisenbahn von Iglau zur Donau mit einer Abzweigung aus Dačice oder Telč nach Třebíč (Trebitsch) oder Okřišky (Okřischko). Der Ausbau dieser Strecke wurde mit staatlichen Interessen begründet, denn sie sollte nicht nur eine handelspolitische, sondern auch eine strategische Bedeutung haben, die das Kriegsministerium durchsetzte. Die Trassierung der Eisenbahn sollte der Eisenbahnoberingenieur Koloman Lukrits durchführen.⁶⁾ Die Stadt Zwettl informierte über die zu projektierende Bahn Jihlava-Zwettl-Donau den Mährischen Landesauschuß und bat ihn ebenso wie den Niederösterreichischen Landesauschuß um die Sicherstellung einer Kapitalsubvention, denn das Generalprojekt der Eisenbahn sollte im Dezember 1893 der Regierung zur Genehmigung unterbreitet werden.⁷⁾

Die Revision der gesamten Eisenbahnstrecke erfolgte ab dem 14. Dezember 1893 auf mährischem und niederösterreichischem Gebiet. Hier kam es zu einer wesentlichen Streitigkeit nur in der Frage, ob die Eisenbahnmündung aus Telč über Třešř erfolgen sollte, wie ursprünglich bereits 1891 vorgeschlagen worden war, oder ob Třešř beiseite gelassen und die Eisenbahn direkt nach Jihlava geführt werden sollte, wie dies die Vertreter aus Jihlava forderten. Dagegen protestierten beim Mährischen Landesauschuß die Unternehmer aus Třešř mit der Begründung, dadurch würden ihre Interessen Schaden erleiden (besonders die Wollindustrie).⁸⁾ Der erste Eisenbahnteil in einer Länge von 98,5 km sollte aus Jihlava über Telč, Dačice und Slavonice nach Waidhofen führen, die Kosten sollten 6 870 000 fl. betragen, der zweite Teil sollte aus Schwarzenau über Zwettl nach Amstetten zur Kaiserin Elisabeth-Westbahn in einer Länge von 115 km führen, die Kosten sollten 11 300 000 fl.

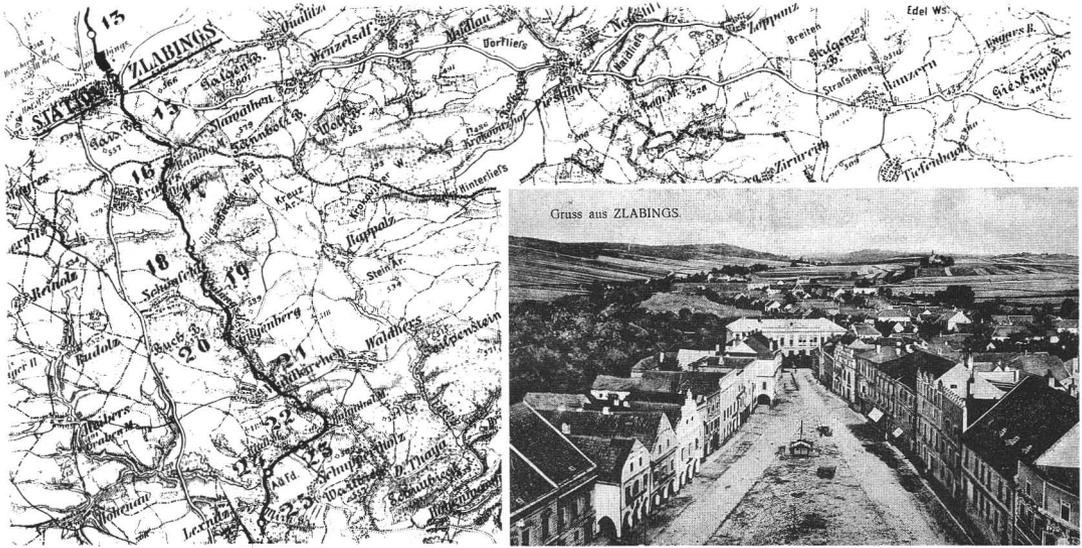
⁴⁾ Ebd., Bericht an den Mährischen Landesauschuß Nr. 92682/1889.

⁵⁾ Bezirksarchiv in Jindřichův Hradec, Archivbestand Okresní úřad Dačice (Bezirksamt Dačice), Kart.-Nr. 269, Brief der Stadt Telč an das Handelsministerium in Wien vom 21. Dezember 1892.

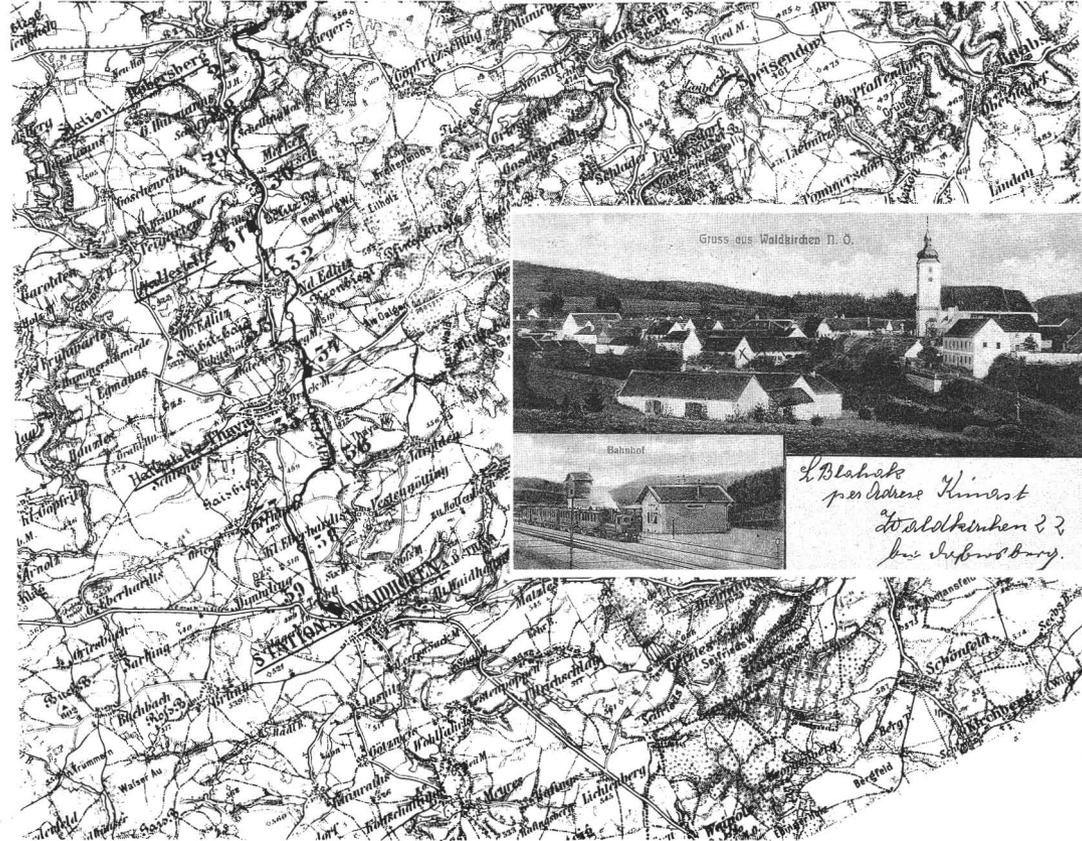
⁶⁾ MLA, A 9, Fasz. Nr. Zv 8736, Konzession vom 26. August 1892.

⁷⁾ Ebd., Brief der Stadt Zwettl an den Mährischen Landesauschuß vom 13. Juni 1893.

⁸⁾ Ebd., Brief der Unternehmer aus Třešř an den Mährischen Landesauschuß vom 7. Dezember 1893 und Protokoll vom 14. Dezember 1893.



Gruss aus ZLABINGS.



Gruss aus Waldviertel N. O.

Bahnhof

*L. Blahatsch
per Adresse
Kunstat
St. Adalberten 3
bei Liebenburg.*

Eisenbahnstrecke Zlabings — Waidhofen an der Thaya

betragen. Die bestehende Eisenbahn Schwarzenau-Waidhofen sollte in die zu projektierende Strecke integriert werden.⁹⁾

Einen endgültigen Standpunkt zum Eisenbahnbau nahm das Handelsministerium in Wien am 11. Januar 1895 in der Mitteilung an die Stadt Zwettl ein, es werde in den Bau einzelner Abschnitte und in die Kapitalbeschaffung nicht eingreifen. Im Streit um die Bahnführung aus Telč entschied das Ministerium, es ließe die laut Erlaß vom 10. September 1891 aus Telč über Třešř nach Kostelec führende Strecke bestehen, denn Třešř sei eine bedeutende Industriegemeinde und mit dieser Strecke würden auch 9 km der Eisenbahnstrecke erspart. Nach der Forderung des Kriegsministeriums sollte dann ein zweites Gleis nach Jihlava gebaut werden, damit der Verkehr auf der Strecke Jihlava-Tábor nicht gestört werde. Der Übergang über die Donau an der Strecke nach Amstetten sollte sich zwischen Persenbeug und Ybbs befinden.

Da die Realisierung des gesamten Eisenbahnprojektes hinsichtlich der Höhe des erforderlichen Kapitals sowie die Teilnahme des Staates an der Kapitalbeschaffung für die nächste Zukunft nicht gesichert erschienen, wurde vom Ministerium empfohlen, einzelne Abschnitte so zu bauen, daß sie dem Verkehr selbständig dienen und rentabel sein könnten, wozu Finanzmittel aus den Beiträgen der Interessenten und bei entsprechendem finanziellen Zusammenwirken der beteiligten Länder beschafft werden könnten. Die Regierung sollte nur eine Begünstigung laut dem neuen Gesetz über Lokalbahnen einräumen.¹⁰⁾

Einzelne Abschnitte wurden dann schrittweise in Betrieb gesetzt, wie es die finanzielle Lage ermöglichte. Als der Mährische Landtag im Januar 1896 einen Landesbeitrag für den Bau der Eisenbahn Kostelec-Telč in einer Höhe von 216 000 fl. bewilligte, wurden auch Verhandlungen in Telč aufgenommen, wo zum Zweck des Eisenbahnbaus ein Aktionsauschuß gebildet wurde, der später in eine Aktiengesellschaft der Lokalbahn Kostelec-Telč umgewandelt wurde. Der Bau der Strecke in einer Länge von 23,6 km wurde nach Erteilung der Baukonzession von der Firma Jan Kubřek aus Prag am 30. März 1897 aufgenommen. Der Verkehr wurde hier am 13. August 1898 eröffnet.¹¹⁾ Auch die Weiterführung der Strecke Telč-Slavonice übernahm die Aktiengesellschaft der Lokalbahn Kostelec-Telč. Die Strecke in einer Länge von 28,9 km baute dieselbe Firma, der Eisenbahnverkehr wurde am 7. September 1902 feierlich eröffnet. Damit führte die Eisenbahnstrecke fast bis zur Landesgrenze bei Slavonice.¹²⁾ Der Anschaffungswert der gesamten Strecke aus Kostelec nach Slavonice belief sich auf 6 132 000 Kronen.

Für den Bau des Abschnittes zwischen Slavonice und Waidhofen an der Thaya wurde in Slavonice ein Aktionsauschuß der Lokalbahn Waidhofen-Slavonice konstituiert. Slavonice, Dobersberg und Thaya erhielten dann am 19. Mai 1895 eine vorläufige Konzession¹³⁾, am 19. Oktober 1898 gab jedoch das Eisenbahnministerium in Wien dem Aktionsauschuß bekannt, daß es sich aus ökonomischen Gründen erübrige, eine neue Aktiengesellschaft zu bilden, und der Bau wurde der Aktiengesellschaft der Lokalbahn Schwarzenau-Zwettl mit

⁹⁾ Ebd., Bericht des Landesrates Dr. K. Horáček an den Mährischen Landesauschuß vom 28. Dezember 1893.

¹⁰⁾ Ebd., Brief des Handelsministeriums in Wien an die Stadt Zwettl vom 11. Jänner 1895 (Abschrift.)

¹¹⁾ Ebd., Protokoll über die stattgehabte Stations-Commission, politische Regelung und Enteignungs-Commission betreffend das Projekt einer normalspurigen Localbahn von Wolframs nach Teltsch, Brünn 1897.

¹²⁾ Ebd., Protokoll betreffend die politische Begehung, Enteignungsverhandlung und Feststellung der feuersicheren Herstellungen der projectirten normalspurigen Localbahn von Teltsch nach Zlabings, Brünn 1899.

¹³⁾ Ebd., Brief des Handelsministeriums in Wien an den Gemeindevorsteher in Slavonice vom 24. Juni 1895 (Abschrift).

Sitz in Wien anvertraut, der bereits staatliche Garantien eingeräumt worden waren.¹⁴⁾ Diese kaufte am 20. Juli 1900 die Lokalbahn Schwarzenau-Waidhofen und erhielt eine Konzession für den Bau und Betrieb der Eisenbahn Waidhofen-Slavonice.¹⁵⁾ Der Verkehr in diesem Abschnitt, der das südwestliche Mähren mit dem niederösterreichischen Waldviertel verband, begann in einer Länge von 27,5 km am 21. Juni 1903. Es ist jedoch nicht gelungen, die gesamte geplante Strecke bis nach Amstetten zu bauen (Endstation war Martinsberg), ähnlich war es mit der Abzweigung aus Dačice nach Moravské Budějovice (nur die Strecke Moravské Budějovice-Jemnice wurde realisiert).

Dennoch trug diese Lokalbahn nach der Inbetriebnahme zum Aufschwung der dortigen Industrie, Landwirtschaft und des Handels beiderseits der Grenze bei und ermöglichte die Verbindung unter den Einwohnern beider Regionen. Man kann sich nur wünschen, daß dies auch in der nahen Zukunft so sein wird.

¹⁴⁾ Ebd., Erlaß des Eisenbahnministeriums in Wien an das Aktionscomité für die Localbahn Waidhofen-Zlabings vom 19. Oktober 1898 (Abschrift).

¹⁵⁾ Ebd., Protokoll aufgenommen im k. k. Eisenbahnministerium in Wien am 20. Juli 1900 (Abschrift).

Bohumír Smutný

Snahy o zřízení železničního spojení mezi jihozápadní Moravou a Waldviertelem

Resumé

Příspěvek z oblasti hospodářských dějin a dějin dopravy líčí situaci na jihozápadní Moravě v 80. a 90. letech 19. století, kdy představitelé měst, obcí, průmyslu, zemědělství a obchodu v tomto regionu po řadu let usilovali o vybudování místní dráhy Kostelec — Slavonice — Waidhofen a. d. Thaya — Schwarzenau, která by spojila rozsáhlou oblast mezi Českomoravskou transverzální dráhou na severu, Dráhou císaře Františka Josefa na jihu a západě a Rakouskou severozápadní dráhou na východě. Uvnitř oblasti vymezené těmito drahami dosud železniční trať nebyla. Do stavby dráhy byly vkládány velké naděje, neboť měla přispět k hospodářskému rozvoji jihozápadní Moravy (Telč, Dačice, Jemnice, Slavonice) i sousední oblasti Waldviertelu (Waidhofen a. d. Thaya, Thaya, Dobersberg). V období průmyslové revoluce stály tyto regiony stranou a v důsledku slabé industrializace odcházeli odtud lidé za prací do jiných oblastí a velkých měst.

Po více jak dvacetiletém úsilí a několikeré změně projektu dráhy se podařilo dílo vybudovat, i když ne zcela v plánovaném rozsahu. Úsek Kostelec-Slavonice byl zprovozněn roku 1902 a úsek Schwarzenau-Slavonice roku 1903. Byla tak dána možnost místnímu obyvatelstvu využívat vlakového spojení s okolím a zlepšily se i dopravní možnosti pro místní průmysl, zemědělství a obchod. Tato železnice se stala až do rozvoje silniční dopravy hlavní dopravní cestou obou regionů, avšak po roce 1948 se změnou politických poměrů v Československu byla železniční trať ve Slavonicích přerušena. O obnovení tohoto spojení usilují v současné době obě strany, neboť by to přispělo k hospodářskému oživení pohraničí jak na jihozápadní Moravě, tak v dolnorakouském Waldviertelu.

Bestandsaufnahme der ur- und frühgeschichtlichen Sammlung des Höbarthmuseums in Horn — ein Erfahrungsbericht

1. Einleitung

Den Grundstock der Horner Sammlung bilden die von dem Heimatforscher Josef Höbarth (1891 - 1952) zusammengetragenen ur- und frühgeschichtlichen Funde aus dem östlichen Waldviertel. 1930 wurde in Horn ein Museumsverein gegründet und das Höbarthmuseum in der Prager Straße eröffnet. Dr. Friedrich Berg, der spätere Leiter der Abteilung für Bodendenkmale des Bundesdenkmalamtes, stand von 1954 bis 1965 als Nachfolger von Josef Höbarth dem Museum vor und führte Ausgrabungen durch. Von 1965 bis 1967 wurden die Bestände in die Räume des ehemaligen Bürgerspitals in der Wiener Straße gebracht, wo das neue Museum am 30. April 1973 eröffnet wurde. 1973 kam auch ein Großteil der Sammlung von Höbarths Freund Alois Gulder über Vermittlung von Regierungsrat Otto Ritter an das Museum. Die Funde der von der Prähistorikerin Dr. Eva Lenneis von 1975 bis 1978 getätigten Grabungen bei Frauenhofen befinden sich ebenfalls in Horn.

Die Horner ur- und frühgeschichtliche Sammlung ist eine der größten in Niederösterreich. Einige Besonderheiten aus der Schausammlung mögen vorgestellt sein: Zu den ältesten erhaltenen Artefakten Österreichs zählen drei mittelpaläolithische Steinwerkzeuge aus Horn, Kamegg und Schönberg (rund 100 000 Jahre alt). Aus Großweikersdorf stammen



Inv. Nr. 1109, Fragment einer „Venus“ der mittelneolithischen Lengyelkultur (4750-3900 v. Chr.).
Ton, erhaltene Höhe 13 cm, Eggendorf am Walde, Flur „Schwarze Erde“.

Skelettreste eines Mammuts¹⁾, darunter ein fast vollständig erhaltener Stoßzahn von ungefähr 3 m Länge (Alter etwa 30 000 Jahre). Bemerkenswert sind einige größere Fundstellen des Spätpaläolithikums und Mesolithikums, der Zeit des Übergangs vom Sammeln und Jagen zu Ackerbau und Viehzucht (10 000-6000 v. Chr.) aus Horn — Galgenberg, Kamegg, Limberg und Burgschleinitz.

Unter den zahlreichen Hinterlassenschaften der frühesten Bauernkulturen (Früh- und Mittelneolithikum, 5500-3900 v. Chr.) ragen Idolstatuetten aus Ton hervor, u. a. die Venus von Eggendorf am Walde. In einer Grube der Lengyelkultur (4750-3900 v. Chr.) aus Poigen fand man die Schädel von fünf enthaupteten Menschen zusammen mit einem bemalten Tonbecher, Scherben und Asche (bekannt als das Schädelnest von Poigen). Seltene Fundkomplexe des Spätneolithikums (3900-2300 v. Chr.) aus Pfaffstetten, Baierdorf, Mühlfeld, Gars und Frauenhofen, als mit Kupfer das erste Metall bearbeitet wurde, runden das Bild der Steinzeiten ab.

Ein Depotfund von 35 Bronzeringbarren aus Roggendorf und die Reste einer Metallgießerei aus Ravelsbach geben Zeugnis vom technologischen Fortschritt in der Bronzezeit (2300-1250 v. Chr.). Für die Zeit der Urnenfelderkultur (1250-750 v. Chr.) und der Hallstattkultur (750-450 v. Chr.) ermöglichen die Beigaben der großen Gräberfelder von Horn — Ziegelei Thalhammer, Maissau und Maiersch Einblicke in Tracht und Glaubensvorstellungen. In den Bereich des Kultischen weist die berühmte Frauenkröte von Maissau, eine Tonstatuette einer Kröte mit betonten anthropomorphen weiblichen Geschlechtsmerkmalen. Eine bronzene Tierfibel²⁾ in Hundeform aus Horn zeigt Beziehungen zum norditalischen Kunsthandwerk.

Der bedeutendste Fund der Latènezeit (450-15 v. Chr.), der Epoche der keltischen Kultur, ist die Lehmtenne³⁾ eines kuppelförmigen Töpferofens aus Baierdorf. Im selben Raum sind zwei geheimnisvolle, wohl romanische, menschengestaltige Steinplastiken von der Kirche in Strögen und aus Großburgstall zu sehen. Überreste germanischer und slawischer Siedlungstätigkeit aus der römischen Kaiserzeit, der Völkerwanderungszeit und dem Frühmittelalter, darunter interessante Beinwerkzeuge, sowie zwei mittelalterliche Münzfunde und ein frühneuzeitlicher Münzschatz leiten in historische Zeit über.

Darüber hinaus befinden sich im Museum mineralogische, paläontologische, volkswissenschaftliche und kunstgeschichtliche Bestände. 1980 wurde ein Anbau fertiggestellt, der die bedeutende Sammlung landwirtschaftlicher Geräte von dem Landwirt Ernst Mader (1892-1979) beherbergt. 1992 wurde die Kollektion griechisch-römischer Antiken von Feldmarschalleutnant Arthur Nowak (1854-1932), die 1935 an das Museum gekommen war, in einem eigenen Raum aufgestellt.

Schon der Museumsgründer Prof. Josef Höbarth und der Prähistoriker Dr. Eduard Beninger (1897-1963) in den dreißiger Jahren sowie der Museumsleiter Dr. Friedrich Berg in den fünfziger Jahren begannen handschriftliche Inventare anzulegen, womit aber nur ein Teil der Sammlung erfaßt wurde. Univ.-Prof. Dr. Herwig Friesinger, der Anfang der siebziger Jahre die urgeschichtliche Sammlung des Höbarthmuseums nach der Übersiedlung ins Bürgerspital neu eingerichtet hatte, regte schließlich an, auch die umfangreichen Depotbestände nach modernen Gesichtspunkten zu inventarisieren.

1) *Elephas primigenius*.

2) Gewandspange.

3) Runder, gelochter Lehmrost, der Feuerungs- und Brennraum trennt.

Die Bearbeiter Monika Griebel und Wolfgang Schausberger, beide Studenten der Ur- und Frühgeschichte in Wien, erfuhren im Herbst 1991 über Ass.-Prof. Dr. Gerhard Trnka von Dr. Erich Rabl, dem Leiter des Höbarthmuseums, daß eine Inventarisierung der ur- und frühgeschichtlichen Objekte des Museums für das Frühjahr 1992 geplant war. Bereits im November 1991 war ein Großteil der paläontologischen Sammlung unter Vermittlung von Univ.-Prof. Dr. Fritz Steininger (Institut für Paläontologie der Universität Wien) durch eine Studentin aufgenommen worden. Da die Bearbeiter während ihres Studiums Arbeiten über das Höbarthmuseum verfaßt hatten, übernahmen sie diese Aufgabe. Begonnen wurde erst Anfang März 1992, weil das Depot und die Ausstellungsräume nicht beheizbar sind.

2. Ziel des Vorhabens

Das Ziel war die vollständige Inventarisierung der ur- und frühgeschichtlichen Funde und deren EDV-unterstützte Erfassung: Unter jeder Inventarnummer waren der Fundort (Katastralgemeinde und Flurbezeichnung), weitere Informationen zu den Fundumständen (Befund, Jahr), Art und Anzahl der Gegenstände und ihre Beschreibung, die Datierung, der Verbleib und gegebenenfalls der Erhaltungszustand anzugeben. Ein solches Vorhaben ermöglicht einen gezielten Umgang mit Museumsbeständen im Hinblick auf Beantwortung von Anfragen, Leihgaben und umfassende wissenschaftliche Aufarbeitung.

3. Durchführung

Es wurde das Inventarisierungsprogramm der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien übernommen, das von DDr. Peter Stadler eigens für die Erfassung ur- und frühgeschichtlicher Funde entworfen worden war.⁴⁾ Es soll als internationaler Standard für Inventarisierungsarbeiten eingeführt werden, um Museen großräumig zu vernetzen.

Bisher waren die Depotbestände grob nach Zeitstufen und Fundorten geordnet. Jetzt sollten die Gegenstände, nach Inventarnummern gereiht, in einheitlichen, extra für diesen Zweck angefertigten Schachteln⁵⁾ verpackt werden. Außen waren sie mit Inventarnummer, Fundort (Katastralgemeinde) und Zeitstellung gut sichtbar zu beschriften. Soweit als möglich wurden die Inventarnummern auch auf die Objekte geschrieben. Dazu kam ein Inventarzettel mit Angabe des Museums, der Inventarnummer und des Fundortes. Die Gegenstände wurden, nach Nummern getrennt, einzeln verpackt.

Es war an das bereits begonnene Inventar anzuschließen:

Bearbeiter: Josef Höbarth, Eduard Beninger Nr. 1 bis 2330; Friedrich Berg Nr. 3000 bis 3914 (Gräberfelder Hallstattzeit u. a.); Eva Lenneis Nr. 4000 bis 5291 (Siedlungen Frühneolithikum).

⁴⁾ INPUT MACHINE erzeugt fortlaufend numerierte Datensätze, die durch ein Trennzeichen voneinander abgesetzt werden. Es arbeitet mit einer Liste von ungefähr 1000 hierarchisch gegliederten Begriffen (ein sogenannter Thesaurus), die beliebig erweiterbar ist. Aus diesen Begriffen wird ein Text erzeugt, der prinzipiell mit jedem Editier-, Textverarbeitungs- oder Datenbankprogramm weiter bearbeitet werden kann. DDr. Peter Stadler verwendet dafür das Programm ASKSAM. Die Erweiterbarkeit des Thesaurus und die Tatsache, daß dieses Programm einen Text und nicht einen Datensatz einer Datenbank generiert, bieten die große Flexibilität, die für einen weiten Anwenderkreis notwendig ist.

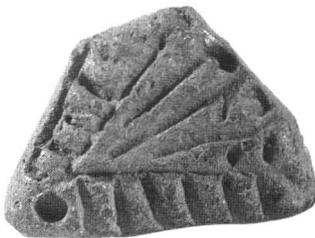
⁵⁾ Stulpdeckelschachteln, gerillt und geheftet (450×350×150 mm, 450×350×200 mm, 450×350×250 mm, 450×350×350 mm).

So war vorgegeben, die Inventarnummern numerisch weiterzuführen. Da dies auch bei INPUT MACHINE vorgesehen ist, mußten Überlegungen, in die Inventarnummern zusätzliche Information in Form von Codierungen einzubringen, von vornherein ausgeschlossen werden.

Folgende Inventarnummern wurden schließlich vergeben:

- Nr. 5292 — 6000 (Mesolithstation Kamegg)⁶⁾
- Nr. 6001 — 8367 (Neolithikum)
- Nr. 8368 — 8941 (Paläolithikum, Mesolithikum)
- Nr. 8942 — 11323 (Metallzeiten)
- Nr. 11324 — 12332 (Frühgeschichte, Mittelalter)

Inv. Nr. 9425, Schmuck aus Bronzedraht,
Urnenfelderkultur (1250-750 v. Chr.).
Dm. 5 cm, Roggendorf.



Rechts: Inv. Nr. 11062, Bruchstück einer Gußform aus Sandstein (Zweischalenguß), Urnenfelderkultur (1250-750 v. Chr.). Limberg, Flur „Heidenstatt“.

Links: Inv. Nr. 12190, ritzverzierter Tonstempel mit Stiel, germanisch, 2. Jh. n. Chr. Maiersch, Flur „Teichfeld“.

⁶⁾ Wird derzeit von Georg Schwarz, Student der Ur- und Frühgeschichte in Wien, bearbeitet.

Diese grobe chronologische Gliederung ließ sich nicht immer konsequent einhalten, da sich in einer Fundschachtel Objekte aus mehreren Zeitstufen befinden konnten. Die Schausammlung sollte vollständig inventarisiert werden, jedoch unverändert bleiben.

In der Praxis gliederte sich die Arbeit grundsätzlich in drei Schritte:

- 1) Auffinden, prüfen und verpacken der bereits inventarisierten Objekte.
- 2) Neuinventarisierung und Verpackung der weiteren Bestände.
- 3) Eingabe der Daten in den Computer und Ausdruck.

Zu 1): Das Finden der bereits inventarisierten Gegenstände wurde erheblich durch ein Standortverzeichnis von Schausammlung, Depot und Dachboden erleichtert, das 1978 von Museumsdirektor Dr. Ingo Prihoda und Friedrich Polleroß erstellt worden war (am Dachboden befinden sich außer volkskundlichen Objekten einige sehr große Kegelhalbsgefäße der Hallstattkultur, die im Depot keinen Platz mehr fanden). Rund 160 Objekte (3,6 %) aus dem alten Inventar waren nicht mehr auffindbar. Auffällig ist, daß alle Funde aus dem Hallstattgräberfeld Maissau, die sich nicht in der Schausammlung befinden, verschollen sind.

Zu 2): Einerseits lagen gewaschene und geordnete Fundposten vor. Da sich solches Material leicht bestimmen ließ, konnte in diesen Fällen jedem Objekt eine eigene Inventarnummer gegeben werden. Zur Beschriftung wurden aus Zeitgründen wasserfeste Filzstifte anstatt der üblichen Tusche verwendet. Andererseits befanden sich viele Funde in noch ungewaschenem und unsortiertem Zustand in jahrzehntealten Schachteln. Bei solchen, oft sehr umfangreichen Fundposten galt es abzuwägen, welcher Aufwand gerechtfertigt war. Meist wurden nach bestimmten Kriterien Sammelnummern vergeben. Die Anzahl der Inventarnummern läßt daher nicht immer Rückschlüsse auf den Umfang des Materials zu. Ungewaschene Posten konnten in der Regel auch nicht beschriftet werden. Spätere wissenschaftliche Bearbeitungen können das jedoch nachholen.

Der heikelste Punkt in diesem Stadium der Tätigkeit war, daß durch die Neuordnung des Depots das alte Standortverzeichnis hinfällig wurde. Um einen Verlust an Informationen zu vermeiden, wurden die alten Fundzettel und Schachtelbeschriftungen bei den Gegenständen belassen. Die zahlreichen restaurierten Objekte, die sich im Depot befanden, stellten die Bearbeiter nach Möglichkeit offen in den Depotvitrinen auf.

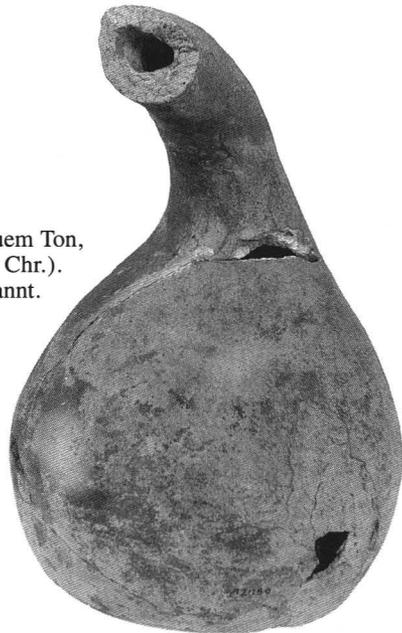
Die Bestandsaufnahme erwies sich in der Praxis nicht als „saubere“ Schreibtischarbeit (Staubentwicklung, Kälte und Gewicht der Fundschachteln). Sie erforderte eine große Arbeitsfläche zum Auflegen der Gegenstände, die das Bibliothekszimmer des Höbarthmuseums bot. Die Anzahl der benötigten Spezialschachteln und der damit verbundene Kostenaufwand erwiesen sich als auffällig hoch (insgesamt rund öS 50 000,—). Als Problem stellten sich die Silberfischchen⁷⁾ heraus, die sich manchmal in Watte und Filz der alten Verpackungen aufhielten und einige Fundzettel zerfressen hatten. Textilien sind deshalb ein ungeeignetes Verpackungsmaterial. Bei Unklarheiten bezüglich der zeitlichen Einstufung oder des Fundortes konnten die Bearbeiter auf die Waldviertelbibliothek des Höbarthmuseums zurückgreifen.

Während der Aufnahme wurde eine handschriftliche Inventarliste erstellt. Es erwies sich in der Praxis als ungünstig, das Inventar gleich auf Computer zu speichern. Zum einen tauchten immer wieder verschollen geglaubte Objekte des alten Inventars auf. Zum anderen erschwert die starke Staubentwicklung eine gleichzeitige Verwendung eines Computers in demselben Raum.

⁷⁾ *Lepisma saccharina*.

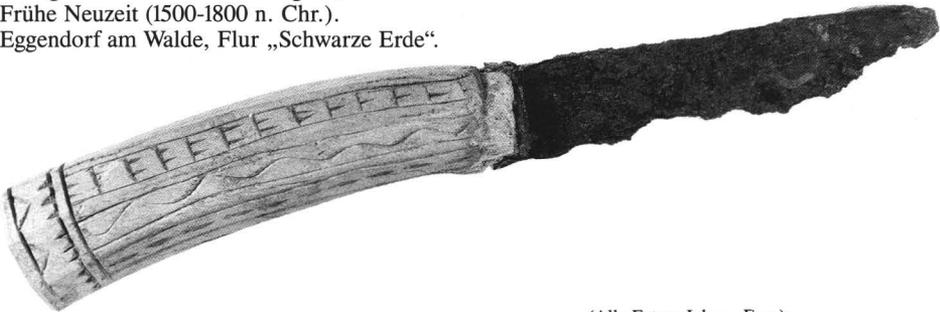


Inv. Nr. 11438, Zierplatte eines dreilagigen
Beinkammes mit Würfelaugenmotiv, germanisch,
2.-4. Jh. n. Chr. Straning.



Inv. Nr. 12130, Destilliergefäß aus grauem Ton,
Spätmittelalter (1250-1500 n. Chr.).
Fundort unbekannt.

Inv. Nr. 12300, Jagdmesser mit eiserner Klinge
und geschnitztem Hirschhorngriff,
Frühe Neuzeit (1500-1800 n. Chr.).
Eggendorf am Walde, Flur „Schwarze Erde“.



(Alle Fotos: Johann Fenz)

Zu 3): Die Programmversion des Naturhistorischen Museums wurde für die vorliegenden Bedürfnisse erweitert.⁸⁾ Ausdrucke liegen geordnet nach Inventarnummern, nach Fundorten in alphabetischer Reihenfolge und nach Zeitstufen auf. Im Vergleich zu einem herkömmlichen Inventarbuch bietet die Abfrage am Computer weit mehr Möglichkeiten, gezielt und zeitsparend Fundobjekte nach verschiedensten Kriterien aussortieren und ausdrucken zu lassen. Darüber hinaus kann das Inventar durch ergänzende Eingaben laufend am aktuellen Stand gehalten werden, etwa wenn neue Funde ans Museum kommen, Stücke verliehen oder verschollene Objekte wieder gefunden werden. Für weitere Informationen stehen die Bearbeiter gerne zur Verfügung.

Im Zuge der Aufnahmeprüfung entdeckten die Bearbeiter Objekte von besonderem Interesse (Seltenheitswert, künstlerischer Wert, besonderer Erhaltungszustand), die im Hinblick auf Sonderausstellungen u.ä. notiert wurden. Hier können ein Mammutskelett aus Pulkau, einige Torsi neolithischer Venusstatuetten, Skelettreste mächtiger Auerochsen⁹⁾, reizvolle metallzeitliche und frühmittelalterliche Trachtbestandteile und Schmuckstücke, vor allem aus Limberg und Thunau, Knochenreste germanischer Beinschnitzerwerkstätten aus Maiersch und Straning, mittelalterliche Holzteller aus dem Karner von Zellerndorf sowie ein spätmittelalterlicher Depotfund zahlreicher Eisengegenstände aus Großburgstall angeführt werden.

Die Erstellung des Inventars wurde im Sommer 1992 beendet. Abschließend möchten wir festhalten, daß wir diese Aufgabe als interessante Herausforderung gesehen und im Laufe dieser Tätigkeit viel gelernt haben. Es liegt für Archäolog/innen ein besonderer Reiz darin, alle Originalstücke einer derart großen Sammlung in der Hand gehalten zu haben.¹⁰⁾

Literatur

- Walpurga Antl-Weiser, Das Fundmaterial von Horn-Galgenberg und seine Stellung am Übergang vom Paläolithikum zum Mesolithikum (phil. Diss., Wien 1986).
- Fritz Eckhart Barth, Zwei seltene Knaufformen an Hallstattschwertern. In: Archäologisches Korrespondenzblatt 20 (1990) S. 283-284.
- Friedrich Berg, Ein neolithisches Schädelnest aus Poigen, N. Ö. In: Archaeologia Austriaca 19-20 (1956) S. 70-76.
- Friedrich Berg, Größter Mammutstoßzahn Österreichs. In: Waldviertler Heimat 5 (1956) S. 74-76.
- Friedrich Berg, Das Flachgräberfeld der Hallstattkultur von Maiersch (= Veröffentlichungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte 4, Wien 1962).
- Friedrich Berg, Ein Gräberfeld der Hallstattkultur aus Maissau, NÖ. In: Höbarthmuseum und Museumsverein in Horn 1930-1980. Festschrift zur 50-Jahr-Feier. Hrsg. v. Ingo Prihoda (Horn 1980) S. 131-152.
- Brigitte Cech, Zwei Fundkomplexe mittelalterlicher Keramik aus Horn, NÖ. In: Mitteilungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte 35 (1985) S. 35-46.
- Herwig Friesinger, Die Beigaben der völkerwanderungszeitlich-frühmittelalterlichen Grabfunde aus Horn, Niederösterreich. In: Archaeologia Austriaca 73 (1989) S. 133-135.
- Monika Griebel, Neubearbeitung einer Tierfibel der Hallstattkultur aus Horn. In: Archäologie Österreichs 3/1 (1992) S. 37-38.
- Alois Gulder, Die urnenfelderzeitliche „Frauenkröte“ von Maissau in NÖ und ihr geistesgeschichtlicher Hin-

⁸⁾ Die Bearbeiter bedanken sich in diesem Zusammenhang bei Thomas Böhm, Student der Ur- und Frühgeschichte, für seine wertvolle Hilfe.

⁹⁾ Bos primigenius.

¹⁰⁾ Für ihre Hilfe bei unserer Tätigkeit danken wir Dr. Erich Rabl, Hofrat Dr. Friedrich Berg, Univ.-Prof. Dr. Herwig Friesinger, Ass.-Prof. Dr. Gerhard Trnka, DDR. Peter Stadler, Bürgermeister Karl Rauscher, SR Franz Wagner, OStR. Dr. Ernst Pleßl, Thomas Böhm, Gottfried Surböck, Anton Kurz, Georg Schwarz, Dr. Eva Leneis und Bernhard Schausberger.

tergrund (= Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 10, 1960-1962).

(Katalog): höbarthmuseum der stadt horn (Horn 1973).

Josef Höbarth, Lebenserinnerungen. In: Höbarth zum 30. Todestag 1982. Gedenkschrift der Stadtgemeinde Horn (Horn 1982) S. 13-43.

Eva Lenneis, Siedlungsfunde aus Poigen und Frauenhofen bei Horn. Ein Beitrag zur Erforschung der Linear- und Stichbandkeramik in Niederösterreich. Mit Beiträgen von M. Hopf und P. Wolff (= Prähistorische Forschungen. Hrsg. v. der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Heft 8, Horn-Wien 1977).

Michaela Lochner, Das Gräberfeld von Baierdorf und das Keramikdepot von Oberravelsbach — zwei bedeutende Fundstellen der Urnenfelderkultur. In: Höbarthmuseum und Stadt Horn. Beiträge zu Museum und Stadtgeschichte. Hrsg. v. Ralph Andraschek-Holzer und Erich Rabl (Horn 1991) S. 19-32.

Michaela Lochner, Studien zur Urnenfelderkultur im Waldviertel (Niederösterreich) (=Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 25, Wien 1991).

Hermann Maurer, Zur Forschungsgeschichte der Steinfigur von Großburgstall, pol. Bezirk Horn. In: Das Waldviertel 25 (1976) S. 269-271.

Ingo Prihoda, Josef Höbarth, das Museum und der Museumsverein in Horn. In: Höbarthmuseum und Museumsverein in Horn 1930-1980. Festschrift zur 50-Jahr-Feier. Hrsg. v. Ingo Prihoda (Horn 1980) S. 7-19.

Sabine Kirsten Rihl, Die Keramik der Sammlung Nowak aus dem Höbarthmuseum der Stadt Horn (Wien 1992).

Wolfgang Schausberger, Josef Höbarths Umfeld und Weltbild. In: Höbarthmuseum und Stadt Horn. Beiträge zu Museum und Stadtgeschichte. Hrsg. v. Ralph Andraschek-Holzer und Erich Rabl (Horn 1991) S. 181-192.

Hans Kapitan

Restaurierungsarbeiten an Büchern der Bibliothek des Stiftes Altenburg

Wer nach 1945 das Stift Altenburg besuchen konnte, war erschüttert über die großen Schäden, die während des Krieges und der Nachkriegsjahre dem Stift zugefügt worden waren. Die langen Einquartierungen durch die Bessarabiendeutschen, durch die Deutsche Wehrmacht und dann durch die Besatzungstruppen hatten ihre verheerenden Spuren hinterlassen. Während des Krieges und der Jahre nachher waren so manche Barockräume als Futtersilos und Lagerräume mißbraucht worden. Die schönen Stukkaturen der prachtvollen Prälaturräume waren durch eindringendes Wasser dem Verfall preisgegeben. In jahrzehntelanger mühevoller und kostspieliger Arbeit gelang es, das Barockstift wieder in den Zustand zu versetzen, wie wir es jetzt vorfinden können. Noch lange nicht ist alles vollendet, wie beispielsweise die Gerüste unter der Kirchenkuppel beweisen.

Neben den rein äußerlich sichtbaren Schäden lauern aber noch andere Gefahren, die der bewundernde Besucher nicht sehen kann. In so manchen wertvollen Büchern der prächtigen Bibliothek „nagt der Wurm“, der in absehbarer Zeit wertvolle Bücher zerstören kann. Winzige Insekten kommen durch offene Fenster und Türen aus den umliegenden Wäldern, sie können aber auch auf den Kleidern von Besuchern hereingetragen werden. Der äußerst aufgeschlossene und rührige Prälat Mag. Alois Naber (P. Bernhard), der schon so viel für Restaurierungen des Stiftes geleistet hat, erkannte rechtzeitig die drohende Gefahr, und das Bundesdenkmalamt war sofort bereit, mit allen erdenklichen Mitteln zu helfen.

Nun hat es sich zufällig ergeben, daß im Sommer 1991 im Kunsthause in Horn während der Sommermonate der internationale Verband ICCROM (International Conservation and

Rome Centre*), dem auch Österreich angehört, ein Seminar für Papierkonservierung abhielt. Ein wesentliches Thema war dabei „Insect Pests“ (Papierschädlinge). Für dieses Seminar, an dem hervorragende Fachleute aus der ganzen Welt teilnahmen, wurden die alte Piaristenbibliothek in Horn und die Stiftsbibliothek im Stift Altenburg als praktische Übungsbeispiele verwendet.

Der Herr Prälat des Stiftes Altenburg hatte schon Insektenbefall in einem bestimmten Regal befürchtet, und tatsächlich wurden die Fachleute fündig. Der Direktor des Seminars, Dr. Gerhard Banik, und die Organisatorin, Dr. Gabriela Krist, richteten nun einen Zustandsbericht an den Landeskonservator für Niederösterreich, Hofrat Dr. Werner Kitlitschka, und erläuterten ihm die Situation in der Stiftsbibliothek, wobei er größtes Interesse bekundete.

Der Herr Prälat beauftragte die akademische Restauratorin Frau Patricia Engel zunächst einmal mit der Untersuchung der in Frage kommenden Bücher. Sie stellte Insektenfallen auf, um alle eventuell herumlaufenden Tiere einzufangen. Es bestand eine, allerdings geringe Hoffnung, daß die Insekten durch die lange Kältephase im Winter (unter dem Gefrierpunkt) getötet wurden. Jetzt stellte sich leider heraus, daß sie den Winter überlebten und somit auch weitere Kälteperioden überleben werden. Es handelt sich hier um Wechselblütler, die ihre Aktivitäten bei niedrigen Temperaturen nur verlangsamen, wodurch der Schein erweckt wird, daß sie verschwunden sind, da man nicht ständig Tiere sieht. Diese winzigen Insekten fressen weiter, auch wenn es zeitweise sehr langsam geht und sollte ein einziges Ei übrig bleiben, fängt alles wieder neu an.

Ab 4. Mai 1992 arbeiten nun die Restauratorin Patricia Engel aus Österreich mit zwei weiteren Experten, die gleichfalls das ICCROM-Seminar in Horn besucht haben, der Restauratorin Laura Nuvoloni aus Italien und dem Restaurator Patrick McBride aus Irland, mit der neuesten und noch dazu ungiftigen Methode. Eine ungiftige Schädlingsbekämpfung ist wegen der im Bibliothekssaal stattfindenden Veranstaltungen sehr wichtig. Die befallenen Bücher werden in einen gasdichten Behälter verpackt, die Luft wird herausgepumpt und anschließend wird Stickstoff eingelassen (70 Prozent unserer Luft besteht aus Stickstoff). Die Bücher bleiben dann einige Wochen in dem Behälter, in dem die Temperatur und die relative Luftfeuchtigkeit unter ständiger Kontrolle stehen. Dabei ersticken die Insekten. Die großen Barockbuchregale werden gleichzeitig lokal behandelt.

Derzeit wird übrigens am Bodemuseum in Berlin an einer zusätzlichen vorbeugenden Methode gegen Insektenbefall von Bibliotheksgut gearbeitet. Sobald diese Methode ausgereift ist und sich bewährt hat, könnte sie eventuell auch in Altenburg zur Anwendung kommen. Zur Arbeit der Restauratoren gehört natürlich anschließend eine jahrelange Kontrolle, um eventuellen Neubefall früh zu erkennen und mit geringerem Einsatz zu bekämpfen.

Es ist der vorbildlichen Voraussicht des Herrn Prälaten Mag. Alois Naber zu verdanken, daß die Restaurierungsarbeiten jetzt durchgeführt werden, da der Schaden ja immer größer wird, je länger man zuwartet. Besonderen Dank verdient das Österreichische Bundesdenkmalamt, das die Arbeiten mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln unterstützt, was umso mehr hervorzuheben ist, da die finanziellen Mittel dieses Amtes für die Kulturgüter ganz Österreichs reichen müssen.

*) Erklärung des eigenartig klingenden Namens: ICCROM wurde von der UNESCO als eine Organisation zur Erhaltung von Kulturgütern mit dem Sitz in Rom gegründet. Nun aber arbeitet diese Organisation selbständig, völlig unabhängig von der UNESCO. Österreich gehört übrigens zu den vier gründenden Mitgliedern von ICCROM.

Literatur

Hanna Egger/Gerhart Egger/Gregor Schweighofer/Gerhard Seebach, Stift Altenburg und seine Kunstschatze (St. Pölten-Wien 1981).

ICCROM Paper Conservation Course 1991. Volume 1: Course Manual (Rom 1991).

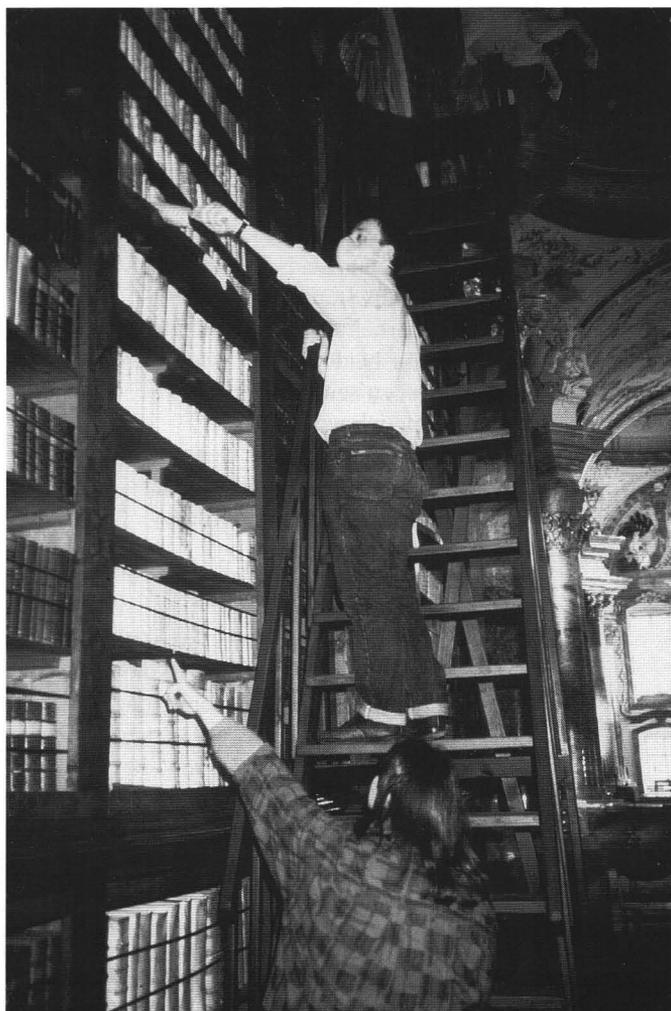
Josef Pflieger, Konservatoren zogen von Rom nach Horn. In: Das Waldviertel 40 (1991) S. 366.

Gregor Schweighofer, Die Bibliothek des Stiftes Altenburg. In: Heimatkundlicher Familienkalender (1956) S. 61-69.

Ders., Die Altenburger Klosterbibliothek. In: Biblos 7 (1958) S. 110-123.

Kapazitäten aus aller Welt im Horner „Kunst-Haus“! In: Neue NÖN/Horn-Eggenburg 122. Jg., Nr. 34 (22. August 1991) S. 9.

Kunsthause Horn — Aktivitäten 1991. In: Horner Gemeindenachrichten+Kulturbrief 36. Jg., Nr. 6 (Februar 1992) S. 15.



Stiftsbibliothek Altenburg:
Inspektion der Bücher
(Foto: Hans Kapitan)

Gedichte

Im Anfang war meine Landschaft weiß
wart ihr unentdeckt
nur in meinen Kopfweltreisen stellte ich mir
die schönsten Länder vor
ich begann zu erforschen, in Besitz zu nehmen
weiterzuziehen.

Die Augen der ersten
von der zweiten der Mund
die Hände der dritten
von der vierten der Hals
dein Lachen.

Allmählich verschwinden die weißen Flecken der
noch Unbekannten.

Irgendwann werde ich dich dann finden
und euch alle lieben.

* * *

Wenn ich vom Dorf in die Stadt fliehe
oder von der Stadt ins Dorf
eineinhalb Stunden im Auto
mit überhöhter Geschwindigkeit
sind mir beide so weit weg
um frei zu sein.

Komme ich wo an
fahre ich sofort in die Gegenrichtung.
Wäre das Benzin nicht so teuer
ich könnte glücklich werden.

* * *

Unter Künstdünger
und in einer künstlichen Landschaft
werden auch die Menschen Kunstmenschen.
Verstümmelungen und Verletzungen überall
fehlende Finger streicheln vernarbte Gesichter
gebrochene Körper kriechen über bleiche Erde.
Für kleine Seelen gibt es keinen Kunstdünger.
Dies ist die eine Wahrheit
die andere ist nicht besser.

Norbert Silberbauer, geboren am 9. Mai 1959, Studium in Wien. Lehrer in Retz und Znaim (ČSFR). Schriftsteller. Diverse Stipendien (u. a. Nachwuchsstipendium des BMfUK 1988, Dramatikerstipendium des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst 1990, Anerkennungspreis des Landes NÖ für Literatur 1991 etc.). Vertreter der Grazer Autorenversammlung für NÖ.

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Altenburg/Horn

Altenburg mal zwei

Am Wochenende hatten die Horner ungewöhnlichen Besuch: Gastierte doch das thüringische Landestheater Altenburg mit zwei Aufführungen im Waldviertel. Dieses Institut wird von einem österreichischen Intendanten geleitet, dem Regisseur Georg Mittendrein, langjähriger Leiter des Jura Soyfer-Theaters.

In der Barockbibliothek des Stiftes Altenburg hielt zum Auftakt Wolfgang Lindner mit Ephraim Kishons „Kein Applaus für Podmanitzki“ einen satirischen Nachruf auf das Theater. Mittendrein setzt auf „intelligente Unterhaltung“; ein Beispiel war dann auch im Vereinshaus Horn zu sehen: „Nonsense“, eine „Musical Comedy“ von Dan Goggin um fünf fidele Nonnen, die mit einem Benefiz-Abend versuchen, die Beerdigungskosten für vier tote Mitschwestern hereinzubekommen. Die Nonnen eroberten mit einer turbulenten Show (Regie: Ute Mehner) das Horner Publikum im Sturm.

Lothar Lohs, Der Standard, 1. 7. 1992

Arbesbach

Hammerschmiede als Zeuge alter Handwerkskunst

Um eine Touristenattraktion reicher ist die Gemeinde Arbesbach: Vergangenen Donnerstag wurde die revitalisierte, seit dem Jahre 1802 bestehende und noch voll funktionsfähige Hammerschmiede von Ludwig Haslinger als eine Art „Erlebnismuseum“ eröffnet.

Jahrhunderte gab es in der Gemeinde Arbesbach am oberen Kamp den sogenannten „Kamper Hammer“; die Schmiede in der jetzigen Form wurde 1802 gegründet. Nach der Pensionierung des letzten Besitzers drohte die Werkstatt zu verfallen, also beschloß die Gemeinde, diese Schmiede voll zu revitalisieren. Heute bewegt sich dort alles so wie früher.

Drei original nachgebaute bzw. restaurierte Wasserräder mit einem Durchmesser bis zu 3,4 m betreiben den Hammer und verschiedene Maschinen, wie etwa eine Kalteisensäge, eine Bohrmaschine, einen Schleifstein und eine Schmirgelmaschine. Über der Werkstatt, in den beiden ehemaligen Gesellenzimmern, befindet sich das Museum der Hammerschmiede.

Brigitte Lassmann, Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 14. 5. 1992

Eggenburg

Sonderausstellung dokumentiert Entstehung der Landschaft

In 1000 Millionen, also einer Milliarde (!) Jahren, gewann unsere Heimat die heutige Gestalt. Die Sonderausstellung „1 Milliarde Jahre Waldviertel — Baugeschichte einer Landschaft“ setzt sich mit dieser interessanten Entwicklung auseinander.

Die Sonderschau bildet mit Ausstellungen über Mineralien, über die Grabungen auf der Burgenanlage von Sachsendorf und den etablierten Sonderausstellungen „Eggenburg am Meer“ und „Antike lebende Uhren“ den Sonderausstellungs-Parcours 1992.

Martin Kalchhauser, Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 7. 5. 1992

Lössis Alter bleibt Geheimnis!

Das genaue Alter jenes Skeletts, das am 24. Jänner von Experten des Bundesdenkmalamtes freigelegt worden war, läßt sich vorerst nicht feststellen. Um eine Altersbestimmung durchführen zu können, müßten Nachgrabungen erfolgen. Daran ist aber vorerst nicht zu denken.

Laut Bundesdenkmalamt ist derzeit „keine Gefahr im Verzug“; weitere Funde seien nicht gefährdet. Möglicherweise wird später einmal eine Nachgrabung erfolgen. Expertin Dr. Farka: „Wir werden die Sache ganz bestimmt nicht aus den Augen verlieren“!

Ob und in welcher Form die Marktgemeinde Kirchberg den Fund dokumentieren wird, ist derzeit ebenfalls noch offen.

Günter Rapp, Neue NÖN, 27. 4. 1992

Nibelungenlied: Hat man den Dichter gefunden?

Nicht nur die Feuersbrunner Bevölkerung, sondern auch viele „Auswärtige“ interessierte es, ob nun Konrad von Feuersbrunn (Chonrad von Vouzesprunnen) der Dichter des Nibelungenliedes war.

Bei der vom NÖ Bildungs- und Heimatwerk Grafenwörth veranstalteten Präsentation des Buches „Die Kindheit Jesu“, das ebenfalls der Feder von Konrad von Feuersbrunn entstammt, referierte Priv.-Doz. Walter Seitter von der Hochschule für Angewandte Kunst über das Werk des mittelalterlichen Dichters, der in Feuersbrunn gelebt hat.

Walter Hansen aus München, Autor von zahlreichen kulturgeschichtlichen Sachbüchern und des Buches „Das Nibelungenlied und sein Dichter“ kam nach intensiven Nachforschungen zu dem Ergebnis, daß Konrad von Feuersbrunn der langgesuchte Verfasser des Nibelungenliedes sein muß.

Dr. Günther Zimmermann und Univ.-Prof. Dr. Alfred Ebenbauer von der Universität Wien legten ihre Ansichten dar und erläuterten die Glaubwürdigkeit der Hansen-These.

Chris Leneis, Neue NÖN, 6. 4. 1992

Singgemeinschaft bot bei ihrem Konzert erlesenes Programm

Ausgewogener Chorklang, lebendige Gestaltungsfreude und gut gewähltes Programm ließen den jüngsten Liederabend der Sängerrunde Gastern zu einem schönen Erlebnis werden. Direktor Erich Datler als umsichtiger und feinfühliges Chorleiter und die etwa 35 Sängerinnen und Sänger zeigten sich von ihrer besten Seite. Dazu kam noch Georg Haidl als wunderbarer Virtuose auf der Violine.

Bereichert wurde das Programm durch ein Blechbläserquintett unter der Leitung von Franz Haidl, dessen moderne Stücke, auch Bach rhythmisiert, einen vorzüglichen Gegenpol zum Volksliedprogramm bildeten.

Othmar K. M. Zaubek, Neue NÖN, 4. 6. 1992

Nachtmusik als Zugabe

Klangvolle Symphonien verbreitete am 17. Mai das Kammerorchester der tschechoslowakischen Eisenbahnen bei seinem Konzert im Palmenhaus. Auf dem Programm standen Kompositionen von W. A. Mozart.

Für die spezielle Note des Konzertes sorgten die Solisten an der Flöte, dem Klavier und an der Geige.

Aufgrund der großen Resonanz von seiten des Publikums brachte das Orchester am Schloß noch ein besonderes Schmankerl als Zugabe: Eine kleine Nachtmusik. *Neue NÖN/Gmünd, 21. 5. 1992*

Göpfritz/Wild

Operettengala begeisterte Publikum

Wahre Begeisterungstürme entfachte die Operettengala der „Internationalen Kunstförderung Nico Dostal“, welche von deren Präsidenten Karl Stadler und der Marktgemeinde Göpfritz/Wild in Person des Vizebürgermeisters Mag. Ernst Hochstöger im Kulturstadl präsentiert wurde.

Mit Werken von Nico Dostal, Emmerich Kalman, Franz Lehár, Prof. Herbert Seiter und Richard Tauber traf man genau die Herzen des musikbegeisterten Publikums. *Neue NÖN, 29. 5. 1992*

Groß-Siegharts

Konzert der Stadtkapelle war ein durchschlagender Erfolg

Ein durchschlagender Erfolg war das Konzert der Stadtkapelle Groß Siegharts am 22. Mai 1992 im vollbesetzten Sieghartser Vereinshaus. Dem Motto „Ein musikalischer Streifzug“ entsprechend, wurde Musik aus den verschiedensten Ländern zu Gehör gebracht. *Neue NÖN, 29. 5. 1992*

Hirschbach

Jubiläumskonzert

Zum Festakt „20 Jahre Blasmusikkapelle Hirschbach“ mit anschließendem Konzert am 11.4. im Vereinssaal kamen rund 250 Besucher. Die musikalischen Darbietungen der Blasmusikkapelle Hirschbach, von Josef Strauß bis C. M. Ziehrer und Bert Kaempfert, fanden bei den Zuhörern volle Begeisterung. *Neue NÖN/Gmünd, 16. 4. 1992*

Horn

Nowak-Sammlung fand nun im Höbarthmuseum Platz

Von Feldmarschall-Leutnant Arthur Nowak aus ganz Europa zusammengetragen, machte die seit dem Wochenende im Höbarthmuseum wieder zugängliche Antikensammlung schon viele Reisen mit.

Univ.-Prof. Dr. Fritz Krinzinger (Universität Wien) und Univ.-Doz. Dr. Walter Leitner (Universität Innsbruck) sind die beiden Wissenschaftler, die sich intensiv mit dem nun wieder in Horn deponierten Schatz auseinandersetzten. Über 500 Objekte umfaßt die Ausstellung der „Mitbringsel“, die von der Witwe des 1932 verstorbenen Arthur Nowak 1935 der Stadt geschenkt worden war.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 30. 4. 1992

Opernchöre begeisterten Publikum

Von den Besuchern förmlich gestürmt wurde das Vereinshaus beim Konzert des Gesang- und Musikvereins Horn am 15. Mai. Der Hauptgrund dafür war wohl die geschickte Zusammenstellung des Programmes, welches bekannte Opernchöre mit Instrumentalmusik des 18. Jahrhunderts und einer Ballettouvertüre des Horner Komponisten Josef Ludwig Giugno verband.

Neue NÖN, 21. 5. 1992

Jubiläums-Ausstellung im Horner Höbarthmuseum

Das Hundertjahrjubiläum des Orchesters des Gesang- und Musikvereines Horn ist Anlaß für eine großangelegte Sonderausstellung im Horner Höbarthmuseum, die sich „Bilderbuch der Musik“ betitelt.

Vor etwa 400 Jahren wurde mit der Bestellung des Stadtmusicus (Thurneramts) in Horn die Entwicklung der Blasmusik eingeleitet. Von dort weg spannt sich ein breiter Bogen musikalischer Betätigung bis in die heutige Zeit: Kirchenmusik, vertonte Schuldramen, intensiv betriebene Hausmusik, Musikvereine und Konzertbetrieb waren und sind wichtige Schwerpunkte. Sie werden mit reichem Bild- und Dokumentationsmaterial ebenso präsentiert wie das Wirken der im Horner Raum tätigen Komponisten (von Paul Peuerl bis Friedrich Eichberger).

Als besondere Gustostückerl der Ausstellung gelten neben der reichhaltigen Instrumentenausstellung eine prähistorische Knochenflöte, eine Glocke aus dem 14. Jahrhundert sowie die älteste bekannte Tanz-Kultfigur, die „tanzende Venus“, die am Galgenberg von Stratzing gefunden wurde. Schließlich wurde eine Orgelbauerwerkstätte, ein Original aus dem 19. Jahrhundert, wiederaufgebaut — eine Rarität, die sonst nirgends zu sehen ist.

Dem jubilierenden Orchester ist selbstverständlich ein eigener Raum gewidmet. Die Gestaltung der hochinteressanten Ausstellung lag in den Händen von Prof. Herbert Puschnik, die fachliche Leitung bei Wolfgang Andraschek sen.

Josef Pflieger, Kurier — Waldviertel extra, 8. 7. 1992

Kautzen

Der Museumsverein berichtet

Am 7. Juni 1992 wurde in Zusammenarbeit mit dem NÖ Bildungswerk die Sonderausstellung „Trachten aus dem Waldviertel“, kombiniert mit einer Keramikausstellung von Gertrude Rosenstingl, eröffnet. Um 10.00 Uhr leitete eine Festfanfare, gespielt von der Blaskapelle Buchbach, die Feier ein. Nach der Begrüßung der Gäste hielt der Direktor des Heimatwerks, Dr. Johannes Wurzer, die Eröffnungsrede. Mädchen und Frauen aus Kautzen präsentierten vor dem Heimatmuseum an die 60 Trachten aus ganz Niederösterreich, die von Frau Direktor Hofer fachkundig, aber in humorvoller Weise kommentiert wurden. Die Vorführung fand großen Beifall bei den zahlreichen Zuschauern.

Franz Fraißl

Krems

Zufall förderte Fresko zutage

Die Burgkirche im Stadtteil Rehberg wird immer mehr zu einer Fundgrube für die Historiker. Bei den jüngsten Malerarbeiten durch Mitglieder der Jungmalervereinigung anlässlich der Fachmesse „Austro Farbe“ wurde ein bemerkenswertes Fresko freigelegt.

„Unter abbröckelndem Verputz kam im Sakristeibereich ein Fresko, vermutlich aus dem 14., möglicherweise frühen 15. Jahrhundert zum Vorschein“, freut sich der Kremser Kulturamtsleiter, Archividirektor Dr. Englisch, über den Fund. „Es zeigt den Hl. Christophorus und mit großer Wahrscheinlichkeit den Hl. Stephanus“, lauten seine ersten Analysen.

In unmittelbarer Nachbarschaft wird weiter fieberhaft an der Freilegung der Burgruine Rehberg gearbeitet, wo die Archäologen bereits vielfach mit überraschenden Funden und Erkenntnissen konfrontiert wurden.

Karl Pröglhof, Neue NÖN, 23. 3. 1992

Spannungsfeld alter und neuer Kultur in Kunsthalle

Das direkte Spannungsfeld für historische und moderne Kunst — das möchte die „Kunst.Halle. Krems“ (K. H. K.) mit ihren beiden Standorten in der Minoritenkirche und der ehemaligen Tabakfa-

brik sein/werden. Unter dem Arbeitstitel „Kunsthalle der Donauländer“ initiiert, wird jetzt an dem vom Namen her stärker Krems-bezogenen Ausstellungsstätte gearbeitet.

Dies gilt auf zwei Ebenen: In der Minoritenkirche sind die Kompressoren und Schlaghämmer im Einsatz, um „Rückbauten“, so die Freilegung der gotischen Fensterbögen, vorzubereiten. In der Sakristei daneben arbeiten die Geschäftsführer Wolfgang Denk (für den künstlerischen) und Manfred Schäffer (für den wirtschaftlichen Bereich) an der Verankerung der — so betonen sie — auch international neuen Kunsthalle im Bewußtsein der Bevölkerung von Krems, Österreich und darüber hinaus.

Karl Pröglhof, Neue NÖN, 6. 4. 1992

Kunsthalle:

1. programmatische Ausstellung „Das Andere Mittelalter“ mit Kremser Tradition

In Krems wurde am vergangenen Samstag, 20. Juni, die Ausstellung „Das Andere Mittelalter“ eröffnet. Es ist dies die erste programmatische Ausstellung der Kunsthalle Krems, die vor wenigen Monaten ihre Tätigkeit aufgenommen hat. Schauplatz der Ausstellung ist die Minoritenkirche in Krems/Stein; gestaltet wurde die Schau von zeitgenössischen Künstlern unter Mitarbeit von Univ.-Prof. Dr. Harry Kühnel, Leiter des Instituts für mittelalterliche Realienkunde in Krems. Die Präsentation durch Brigitte Kowanz, Wolfgang Denk und andere hat bewirkt, daß die bisherige Ausstellungspraxis verlassen wurde und daß neue, emotionell gefärbte Sichtweisen entstehen, die von den Beschauern nachvollzogen werden können.

Der Einblick ins Mittelalter erfolgt durch exemplarische Kunstwerke, die für sich sprechen, die Stimmungen vermitteln, über die aber auch im Katalog nachgelesen werden kann. Ausschnitte aus mittelalterlichen Fresken vom Adlerturm in Trient ermöglichen einen direkten Einblick ins mittelalterliche Leben.

NÖ Landeskorespondenz, 22. 6. 1992

Litschau

Chöre beeindruckten das Publikum

Zu einem in allen Belangen erfreulichen Musiknachmittag, der im Zeichen erstaunlich guter Chorleistungen stand, gestaltete sich der erste Teil des Bezirksjugendsingens 1992, der am 16. Mai im Saal des Feriendorfes Litschau über die Bühne ging.

Zwischen den einzelnen Chorblöcken lockerte die Bläsergruppe Eggern das Programm auf.

Neue NÖN/Gmünd, 21. 5. 1992

Eröffnung der Ausstellung von Prof. Arnulf Neuwirth

Mit einer Feierstunde eröffnete am 4. Juli 1992 die Waldviertler Sparkasse von 1842 ihre Geschäftsstelle in Litschau. Gleichzeitig wurden die in der Galerie der Sparkasse eingerichtete Ausstellung von Prof. Arnulf Neuwirth und das gleichnamige Büchlein „Litschau — umgeben von Wäldern und Teichen“ vorgestellt.

Der Kulturstadtrat und Obmann des Fremdenverkehrs-Ausschusses, Schwingenschlögl, dankte der Waldviertler Sparkasse von 1842 für das Zurverfügungstellen der Galerie und stellte eine Kindergruppe der Volksschule Eisgarn unter Direktor Traschl vor. Die kleinen Künstler umrahmten die Feier mit Gesang und Geigenspiel. Bürgermeister Reithofer gratulierte der Sparkasse zum gelungenen Umbau und dankte für die laufende Unterstützung der Stadtgemeinde Litschau und ihrer Vereine und Institutionen, besonders auf kulturellem Gebiet. Er begrüßte ganz besonders herzlich den weit über die Lokalgrenze hinausragenden Künstler und langjährigen Freund der Stadt Litschau Prof. Arnulf Neuwirth und seine Gattin Helena.

„Prof. Neuwirth hat in seinen reizvollen Bildern unsere Stadt und die Umgebung festgehalten“, sagte Bürgermeister Reithofer. Diese sind in der Galerie zu besichtigen und auch in dem neuen Büchlein des Künstlers enthalten. Begrüßt wurde auch der Textautor des Buchs, Herr Oskar Wictora, der viel Wissenswertes über Litschau und aus seiner bewegten Geschichte als Text beisteuerte.

Eduard Führer

Melk

Wilhelm Zimmerhackl eröffnet Kunstzentrum

„Die Stadt Melk braucht ein Kunstzentrum!“ — Diese Meinung vertritt nicht nur der internationale Künstler Wilhelm Zimmerhackl, sondern viele Melker. Aber er ist der einzige, der dafür sorgt, daß dieser Wunsch erfüllt wird: Wilhelm Zimmerhackl und seine Familie eröffnen im Haus Melk, Albrechtsberger Straße 22, am 5. Mai ein Kunstzentrum und eine Galerie.

Neue NÖN/Melker Zeitung, 8. 4. 1992

Ausstellung in KZ-Gedenkstätte eröffnet

Das ehemalige Melker Konzentrationslager war das drittgrößte Außenlager des KZ Mauthausen. Von April 1944 bis Anfang 1945 sind dort über 14 000 Menschen zusammengepfercht worden, darunter 200 Kinder unter 15 Jahren. Innenminister Dr. Franz Löschnak eröffnete am Freitag eine ständige Ausstellung im ehemaligen Krematorium. Diese Ausstellung des Innenministeriums im erhaltenen Krematorium hinter der Birago-Kaserne gestaltete der Wiener Historiker Dr. Bertrand Perz.

Karl Lahmer, Neue NÖN/Melker Zeitung, 13. 5. 1992

Niederösterreich

NÖ Kulturgeschichte in Vorbereitung

Eines der wichtigsten gegenwärtigen Projekte des Niederösterreich-Fonds ist die Erarbeitung einer „Kulturgeschichte Niederösterreichs im 20. Jahrhundert“. Dafür zeichnet der bekannte niederösterreichische Historiker und Kulturexperte Univ.-Prof. Dr. Karl Gutkas verantwortlich. Gutkas präsentierte vor den Beiratsmitgliedern dieses Projekt, dessen Abschluß er für das Jubiläumsjahr 1996 ankündigte. Das umfangreiche Werk wird vier Abschnitte aufweisen: die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg inklusive der Kriegsjahre, die Zwischenkriegszeit, die Periode 1938 bis 1945 sowie die Zeit nach 1945. Es werden alle kulturell relevanten Schwerpunkte erfaßt, darunter die Tätigkeit der Vereine und Verbände, Pflege von Musik, Literatur, Theater und Bildende Kunst, Wissenschaft, Landeskunde, Niederösterreichs Medienlandschaft etc. . . .

NÖ Landeskorespondenz, 22. 6. 1992

Pernegg

Revitalisierung des Stiftes

Erst kürzlich wurden weitere 17 Regionalisierungsprojekte durch die NÖ Landesregierung genehmigt. Unter diesen Vorhaben befindet sich auch die Revitalisierung von Stift Pernegg.

Nach erfolgtem Um- und Ausbau wird das Kloster folgende Funktionen haben: ein Jugendgästehaus mit 126 Betten in zwei neuen Gebäudeteilen, ein Altenwohnheim und eine Pflegestation für 16 Personen, ein Pfarrhof und ein Schwesternheim für zwölf Nonnen.

NÖ Landeskorespondenz, 24. 6. 1992

Sanierung der Friedhofskapelle

Die Kapelle des Pöggstaller Friedhofs, die in den letzten Jahren einen sehr desolaten Eindruck gemacht hatte, wurde von der Marktgemeinde Pöggstall vorbildlich saniert. Durch Anbringung von alten, auf dem Friedhof noch vorhandenen Grabplatten und zwei Tafeln mit den Namen und Wirkungszeiten der ehemaligen Pöggstaller Pfarrer wurde die Friedhofskapelle nun zu einer schönen und würdigen Priestergedenkstätte gestaltet. Im Anschluß an den Kreuzweg, der am Palmsonntag von der Pfarrkirche zur Kirche St. Anna im Felde gebetet wurde, erfolgte die Segnung der Gedenkstätte. Pfarrer Schaupp und Bürgermeister Josef Nagl dankten den Helfern und besonders den Firmen Drascher, Jäger und Foramitti, die Material- und Arbeitskosten nicht verrechneten, sondern als ihren Beitrag für Gemeinde und Pfarre gaben.

Herbert Neidhart

Raabs

Kollmitz bleibt weiter zugänglich

Eine erfreuliche Mitteilung konnte Obmann Herbert Loskott bei der Hauptversammlung des Vereines zur Erhaltung der Ruine Kollmitz machen: Komm.-Rat Schweighofer gab die Zustimmung, daß alle Arbeiten und Veranstaltungen wie bisher durchgeführt werden können.

Im vergangenen Jahr konnten zahlreiche Arbeiten erledigt werden, z. B. die Installierung einer Treppe, um den sicheren Aufstieg zum Hauptturm zu gewährleisten, und die Freilegung des zweiten Burghofes, aus dem ein herrlicher Ausblick auf das Thayatal möglich ist.

Im heurigen Jahr plant der Verein die Sanierung einer Brücke, die weitere Freilegung des zweiten Burghofes und die Sicherung einiger weiterer Mauerkronen.

Neue NÖN/Waidhofner Zeitung, 7. 5. 1992

Heilpflanzen in der Burg

„Heilpflanzen im Alltag“ — so lautet der Titel einer Sonderausstellung des NÖ Landesmuseums, die am 29. Mai in den Räumen der Burg Raabs eröffnet wurde und wiederum den zahlreichen Besuchern von Raabs den Aufenthalt interessanter gestalten helfen wird.

Durch die Ausstellung führte Dr. Gerd Tuisl. Musikalisch umrahmt wurde der Abend vom Gemischten Chor des GMV Raabs.

Neue NÖN, 4. 6. 1992

Herbert Loskott zum Ehrenchormeister ernannt

„Vokal — Instrumental — International“: unter diesem Motto stand am 13. Juni das Konzert des Gemischten Chores des GMV Raabs. Durch das Konzert führte StR Othmar Knapp, der nicht nur den Background der einzelnen Stücke erhellte, sondern Höhepunkte aus der 25jährigen Vereinsgeschichte darbrachte. Als Dirigenten wirkten abwechselnd Christine Hieß, Liselotte Tiller, Anton Irschik und Herbert Loskott.

Der musikalische Bogen spannte sich von Leo Haßler über Rossini und Waldviertler Volkslieder bis hin zu Udo Jürgens. Die Begleitung erfolgte durch eine Instrumentalgruppe. Zwischen den Liedvorträgen gab es Klavierstücke von Schülern Herbert Loskotts.

Im Rahmen dieser Jubiläumsveranstaltung gab es auch zahlreiche Ehrungen: Herbert Loskott erhielt eine Urkunde mit Ernennung zum „Ehrenchormeister“ überreicht und Anton Irschik das Goldene Ehrenzeichen des GMV für seine 18jährige Tätigkeit als Chorleiter, und so fort.

Neue NÖN, 19. 6. 1992

Röhrenbach

Briefe Grillparzers aus Greillenstein

Im seit 1534 im Besitz der Familie Kuefstein befindlichen Schloß Greillenstein findet derzeit eine Grillparzerausstellung statt.

Grillparzer, dessen Todestag sich heuer zum 120. Mal jährt, weilte 1807 im Schloß, mit dessen Verwalter seine Tante verheiratet war.

Von hier geschriebene Briefe sind unter anderem Gegenstand der Schau, für deren Gestaltung der Horner Mag. Ralph Andraschek-Holzer verantwortlich zeichnet.

Neue NÖN/Horn-Eggenburg, 9. 7. 1992

Schloß Rosenau

Jubiläumsausstellung im Freimaurermuseum

Landesrat Vinzenz Höfinger eröffnete am vergangenen Freitag im Schloß Rosenau gemeinsam mit dem Großmeister der Österreichischen Großloge, Dr. Heinz Scheiderbauer, die Jubiläumsausstellung „250 Jahre Freimaurerei in Österreich“.

Bei der Eröffnung kam es übrigens zu einer Welturaufführung: Der Zwettler Singkreis bot die erste vollständige Aufführung der Mozart-Kantate „Dir Seele des Weltalls“, die aus dem Todesjahr Mozarts stammt, nur noch im Fragment erhalten war und von Prof. Rudolf Klein ergänzt wurde.

Brigitte Lassmann, Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 16. 4. 1992

Schrems

Schremser Singgemeinschaft lud zu anspruchsvollem Abend

Unter dem Motto „Eine heitere Pfingstreise“ lud die Schremser Singgemeinschaft am 6. Juni zu einem Chorkonzert in das Volksheim. Mehr als 200 Kulturinteressierte erlebten einen anspruchsvollen, jedoch äußerst vergnüglichen und abwechslungsreichen Konzertabend.

Neue NÖN/Gmünd, 12. 6. 1992

Thaya

Heimatmuseum bietet wieder interessante Ausstellung

Im Heimatmuseum ist die Sonderausstellung 1992 einem regionalgeschichtlich interessanten Thema gewidmet. Vor 350 Jahren kam es nämlich zu einer bedeutsamen Änderung in der Pfarrorganisation unserer Region.

1642 wurde mit der Ernennung des Pfarrvikariates Gastern das bis zu dieser Zeit sehr große Pfarrgebiet von Thaya, bestehend aus der „Oberen Pfarre“ mit den Kirchen in Gastern, Kleinzwettl, Weissenbach, Eggern und Motten und der „Unteren Pfarre“ mit Thaya und der Schloßkapelle Peigarten, neu gegliedert. Der für diese Teilung notwendige Kontrakt wurde damals im Schloß Weissenbach abgeschlossen; die entsprechende Urkunde mit Datum 12. April 1642 ist noch erhalten. Die Mutterpfarre Thaya hatte aber weiterhin das Präsentationsrecht für die Vikare in Gastern und bezog auch Zehente aus diesen Orten. Erst 1784 wurde mit der Errichtung der Pfarre Eggern auch Gastern zur selbständigen Pfarre erklärt.

Die Ausstellung im Museum Thaya stellt an Hand von Dokumenten einerseits die geschichtliche Abfolge dar und zeigt andererseits mittels informativer Baupläne und Photos die einzelnen Kirchen und später errichteten Kapellen dieses einst großen Pfarrgebietes, das zu den ältesten im oberen Waldviertel zu zählen ist. Auch die Weiterentwicklung der Pfarre Thaya bis zur Gegenwart wird bestens dokumentiert.

Friedrich Schadauer, Neue NÖN, 25. 6. 1992

„Kulturschlößl“: Aus altem Konvikt wurde neues Kulturzentrum

Die Stadt Waidhofen an der Thaya wird um ein multifunktionelles Kulturzentrum reicher: Landesrat Liese Prokop eröffnet das in dreijähriger Bauzeit adaptierte Waidhofener „Kulturschlößl“, ein Regionalisierungsprojekt, das mit massiver Hilfe der Landesgesellschaft ECO PLUS zustandekam.

Das historisch wertvolle und erhaltenswerte Gebäude wurde 1909 als Studentenheim errichtet; zuletzt diente es auch als Bundesschulgebäude.

In dem völlig renovierten und im Inneren neu gestalteten Kulturschlößl entstand nun ein Kulturzentrum mit einer Reihe von Einrichtungen: die „Waldviertler Galerie“ mit Präsentationsräumen für zeitgenössische Künstler, ein Jugendgästehaus mit 20 Betten, Unterrichtsräume für die Volkshochschule, die früher im Gemeindehaus untergebrachte Musikschule, ein Proberaum für die Blasmusik sowie Werk- und Küchenräume des Polytechnischen Lehrganges.

NÖ Landeskorespondenz, 22. 5. 1992

Glockenspiel wurde nun übergeben und gesegnet

Die Übergabe, Segnung und Inbetriebnahme des Glockenspiels, das die Waldviertler Sparkasse von 1842 anlässlich ihres 150jährigen Jubiläums der Stadt und ihren Bewohnern geschenkt hatte, fand am 22. Mai am Hauptplatz in entsprechend feierlichem Rahmen statt.

„Als Symbol für den 150jährigen Gleichklang zwischen Gemeindevertretung, Bevölkerung und Sparkasse“ wollte Komm.-Rat Walter Biedermann, Vereinsvorstand der Sparkasse, das Geschenk verstanden wissen, bevor er das neue Glockenspiel an Stadt und Bewohner symbolisch übergab. Gemeinsam mit Bürgermeister Maier und Direktor Pohnitzer enthüllte Biedermann im Anschluß eine bronzene Widmungstafel an der Frontseite des Rathauses.

Das Glockenspiel selbst besteht aus 18 Glocken aus reiner Bronze und wiegt insgesamt 500 kg. 30 Melodien sind eingespeichert. Das Glockenspiel wird in Verbindung mit der Rathausuhr zweimal am Tag — um 11.00 und um 17.00 Uhr — erklingen.

Winfried Dimmel, Neue NÖN, 29. 5. 1992

Stimmungsvolle Landschaften im Mittelpunkt der Laube-Ausstellung

Großer Andrang herrschte am 27. Mai bei der Eröffnung der Ausstellung „Stimmungsbilder“ von Theodor Laube im Heimatmuseum in der Schadekgrasse.

Bürgermeister Josef Maier würdigte in seiner Eröffnungsrede vor allem das künstlerische Gesamtwerk Laubes und gab einen eindrucksvollen Querschnitt durch das gehaltreiche schöpferische Repertoire des Malers und Graphikers. Auch die zweite, weniger bekannte, schöngestige Passion des vielseitigen Künstlers, die ihren Niederschlag in mehreren Lyrik- und Prosaarbeiten gefunden hat, ließ der Bürgermeister nicht unerwähnt.

Winfried Dimmel, Neue NÖN, 4. 6. 1992

Friedlicher Sängerkrieg beim Kreissängerfest in Waidhofen

Das 125jährige Bestandsjubiläum des GMV Waidhofen war Anlaß für den Waldviertler Sängerbund, sein traditionelles Kreisfest in Waidhofen zu veranstalten.

Im Rahmen dieses Festes war auch ein Wertungssingen ausgeschrieben; daran nahmen 13 Chöre aus dem Waldviertel teil. Die drei besten Chöre waren der Stadtchor Eggenburg, der Union Chor

Ottenschlag und der Chor des Musikvereines Weitra; bei den Männerchören waren dies der GMV Hirschbach und der Männergesangverein Gmünd.

Eine Ausstellung über die 125jährige Geschichte des GMV Waidhofen rundete die gelungene Veranstaltung ab.

Neue NÖN, 4. 6. 1992

Ybbs

Mauerteile aus dem 12. Jahrhundert freigelegt

Die Baumaßnahme „Kirchendurchgang“ an der Donaulände wurde eingestellt, nachdem bei den Bauarbeiten Mauerteile aus dem 12. Jahrhundert freigelegt worden waren. Nach der Begutachtung der Mauerteile kamen Experten zur Ansicht, daß es sich um ein seltenes Baudokument handelt, das aus den Anfängen der Babenbergerzeit stammt.

Ein solches ist im ganzen Donaauraum nicht vorhanden. Die Experten haben der Stadtgemeinde empfohlen, diese Mauerreste nicht zuzuschütten, sondern der Öffentlichkeit zu präsentieren. Dabei war jedoch klar, daß das ursprüngliche Projekt nicht mehr realisierbar ist, da die beiden Mauerteile den geplanten Durchgang queren. Das Bundesdenkmalamt hat bereits festgestellt, daß die Mauerreste nicht reduziert werden können und bestehen bleiben müssen.

Der Gemeinderat entschied einstimmig, eine Expertenrunde einzuladen, um die historischen Mauerreste zu dokumentieren. Es soll gleichzeitig ein Modell nach dem Entwurf von Landeskonservator Dr. Kitlitschka angefertigt werden.

Auf Basis des Ergebnisses dieser Arbeiten wird sich der Gemeinderat neuerlich mit diesem Projekt auseinandersetzen und dann eine endgültige Entscheidung treffen.

Andrea Haider, Neue NÖN/Melker Zeitung, 15. 4. 1992

Stift Zwettl

Internationale Tagung

Zu einem internationalen Treffen konnte Abt Prälat Bertrand Baumann am 21. April in Stift Zwettl Handschriften- und Mittelalterexperten aus aller Welt begrüßen. Damit erfuhr der umfangreiche mittelalterliche Handschriftenbestand des Stiftes Zwettl eine bedeutende Würdigung.

Durch die bahnbrechende Forschungsarbeit der Kunsthistorikerin Dr. Charlotte Ziegler in der Zwettler Stiftsbibliothek gewannen aber die treffenden Themen der Tagung, „Liturgie und Buchkunst der Zisterzienser im 12. Jahrhundert“ und „Katalogisierung von mittelalterlichen Handschriften der Zisterzienserbibliotheken“, auch für andere Klöster an Bedeutung.

Abt Prälat Bertrand zeigte in seinem Einleitungsreferat die Geschichte des Stiftes Zwettl mit allen Fortschritten und Heimsuchungen auf. Dr. Ziegler konnte nachweisen, daß die Zwettler Handschriften des 12. Jahrhunderts direkt mit dem Gründungskloster Cîteaux und den burgundischen Klöstern in Verbindung stehen.

Die Vorträge von über einem Dutzend Referenten wurden im Laufe der internationalen Tagung mit einem Empfang bei Abt Bertrand in der Prälatur des Stiftes, Führungen durch das Kloster und die Bibliothek, einem Besuch des Schlosses Gobelsburg mit Weinverkostung sowie einer Exkursion in das Zwettler Mutterkloster Heiligenkreuz bereichert. Viel Anerkennung und Lob gab es für die Organisatorin Dr. Charlotte Ziegler.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 30. 4. 1992

Zwettl hat nach 54 Jahren wieder ein Stadtmuseum

Im November 1938 wurde das damalige Zwettler Stadtmuseum von der NSDAP geschlossen. Am vergangenen Samstag konnte es nach jahrelanger Kleinarbeit im ehemaligen Rathaus auf dem Hauptplatz wiedereröffnet werden.

Für die Eröffnungsfeier, die auf dem Hauptplatz stattfand, ließ sich der Museumsverein einiges einfallen. Die Austrommler Martha Hag und Walter Heider erzählten aus der Geschichte der Stadt; Mitglieder der Theatergruppe Zwettl stellten unter der Leitung von Prof. Heinz Kitzler einige Stationen der Zwettler Geschichte bildlich dar. Musikalisch umrahmt wurde der Festakt von der Bläsergruppe C. M. Zieherer.

Die Segnung nahm der Abt des Stiftes Zwettl, Prälat Bertrand Baumann, vor; nach Dankesworten von Bürgermeister Ök.-Rat Franz Pruckner lud der Obmann des Museumsvereins, Friedel Moll, zu einem ersten Rundgang ein.

Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 30. 4. 1992

NEUERSCHEINUNG 1992

Harald Hitz (Herausgeber)

Johann Georg Grasel — Räuber ohne Grenzen

Aus dem Inhalt:

Harald Hitz: Johann Georg Grasel — die Karriere eines Räubers

Michael Pammer: Randgruppenkriminalität um 1800 im Waldviertel

Wolfgang Brandstetter: Der „Fall Grasel“ — strafrechtliche Aspekte aus heutiger Sicht

Bohuslav Beněs: Der Grasel. Das Leben eines Räubers aus mährischer Perspektive

Marta Šrámková: Die Gestalt von Grasel in den mährischen Räubergeschichten

Margot Schindler: „Er spricht geschwinde deutsch, auch böhmisch...“
Johann Georg Grasel und die Volksüberlieferung über die Räuber

Richard Bletschacher: Die Ballade vom Räuber Grasel

Erich Rabl: Die Graselsammlung im Horner Höbarthmuseum und das Fortleben der Erinnerung an Grasel

Schriftenreihe des WHB Band 34, 136 Seiten mit 56 Abbildungen
Preis: öS 120,—

Bestelladresse: WHB, A-3580 Horn, Postfach 100

Buchbesprechungen

Rupert Feuchtmüller, **Der Kremser Schmidt 1718-1801** (Innsbruck-Wien: Tyrolia-Verlag 1989) 628 Seiten, 1404 Abbildungen (darunter 80 Farbtafeln), öS 1480,—

Nach längerer Pause erschien in der Reihe der Monographien österreichischer Barockkünstler wieder ein Band, das lang erwartete Werk über Martin Johann Schmidt. Der Spätbarockmaler hat seinen Wirkungsort Stein nur selten verlassen, erlangte aber doch weit über die Grenzen des heutigen Österreich hinaus Bedeutung, da er u. a. für Ungarn¹⁾, Slowenien und die ČSFR tätig war. Der Autor, Rupert Feuchtmüller, hatte bereits 1955 an der Monographie über den 1718 in Grafenwörth geborenen Maler mitgewirkt und legt nun eine lebenslange Arbeit vor. Dem Standard der Reihe und der Bedeutung des Künstlers entsprechend, zeichnet sich der Band durch eine aufwendige Ausstattung aus.

Nach einem Vorwort mit Forschungsüberblick folgt eine Charakterisierung der „Persönlichkeit in ihrer Zeit“. Feuchtmüller beschreibt hier den persönlichen Stil des Malers sehr überzeugend, die Einordnung in den historischen Kontext scheint mir hingegen noch einiger Überlegungen wert. So verweist der Autor auf eine Abgehobenheit der Kunst von der Zeitgeschichte: „Beide Welten nahmen voneinander keine Notiz. Kriege und revolutionäre Ideen (. . .) machten aber halt vor den Kirchen und Klöstern und veränderten kaum die fromme Gesinnung der Andachtsräume“ (S. 11). Tatsächlich haben aber die „Josephinischen Reformen“ als „Revolution von oben“ ganz wesentliche Auswirkungen auf Frömmigkeitspraxis und die Sakralkunst des späten 18. Jahrhunderts gehabt.²⁾ Parallel dazu läßt sich in der Kunst der Wiener Akademie ein Wechsel vom Barock zum Klassizismus feststellen, der ebenfalls seinen Niederschlag in der Sakralkunst fand.³⁾ Die Kunst des Kremser Schmidt scheint hingegen weder von den „Josephinischen Reformen“ noch von der Kunsttheorie dieser Zeit Notiz genommen zu haben. Zurecht verweist Feuchtmüller in diesem Zusammenhang auf die Tatsache, daß Schmidts „Bilderwelt außerhalb der neuen künstlerischen Vorstellungen lag“ (S. 16) und „mehr mit dem ‚Herzen‘ und weniger mit dem ‚Kunstverstand‘ gemalt“ wurde (S. 15). Zum selben Ergebnis kam Günther Heinz: „Das Entscheidende ist die Gesamtstimmung und die Möglichkeit, daß der Betrachter auch die entsprechende Stimmung in sich selbst erzeugt, etwas, was für die Religiosität dieser Zeit charakteristisch ist. Daher ist begreiflich, daß Schmidt einen außerordentlichen Erfolg gerade in der Zeit des Reformkatholizismus erreicht hat, aber damit in keiner Weise in die neoklassische Richtung abgeglitten ist.“⁴⁾ Nach Feuchtmüller entsprach der Stil des Kremser Schmidt kongenial den religiösen Vorstellungen seiner Zeit und den Wünschen seiner geistlichen Auftraggeber (S. 16). Die Untersuchung von Rotraut Petsche, die Schmidts Altarbilder mit jenen seiner Zeitgenossen verglich, stellt diese Behauptung allerdings in Frage. Denn die Kunst des Steiner Malers entsprach — wie schon erwähnt — keineswegs den Ideen des Reformkatholizismus, der Heiligenkult und Mystizismus ablehnte. Die Sonderstellung der Werke des Kremser Schmidt ergibt sich vor allem durch die für ihn typische „intime Formulierung, wie sie eigentlich von der offiziellen Kunst gar nicht gefragt war. Schmidt geht sogar so weit, das Andachtsmoment ins Liebliche zu steigern und damit der sentimental-ten Richtung der Glaubenshaltung den Weg zu bereiten.“⁵⁾ Zur Klärung dieser Widersprüche in der

¹⁾ Siehe dazu zuletzt: Rupert Feuchtmüller: Kremser Schmidt in Ungarn — Notizen zur Forschungslage. In: *Acta Historiae Artium* XXXIV (1989) S. 231-234.

²⁾ Elisabeth Vavra: Sakrale Kunst in der Diözese St. Pölten zwischen Spätbarock und Biedermeier. In: 200 Jahre Diözese St. Pölten, Ausstellungskatalog (Krems 1985) S. 97 ff.

³⁾ Günther Heinz: Veränderungen in der religiösen Malerei des 18. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung Österreichs. In: Elisabeth Kovács (Hg.): *Katholische Aufklärung und Josephinismus* (Wien 1979) S. 349-370.

⁴⁾ Günther Heinz: *Malerei des Barock in Österreich*, Vortragstext (Wien o. J.) S. 30.

⁵⁾ Rotraut Petsche: *Altarbilder in Österreich zwischen 1760 und 1800 im Spiegel der kirchlichen Reformen*, geisteswiss. Diss. (Wien 1984) S. 169-212, hier S. 223.

Interpretation der historischen Stellung des Künstlers scheint es m. E. notwendig, die Frage nach der Religiosität und den Auftraggebern zu präzisieren. Tatsächlich war Schmidt ähnlich wie Maulbertsch für Auftraggeber tätig, die „an der bereits traditionellen, in der Theorie der religiösen Kunst begründeten Forderung der Unmittelbarkeit und Mitteilung des Simultaneffektes des Bildwerkes auf das Gemüt des Betrachters festhielten und damit dem Konzept des malerisch freien Gesamtkunstwerkes die letzten Möglichkeiten der Entfaltung boten.“⁶⁾ Soziologisch betrachtet handelte es sich dabei nicht um fortschrittliche Bischöfe und Landpfarrer⁷⁾ aus dem Kreis um Kaiser Joseph II., sondern vorwiegend um Äbte und Pfarrer der Benediktiner- und Augustiner-Chorherren-Stifte. Diese standen einerseits in Opposition zu Wien, da sie von den „Josephinischen Reformen“ mit der Aufhebung bedroht wurden, waren aber andererseits in der seit dem zweiten Jahrhundertviertel in den Klöstern verbreiteten Frühaufklärung⁸⁾ aufgewachsen. Und diese Geisteshaltung, die Verinnerlichung des religiösen Lebens anstelle hochbarocken Prunks und bürgerliche Gelehrsamkeit anstelle von repräsentativer Verschwendung propagierte, bildete zweifellos den geistigen Nährboden für die Altar- und Andachtsbilder des Kremser Schmidt. Tatsächlich verweist ja Feuchtmüller mehrfach auf die Bedeutung der geistlichen Auftraggeber als „geistige Förderer“ (S. 17) und Vorlagenlieferanten (S. 24) des Malers. Es läßt sich also wohl kaum entscheiden, ob Details der Bilder, die auf direkter Bibelkenntnis beruhen, wie die zwei Schwerter im Abendmahlsbild von St. Paul⁹⁾, der Bildung der Mäzene oder der Frömmigkeit des Malers zuzuschreiben sind.

Diesem klösterlichen Milieu verdankte der Kremser Schmidt jedoch nicht nur inhaltliche, sondern auch künstlerische Kenntnisse. Eine akademische Ausbildung hat er hingegen nicht genossen. Im Kapitel „Leben und Werk“ verweist Feuchtmüller auf die Ausbildung durch den Vater, einen Bildhauer, sowie den Maler Johann Gottlieb Starmayr. Daneben ermöglichte ihm jedoch das Mäzenatentum der Barockprälaten die Kenntnis der Fresken und Gemälde zeitgenössischer Meister wie Troger und Gran, aber auch das Studium der Graphik aller großen Künstler. Bei seinem Tod hinterließ Schmidt selbst eine ansehnliche Kunstsammlung. Aus diesen Quellen erarbeitete sich der Künstler ab 1740 seinen eigenständigen Stil, dessen Entwicklung Feuchtmüller unter Heranziehung zahlreichen Vergleichsmaterials beschreibt (S. 28-116). Eine besondere Rolle kommt dabei dem Werk Rembrandts zu, dessen Graphik Schmidt seit 1749 studierte (S. 35). Der Steiner Maler wurde jedoch nicht nur in der Zeichnung und Druckgraphik zum „wichtigsten Vertreter des ‚Rembrandtismus‘ in Österreich“¹⁰⁾, sondern verdankt wahrscheinlich auch die für ihn typische rot-braune Farbigekeit der zumindest mittelbaren Kenntnis holländischer Malerei.¹¹⁾ Feuchtmüller stellt die wichtigsten Werke in chronologischer Folge vor, darunter Gemälde und Zeichnungen in Seitenstetten, St. Paul (1766)¹²⁾ oder Horn (1777).¹³⁾ Das umfangreiche Spätwerk wird hingegen nach den Gattungen und Themen (Fresken, Andachtsbild, Historien, antike Themen, „Bürgerliche Bilder“ etc.) untergliedert

⁶⁾ Günther Heinz: Die figürlichen Künste zur Zeit Joseph Haydns. In: Joseph Haydn in seiner Zeit, Ausstellungskatalog (Eisenstadt 1982) S. 181.

⁷⁾ Als Vertreter dieses Typus seien die Pfarrer Josef Elisas Heißig und Franz Xaver Mohr in Altpölla genannt, die in ihrem Wirkungsbereich die „Josephinischen Reformen“ auch durchführten: Friedrich B. Polleroß (Hg.): Geschichte der Pfarre Altpölla 1132-1982 (Altpölla 1982) S. 88 ff, 119 f, 195 ff.

⁸⁾ Moritz Csaky: Aufklärung — Kirche — Benediktiner. Überlegungen zu den Formen der österreichischen Aufklärung. Renate Zedinger: Benediktinische Frühaufklärung zwischen monastischer Tradition und wissenschaftlichem Anspruch. In: Seitenstetten. Kunst und Mönchtum an der Wiege Österreichs, Ausstellungskatalog (Wien 1988) S. 477-486.

⁹⁾ Günther Heinz: Die Gemäldesammlung im Stift St. Paul. In: Schatzhaus Kärntens, Ausstellungskatalog II (St. Paul 1991) S. 707.

¹⁰⁾ Peter Prange: Österreichische Handzeichnungen des Barock aus der Sammlung Artaria. In: Barockberichte 4 (Salzburg 1991) S. 147 f.

¹¹⁾ Petsche a. a. O. S. 182.

¹²⁾ Schatzhaus Kärntens, Ausstellungskatalog I (St. Paul 1991) Kat.-Nr. 14.11-14.14.

¹³⁾ Elisabeth Vavra: Kremser Schmidt in Horn, In: Ralph Andraschek-Holzer — Erich Rabl (Hgg.): Höbarthmuseum und Stadt Horn. Beiträge zu Museum und Stadtgeschichte (Horn 1991) S. 135-150.

(S. 117-165). Der zweite Hauptteil des Buches behandelt „Studien und Skizzen“ (S. 166-178) und „Malweise und Konservierung“ (S. 179-204), wozu Manfred Koller und Franz Mairinger kleinere Beiträge aus restauratorischer Sicht beisteuerten.

An den Bildteil schließt das Werkverzeichnis an, das zu jeder Arbeit die technischen Angaben, die Literatur und eine kleine Abbildung, aber nur in wenigen Fällen einen Kommentar bringt. Die Durchsicht dieses Teiles offenbart die ungeheure Produktivität des Steiner Malers (ca. 400 signierte Bilder und über 300 wahrscheinliche Zuschreibungen), zeigt aber auch die für barocke Künstler typische Fähigkeit, manche Motive mit leichten Variationen immer wieder zu verwenden. Nicht zuletzt diese Praxis sowie die Heranziehung von Mitarbeitern und Schülern, die Schmidt nach seinen Arbeiten kopieren ließ (S. 85, S. 177), machen Zuschreibungen und auch Datierungen in diesem Fall so besonders schwierig. Von den Schülern des Kremser Schmidt¹⁴⁾ wurden zuletzt Andreas Rudroff aus Stein und P. Koloman Fellner aus Lambach ausführlicher behandelt.¹⁵⁾ Eine Verbesserung des Wissensstandes wird hier wohl hauptsächlich durch die Auswertung lokaler Quellen möglich sein. Beispielfhaft seien einige Werke genannt, bei denen die Zuschreibungsfrage von Feuchtmüller und anderen Autoren unterschiedlich beurteilt wird. Während etwa die Ölskizzen für ein Aschbacher Altarbild in St. Florian (S. 486) sowie zum Hochaltarbild von St. Peter in Salzburg in der Residenzgalerie (S. 463) in der Schmidt-Biographie als Schulkopien erwähnt sind, wird erstere von Wolfgang Prohaska als „wohl eigenhändige Variante des Modellos“ bezeichnet¹⁶⁾ und letztere im Katalog von Rotterdam/Braunschweig als eigenhändig angenommen.¹⁷⁾ Umgekehrt verhält es sich mit den Antonius-Darstellungen in Göttweig und im Horner Höbarthmuseum. Feuchtmüller hat sie als Nr. 460 und 468 (S. 440 f) seinem Werkverzeichnis eingegliedert, während Vavra hier eher schwache Werkstattbilder sieht.¹⁸⁾

Den Abschluß des Buches bilden ein umfangreicher Quellenanhang (S. 575-612), der u. a. die ältesten Biographien, Werkverzeichnisse und das Nachlaßverzeichnis umfaßt, sowie ein Personen-, Orts- und Themenregister. Trotz mancher Kritik im Detail ist also sowohl dem Autor als auch dem Verlag für das umfangreiche Werk zu danken.

Friedrich Polleroß

¹⁴⁾ Ein Überblick zuletzt bei Vavra, *Sakrale Kunst a. a. O.* S. 112 f. — Dieselbe: Zur Geschichte der Kremser Schmidt-Werkstatt. In: *Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs* 26-28 (1986-1988) S. 46-159.

¹⁵⁾ Rupert Feuchtmüller: Pater Koloman Fellner, Zeichner, Kupferstecher und Gründer der Stiftungssammlung. In: *900 Jahre Klosterkirche Lambach, Ausstellungskatalog* (Linz 1989) S. 123-128 und 188-197. — Wolfgang Häusler: Andreas Rudroff (1744-1819) bürgerlicher Maler in Stein. Ein Beitrag zur Kenntnis der Schule Martin Johann Schmidts. In: *Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs* 20 (1980) S. 61-88.

¹⁶⁾ Die Kunstsammlungen des Augustiner-Chorherrenstiftes St. Florian. *Österreichische Kunsttopographie XLVIII* (Wien 1989) S. 208, Nr. 68.

¹⁷⁾ *Malerei aus erster Hand. Ölskizzen von Tintoretto bis Goya, Ausstellungskatalog* (Rotterdam-Braunschweig 1983/84) S. 223 f.

¹⁸⁾ Vavra, *Horn a. a. O.* S. 138 ff.

Johannes-Wolfgang Neugebauer, **Die Kelten im Osten Österreichs**. Mit Beiträgen von Elisabeth Jerem, Karl Kaus, Silvia Renhart und Otto Urban; unter Mitarbeit von Christine Neugebauer-Maresch (= *Wissenschaftliche Schriftenreihe NÖ 92/93/94, St. Pölten-Wien: Verlag NÖ Pressehaus* 1992) 160 Seiten, viele SW-Photos, Pläne, Zeichnungen, öS 148,—

Dieses Buch im handlichen Format erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in Schloß Pottenbrunn (10. April bis 1. November 1992). Es wird damit gleichzeitig auf die von 1. April bis 31. Oktober 1992 stattfindende Ausstellung im Urgeschichtsmuseum Asparn/Zaya mit dem Titel „Keltische Oppida an der Donau“ hingewiesen und auf das Fachsymposium „Die Kelten in den Alpen und an der Donau“ im Oktober in St. Pölten vorgegriffen. Ein Keltenjahr also. Die Publikation, verbunden mit der Ausstellung, soll, so der Autor, „mit der veralteten Lehrmeinung aufräumen, daß Ostösterreich, Westungarn, und weite Teile der ČSFR nicht erst durch Kriegszüge (sog. „keltische Wanderungen“) keltisiert wurden, sondern daß diese Regionen schon ab der Mitte des 5. Jh. v. Chr. zu

einem von Ostfrankreich bis zum Karpatenbecken weitgespannten Entstehungs- und Entwicklungsraum der frühen Kelten gehört haben“.

Der erste Teil beschäftigt sich mit der Früh- und Mittellatènezeit. Hier wird ein Überblick über die Forschungsgeschichte gegeben, eine Zusammenfassung der gängigen Latènechronologien gezeigt und eine Auflistung der bekannten Fundstellen samt Karten angeführt. Die Präsentation der wichtigsten Gräberfelder (Grabungsdaten, Anzahl der Gräber und die datierenden Funde) bildet eine wertvolle Übersicht auch für Fachkollegen. Die Sonderstellung der östlichen Latènekultur wird in einem Beitrag von Elisabeth Jerem erläutert.

In einem Kapitel wird auf die Tracht- und Schmucksitte eingegangen, welche die Stellung der einzelnen Personen in den verschiedenen sozialen Stufen angezeigt hat. Die Fibeln spielten eine wichtige Rolle, indem sie auch in ihrer Typologie den Übergang von der Hallstattkultur anzeigen. Der Ringschmuck zeigt vor allem die soziale Komponente an. Im Kapitel Kriegswesen und Bewaffnung werden die verschiedenen Arten der Waffen, wie Schwerter, Lanzen, Standarten, Bogen und Pfeile, Schleuder, Messer, Helme, Schilde, Panzer und Streitwagen, vorgestellt. Damit wird gleichzeitig auf die Stammeselite der keltischen Stämme hingewiesen, die sich im kriegerischen Handwerk übte.

Der Bereich Wirtschaft (mit einem Beitrag von Karl Kaus) wird durch einen Bericht über Metallhandwerk (Eisen, Bronze, Edelmetalle, Blei), Töpferei und Holzbearbeitung abgedeckt. Weiters werden die Verarbeitung von Glas, Koralle, Bernstein, Gagat, Bein bzw. die Leder- und Textilherzeugung abgehandelt.

Nach einem Verweis auf den Handel in der jüngeren Eisenzeit folgt ein Kapitel über Kunst und Kunsthandwerk. Es zeigt den Werdegang der keltischen Kunst ausgehend von den Grundlagen der einheimischen Hallstattkultur, beeinflusst durch mediterrane und östliche Komponenten zu einem eigenständigen Stil, der aber „... nicht Kunst um der Kunst willen“ war, sondern „... eine unübersehbare geistig-religiöse Dimension...“ besaß. Damit ist gleich auf den Abschnitt Religion und Kult hingewiesen. Hier wird auf die antiken Autoren eingegangen, die über die keltischen Götter und den dazugehörigen Kult berichteten. Weiters wird versucht, die verschiedenen Göttergestalten in den verschiedenen Formen der Kunst zu identifizieren.

In dem von Otto H. Urban gestalteten Kapitel über die Oppidazeit (2. Jh. v. Chr. bis zur römischen Okkupation) wird neben der Chronologie, den Höhensiedlungen und den Flachlandsiedlungen auch ein historischer Überblick geboten.

Die aus den Untersuchungen der Skelette erarbeiteten Ergebnisse präsentiert Silvia Renhart in einem Beitrag über die Anthropologie der frühen Kelten. Neben der Sterbefrequenz und dem Vergleich der verschiedenen Skelette wird vor allem auf die Schädelreparation (künstliche Schädelöffnung), die in Form von Bohr-, Schnitt-, Schab- und Schnittreparation auftritt, eingegangen.

Diese Publikation ist der lange erwartete Überblick über die Kelten in Ostösterreich. Kritik wäre an der Auflistung der Fundorte zu üben (sowohl die alphabetische Abfolge als auch die durchgehende Numerierung [z. B. 7, 7A] wurden nicht eingehalten und sorgen beim Suchenden für Verwirrung; Rannersdorf [FÖ 19, 1980, 573 f.] fehlt). Die Druckfehler der ersten Auflage wurden größtenteils in der zweiten beseitigt (die auf der Seite 113 angesprochene Fibel vom Duxer Typ ist eine Münsinger Fibel).

Die Publikation kann als eine gelungene und übersichtliche Arbeit über die Latènezeit im Osten unseres Landes betrachtet werden.

Peter Ramsler

Hermann-Josef Weidinger, Augenblicke. Wege zu sich selbst (Wien: Verlag Carl Ueberreuter 1992) 136 Seiten mit 16 Farbillustrationen, öS 198,—

Ein neues Buch vom Kräuterpfarrer. Kurze Geschichten. Anekdoten. Schnappschüsse aus dem Leben. Meditationen. Aber auch Naturrezepte gegen Krankheiten. Und zur Vorbeugung. Handlich, ansprechend. Fördert die Lebensfreude.

In einem solchen Schlagwortstil geschrieben, ist das neue Büchlein Hermann-Josef Weidingers leicht lesbar und erfassbar. Man braucht nicht lange zu lesen, doch man soll lange über das Gelesene

nachdenken. Man braucht nur „Augenblicke“, um die zweiseitigen Kapitel in sich aufzunehmen, in denen Augenblicke aus dem Leben dargestellt sind. Es lohnt sich aber, denn — wie der Untertitel besagt — das Buch bietet „Wege zu sich selbst“, und das im besten Sinne des Wortes.

„Augenblicke“ ist als Geschenkbuch gedacht. In 55 lose an den Jahresablauf gebundenen Abschnitten werden dem Leser viele Grundsätze eines gesunden, naturverbundenen Lebens in Erinnerung gerufen.

Der Grundtenor ist eine positive Lebenseinstellung. „Sag ja zum Jetzt!“ (S. 5) und „Hin zur kindlichen Sorglosigkeit“ (S. 7). „Mit Ausdauer aus den gegebenen Umständen stets das Beste herausholen“ (S. 9). Auch wenn es im großen nicht möglich ist, für sich selbst kann sich jeder eine heile Welt schaffen. „Heil ist der Mensch.“ Aber: „Nur solange er im Einklang mit dem Schöpfer, der Natur und sich selbst lebt“ (S. 13).

Das sind nur einige Kostproben, die Lust auf ein Mehr machen sollen. Hermann-Josef Weidinger ist aber auch Seelsorger, und im Sinne seiner ganzheitlichen Sicht des Lebens liegt ihm ganz besonders auch die Gesundheit der Seele am Herzen. Dabei verfällt er nie in einen aufdringlichen Predigerton. Die lebensnahen Bibelzitate fließen ganz unbemerkt ein, so wie auch die Zitate von Heiligen, Abraham a Santa Claras oder Laotsees. Aber „ein Glaube ohne Freude ist nicht denkbar“ (S. 19) und „in der Hoffnung haben wir einen sicheren und festen Anker der Seele“ (S. 43). Angesichts der Altstädter Turmuhr in Prag denkt er im letzten Kapitel über die Zeit nach und kommt zum Schluß: „Vergehen muß alles. Weil es zur Vollendung der Zeiten hinstrebt. Doch der Heiligen Herrlichkeit dauert ewig. Weil ER zeitenlos ist, der alles lenkt und regiert“ (S. 129).

Ein ganzes Kapitel ist dem „Diener Gottes Jakob Kern“ gewidmet, der 1924 — erst 27jährig — im Ruf der Heiligkeit gestorben ist und dessen Gebeine in der Stiftskirche Geras ruhen. Sein Seligsprechungsprozeß ist eingeleitet, und der Kräuterpfarrer empfiehlt ihn den Gläubigen eindringlich als Fürsprecher. „Hilft nach seinem Tode von oben her unzählig vielen Menschen“ (S. 103).

Doch das, wovon bisher die Rede war, ist nur die eine Hälfte des Büchleins. Bei jedem Kapitel besteht der zweite Teil aus praktischen Ratschlägen und leicht nachzuvollziehenden Rezepten einer ganzheitlichen Naturmedizin nach dem Grundsatz „Kräuter fördern den Einklang“ (S. 15). Zum Beispiel: „Melissentee, am Abend getrunken. Vermindert oder behebt das Schnarchen. Einmal probieren!“ (S. 18). Oder: „Haferstroh-Fußbäder. Beleben bei chronisch kalten Füßen“ (S. 104).

Ein übersichtlicher Index am Schluß des Buches hilft, rasch das Richtige zu finden, über Koriander etwa auf Seite 15, 16 und über vegetarische Nahrung auf Seite 126. Und wenn man Hämorrhoiden hat, ist das auch kein Problem. Dann schlägt man eben die Seiten 48, 50, 68, 70 und 98 auf und weiß, was man zu tun hat.

Der Kräuterpfarrer ist so bekannt und populär, daß keine Gefahr besteht, das Buch als Produkt eines verschrobene Waldhansls mißzuverstehen. Doch so einfach alles klingt und so einfach alles dargestellt ist, zeigen sich — ganz ohne Präpotenz aber trotzdem unübersehbar — allenthalben die Weltläufigkeit und der große geistige Horizont des Autors. Das Buch ist ein Ratgeber für Leib und Seele, geschrieben von einem Menschen, der die Welt und das Leben kennt.

Der Zweck des Buches ist es, dem Leser zur Gesundheit des Leibes, der Seele und des Geistes zu verhelfen. Es kann in vielfacher Hinsicht hilfreich sein. Doch sind die angegebenen Rezepte — neben den Kräutern werden auch homöopathische Mittel angeführt — kein Allheilmittel. Der Kräuterpfarrer unterläßt es daher nicht hinzuzufügen: „Kann ärztliche Betreuung nicht ersetzen“ (S. 80).

Das Buch ist als nettes Geschenk wärmstens zu empfehlen. Es gibt dem Beschenkten etwas Bleibendes. Auch die 16 großartigen Naturaufnahmen von Ing. Helmut Heimpel werden jeden erfreuen. Wer aber in der bedauernswerten Lage ist, das Büchlein nicht geschenkt zu bekommen, sollte es sich kaufen. Er oder sie wird es nicht bereuen.

Anton Pontesegger

Österreich im Hochmittelalter (907 bis 1246). Herausgegeben von der Kommission für die Geschichte Österreichs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Redaktion: Anna M. Drabek (= Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs, Band 17, Wien: Ver-

lag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1991) 605 Seiten, 11 Tafeln, 5 Pläne; zahlreiche Karten im Text, öS 770,—

Wie Erich Zöllner im Vorwort darlegt, handelt es sich bei diesem Band um einen Teil einer von der als Herausgeber fungierenden Akademie-Kommission seit Jahrzehnten geplanten Gesamtdarstellung der Geschichte Österreichs. Zum Teil ein Jahrzehnt, zumindest aber mehrere Jahre alt sind allerdings auch die in diesem Sammelband vereinigten Beiträge namhafter Autoren, die ihre Beiträge anscheinend 1990 wenigstens noch einmal durchsehen konnten, um den Apparat zu ergänzen bzw. — wie etwa F. P. Knapp — korrekterweise festzustellen, daß ihre Aufsätze bereits in wesentlichen Teilen überholt waren. Und das ist ein großer Schwachpunkt dieser Publikation, welche die in der Geschichte Österreichs und damit auch unserer Region konstituierende Epoche schlechthin behandelt. Zwar werden beinahe alle wichtigen historischen und kulturhistorischen Aspekte zumindest überblicksmäßig einer Untersuchung zugeführt, doch kann sicherlich nur ein Teil der hier versammelten Beiträge eine längere Gültigkeit beanspruchen, da sie von neuerer Forschung bereits überholt sind und der Band daher für historische Arbeiten auch regionaler Thematik keinesfalls ohne Blick auf die seither erschienene Literatur herangezogen werden kann.

Als erstes behandelt Siegfried Haider die nichturkundlichen Quellen (S. 5-31) und bietet eine vor allem für Heimatforscher wichtige Zusammenstellung von Literatur über Quellen zur Siedlungsgeschichte und zum Landesausbau; er schreibt ferner über charakteristische Quellengattungen wie insbesondere die Annalistik.

Heinrich Fichtenau beschäftigt sich mit urkundlichen Quellen (S. 33-48), wobei er sich besonders der für unseren Raum bedeutsamen Gattung der Traditionsbücher annimmt.

Im Beitrag „Der österreichische Donauraum zur Zeit der Magyarenherrschaft“ (S. 49-61) bringt Karl Brunner einiges Interessante und manchen sicherlich Unbekannte zum Thema Slawen und Magyaren, wobei er vor allem das „Steppenreiter-Klischee“ zu korrigieren bemüht ist.

Heide Dienst beschäftigt sich mit „Werden und Entwicklung der babenbergischen Mark“ (S. 63-102). Expansion und Landwerdung sind hier besondere Schwerpunkte; interessant sind auch ihre Ausführungen über die damaligen Bezeichnungen für unser Land, nicht zuletzt hinsichtlich des quellenmäßig nirgends zu belegenden Begriffs „Ostmark“.

Es folgen dann Beiträge zu den historischen Anfängen der einzelnen Länder außer dem heutigen Niederösterreich, auf die hier aus Gründen räumlicher und thematischer Beschränkung nicht näher eingegangen werden kann.

Besonders genüßreich zu lesen ist der Beitrag von Heinrich Appelt über das „Herzogtum Österreich“ (S. 271-330), der in glänzendem Stil und mit virtuosem Erklärungsvermögen die Verbindungen der Babenberger zum deutschen Königtum sowie die Problematik um das „Privilegium minus“ darlegt. Letzteres wird als „das Werk einer nach Ausgleich der Gegensätze strebenden Staatskunst“ bezeichnet, die darauf abgezielt hat, im Süden des damaligen Reichsgebietes „ein System gleichwertiger politischer Kräfte zu schaffen, deren Zusammenspiel eine dauerhafte Grundlage für die territoriale Entwicklung künftiger Zeiten zu bilden vermochte“ (S. 291).

Floridus Röhrig bietet sodann einen seiner eleganten Überblicke über die kirchliche Entwicklung (S. 331-358), wo für unsere Region besonders wichtige Aspekte wie Klöster, Ausbildung des Pfarrnetzes und innerkirchliches Leben ihre Behandlung erfahren. Ebenfalls für die Geschichte des Waldviertels bedeutsam sind die einschlägigen Abschnitte im Beitrag von Fritz Posch über „Siedlung und Bevölkerung“ (S. 359-444, bes. 405 ff.), die sich stellenweise kritisch mit den Forschungsergebnissen Lechners auseinandersetzen, andererseits auch kaum über diese hinauskommen können. Allerdings ist die Feststellung eines von den Magyaren eingesetzten deutschen Lehensgrafen zwischen Enns und Tulln, der „als Rüdiger von Bechelaren ins Nibelungenlied eingegangen“ sei (S. 402), durch jüngste Erkenntnisse von Max Weltin bereits überholt.

Einen vorzüglichen Überblick über eine komplexe Thematik bieten Ernst Bruckmüller und Herbert Knittler im Abschnitt „Wirtschaft und Gesellschaft“ (S. 445-503). Vor allem für unsere Region ist interessant, daß des öfteren die „Fortschrittlichkeit“ der im Verlauf des Kolonisationspro-

zesses im 11. bis 13. Jahrhundert neuerschlossenen Landstriche betont wird, wogegen Altsiedelgebiete in ökonomischer wie sozialer Hinsicht eher „konservativ“ blieben. Die Herausbildung der abhängigen Bauernschaft, das Entstehen genossenschaftlicher Sozialformen und einer allmählich vor sich gegangenen funktionalen Trennung zwischen Stadt und Land, schließlich die Landesbildung selbst, sind Schwerpunkte dieser ausgezeichneten Überblicksbeiträge.

Die folgenden Arbeiten sind der Kultur gewidmet.

Besonders schade ist, daß — wie von Zöllner in der Einleitung angegeben — der Beitrag über das lateinische Schrifttum nicht mehr rechtzeitig fertiggestellt werden konnte: hier hätte sich erstmals seit dem Babenberger-Katalog die Gelegenheit einer Gegenüberstellung von volkssprachlich-deutscher und lateinischer Literatur im österreichischen Hochmittelalter geboten.

Fritz Peter Knapp untersucht das deutschsprachige Schrifttum (S. 505-526) und bietet einen wie immer etwas ironisch-spitz formulierten und sachlich einwandfreien Beitrag. Der Rezensent wünschte sich allerdings für künftige Überblicke dieser Art eine gemeinsame Behandlung der volkssprachlichen „geistlichen“ und der lateinischen Literatur, also der „volkssprachlich-kirchlichen“ Literatur, damit das Verhältnis von Volkssprache und Latinität sowie der kulturhistorische Hintergrund sachdienlicher untersucht werden kann.

Der Beitrag von Hermann Fillitz über Architektur und bildende Kunst (S. 527-560) kann den Rezensenten nicht ganz befriedigen. Abgesehen von fehlenden Verweisen auf Tafeln und Pläne scheint sich die Wiener kunsthistorische Forschung immer noch auf weite Strecken mit einer Kombination aus Objektaufzählung und Stilableitung zufriedenzugeben; Eigenart und Funktionalität des jeweiligen Werks am Ort und zur betreffenden Zeit bleiben oftmals vernachlässigte Größen. (Anbei: Stift Göß/Stmk., die einzige Reichsabtei auf dem Boden des heutigen Österreich, wurde mit Benediktinerinnen besiedelt.)

Der Aufsatz von Rudolf Flotzinger über Musik (S. 561-575) behandelt in vorzüglicher Weise eine komplizierte Materie und bietet auch bemerkenswerte Überlegungen zur Vortragsweise mittel-hochdeutscher Epen.

Ralph Andraschek-Holzer

Georg Riha / Alfred Komarek, **Höhenflug**, Täler und Gipfel Österreichs in ausgewählten Flug-aufnahmen (Wien: Kremayr & Scheriau 1992) 144 Seiten mit 120 Farbabbildungen, öS 398,—

Normalerweise erscheint ein derartig prachtvoller Band (auch das Format 26,5×30 cm ist beeindruckend!) im Herbst, um rechtzeitig das Weihnachtsgeschäft anzukurbeln — doch erschienen ist der „Höhenflug“ im Jänner. So hat der Leser genügend Zeit, die faszinierenden Flugbilder von Georg Riha immer wieder zu betrachten und nach neuen Details zu suchen oder die dazupassenden Texte von Alfred Komarek nicht nur zu lesen, sondern auch zu überdenken — und weiß damit, welch herrliches Geschenk er mit diesem Band anderen Menschen machen kann. . .

Der erste Themenkreis lautet „Land der Berge“. Hier ist im Text auf S. 14 auch das Waldviertel erwähnt: „Diese müde und sanft gewordene Bergwelt hat nichts Schroffes, Himmelstürmendes an sich. . .“ — auf S. 29 ist dann als Photo ein Blick vom Waldviertel ins Alpenvorland und zu den Alpen zu sehen. Die Interessen der beiden Autoren gelten somit den Alpen in Österreich.

Darauf weisen die weiteren Themenkreise hin, die vom Tal zum Gipfel führen: „Über den Tälern“ (der Text auf S. 30 bietet dazu eine kurze, prosaische Geographie des Alpenreliefs), „Über den Wäldern“ (mit „Gedanken“ über die umfassende Bedeutung des Waldes für unser Leben), „Über den Matten“ (worin auf die Bedeutung und Bedrohung der Almen hingewiesen wird), „Über den Gipfeln und Gletschern“ (hierin wird die Funktion der Gletscher im Naturraum geklärt) sowie „Über den Wolken“.

Alle Farbphotos sind im großen Format des Buches gehalten. Es sind nicht bloße Landschaftsphotographien, sondern sie verbinden die topographische Darstellung mit der den Landschaften inwohnenden Ästhetik. Rein subjektiv seien hervorgehoben die Seiten 9 (das Sonnblick-Observatorium thront hier wie die Festung Hohensalzburg über dem Gletscher), 46 (das Leithagebirge, wie es wenige

gesehen haben werden), 75 (hier wird jedem klar werden, warum das Tote Gebirge so heißen muß), 94 und 96 (Gletscher) sowie 115 (danach wird es niemand mehr wagen, den Ötscher zum Mittelgebirge zu zählen) — doch steht hinter jeder Abbildung eine treffende und bedenkenswerte Aussage.

Die 120 Großfarbbilder und die Texte zeigen, welche Schönheiten die Alpen in Österreich aufweisen, mahnen aber auch, wie leicht verletzlich dieses Landschaftsgefüge ist. *Harald Hitz*

Niederösterreich an der Donau. Alte Ansichten, Karten und Bücher. Katalog einer Ausstellung aus den Sammlungen der NÖ Landesbibliothek (= Sonder- und Wechselausstellungen der Niederösterreichischen Landesbibliothek Nr. 8, Wien: NÖ Landesbibliothek 1992) 72 Seiten mit 16 Schwarzweiß-Abbildungen.

„Geographisch betrachtet ist die Donau das Rückgrat von Niederösterreich“, heißt es in der „Landeschronik Niederösterreich“ (S. 66). Dem trägt die achte (vom 9. April bis 18. September 1992 geöffnete) Sonderausstellung in der Niederösterreichischen Landesbibliothek mit dem Titel „Niederösterreich an der Donau“ Rechnung. Als Verkehrsweg, als Energiebringer und als hochrangige Fremdenverkehrsregion haben die Donau und das Land entlang des Stromes die Geschichte der Bewohner Niederösterreichs maßgeblich beeinflusst. Auch der Weinbau, der an der Donau schon von alters her betrieben wurde, spielte immer eine große Rolle. Darauf weist Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Hermann Riepl in seinem Vorwort zum Katalog der Ausstellung hin, und er hebt auch die völkerverbindende Bedeutung des Donaustroms hervor, wie sie sich etwa in der auf die Initiative Niederösterreichs im Jahr 1982 gegründeten „Arbeitsgemeinschaft Donauländer“ manifestiert.

Gebhard König, der für Ausstellungsplanung, wissenschaftliche Bearbeitung, Text und Katalog verantwortlich zeichnet, charakterisiert in seinem aufschlußreichen Einführungssessay die Donau als „Lebensader Niederösterreichs“ (S. 5). Angefangen von der Venus von Willendorf über den heiligen Severin und Rüdiger von Bechelaren bis zu den Malern und Photographen des vorigen Jahrhunderts zeigt er die Verbundenheit der Geschicke Niederösterreichs mit dem Donaufluß auf und leitet dann zum Aufbau der Ausstellung über, der dem Donaulauf folgt.

Die Gestaltung des Katalogs selbst ist hervorragend. Neben den detaillierten Angaben über die Ausstellungsstücke enthalten die einzelnen Nummern genaue Erläuterungen und entsprechende Literaturangaben. Der Katalog ist ein guter Führer durch die Ausstellung, bietet aber auch später dem Leser wertvolle Informationen. *Anton Pontesegger*

Franz Oswald / Herbert Waldhauser, **Stichwort Niederösterreich.** Ein blau-gelber Almanach in Wort und Bild (Wien: Amt der NÖ Landesregierung 1991, 2. Auflage = NÖ Schriften 11) 201 Seiten, viele Farb- und SW-Abbildungen.

Das 1988 in 1. Auflage erschienene kleine „Niederösterreich-Lexikon“ erlebte Ende 1991 seine 2. Auflage. An der bewährten Struktur des Almanachs wurde nichts verändert: Die lexikalisch angeordneten Stichworte reichen von „Abfall- und Komposttelefon“ bis „Zukunftskonzept“. Bei den Stichworten finden sich „Tracht“ und „Blasmusik“ ebenso wie „Dezentralisierung“ und „Marchfeldkanal“. Bei vielen Stichworten ist die geeignete Kontaktadresse mit Telefonnummer angegeben.

Bei der Beschreibung der vier Landesviertel muß das Waldviertel (S. 182/183) mit der kürzesten Zeilenzahl auskommen. Es werden im Waldviertel auch keine Kleinregionen mit eigenem Stichwort (andere Beispiele: Steinfeld, Marchfeld, Tullnerfeld, ...) ausgegliedert. Besonders peinlich: Auf S. 183 sind die Flüsse im Waldviertel aufgelistet: „Kl. Mühl, Gr. Mühl, Radl, Gusen, Aist, Naarn, Ysper, Krems, Kamp, Thaya, . . . , Lainsitz, Malsch u. a.“ — ist da wirklich niemandem aufgefallen, daß sieben (!) dieser zwölf Flüsse im oberösterreichischen Mühlviertel (!) fließen? Wundert es ob dieser „Redaktion“, daß das Waldviertel frei von Industrie erscheint? Zumindest liest man nichts darüber. Im Gegensatz zur Beschreibung der anderen Landesviertel wird auch die Verkehrserschließung verschwiegen (die Franz-Josephs-Bahn wird erst auf S. 186 beim Weinviertel erwähnt!).

Der schön ausgeführte Almanach, der durchaus seine praktischen Aspekte aufweist, hat das Waldviertel leider als „Stiefkind“ behandelt — das ist besonders traurig dann, wenn nicht informierte Leser aus anderen Bundesländern aus diesem „amtlich“ erscheinenden Buch ihr Wissen über Niederösterreich erweitern wollen und dabei ein teilweise falsches Bild unseres Waldviertels präsentiert bekommen. Fazit: Absicht wird doch wohl nicht dahinter gesteckt haben?

Harald Hitz

Anton Freisinger, **Heimatkundliche Bibliographie Niederösterreich I. Viertel Obermannhartsberg**. Nachträge, Ergänzungen, Berichtigungen (Wien: Selbstverlag 1992) 110 Seiten, öS 500,—
Bestelladresse: Anton Freisinger, 1170 Wien, Thelemangasse 7/4.

Anton Freisinger hat es als erster Forscher zuwege gebracht, eine das gesamte Bundesland Niederösterreich umfassende heimatkundliche Bibliographie — noch dazu im Selbstverlag — herauszubringen, die ohne zeitliche Beschränkung das Schrifttum vorwiegend des 19. und 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart erfaßt. In kurzer Abfolge erschienen die Bände für die einzelnen Landesviertel; 1987 als erster Band jener über das Waldviertel (vgl. die Besprechung in Heft 2/1988, Seite 146-147 dieser Zeitschrift), 1988 folgte der Band über das Weinviertel, 1989 wurde der Band „Oberwienwald“ fertig und zuletzt 1990/91 der Band „Unterrwienwald“. Freisinger erschließt die Literatur für einzelne Ortsteile, Orte, Gemeinden, Bezirke, Landschaften und das jeweilige Landesviertel in alphabetischer Reihung. Bis jetzt hat er aber die gesamt-niederösterreichischen Publikationen noch nicht erhoben.

Nun liegt nach kurzer Zeit für das Waldviertel ein erster Nachtragsband vor, der nicht nur die Neuerscheinungen der Jahre 1987-1992 erfaßt, sondern der auch viele Ergänzungen für die Zeit davor berücksichtigt, z. B. wurden Gymnasialjahresberichte, die Kulturberichte dieser Zeitschrift ausgewertet und Dissertationen erstmals aufgenommen. Die selbständig erschienenen Publikationen haben von Freisinger eine fortlaufende Nummer bekommen, Zeitschriftenartikel werden ohne Nummern angeführt. Der 1987 erschienene Waldviertel-Band enthält 1217 selbständige Publikationen, im Nachtragsband sind fast 600 selbständige Werke neu dazugekommen, sodaß jetzt fürs Waldviertel 1820 selbständige Publikationen und viele tausende kleine Artikel und Aufsätze verzeichnet sind; insgesamt in beiden Bänden weit über 10000 Literaturhinweise auf das Waldviertel.

Neu ist ein Autorenregister, das sowohl die in Band 1 als auch im Nachtragsband aufgelisteten selbständigen Werke erschließt. Am umfangreichsten ist das Stichwort „Waldviertel“ vertreten; unter den achteinhalb Seiten ist auch rund eine Seite „Grasel-Literatur“ verzeichnet. Unter den Städten des Waldviertels kann Krens (vier Seiten) die meisten Neuerscheinungen aufweisen, gefolgt von Horn (dreieinhalb Seiten), Zwettl (zwei Seiten), Gmünd und Waidhofen an der Thaya (je eineinhalb Seiten).

Die Fülle der aufgelisteten Publikationen ist beeindruckend, die „Lücken“ werden immen enger. Freilich hat Freisinger nicht definiert, wie er den Begriff „heimatkundlich“ versteht; der Anlage der Bibliographie nach legt er den Begriff sehr weitumfassend aus. Beim Durchblättern fällt etwa auf, daß die letzten Ausstellungskataloge des Stiftes Altenburg fehlen, auch die Publikationen des Waidhofener Heimatmuseums sind nicht komplett verzeichnet.

Im gesamten gesehen hat Freisinger eine imposante Leistung vollbracht. Seine Bibliographie ist derzeit das wichtigste bibliographische Nachschlagewerk für alle vier Landesteile Niederösterreichs.

Erich Rabl

Manfred Greisinger (Hg.), **Reizvolles Waldviertel** (Allentsteig: Edition „Stoareich“ — Eigenverlag 1991) 144 Seiten, 170 Farbbilder, 1 Panoramakarte, öS 398,—

Von diesem „Waldviertler Bestseller des Jahres 1991“ war innerhalb von zwei Wochen die 1. Auflage (4000 Exemplare) verkauft, und noch im November 1991 wurden 3000 Stück in 2. Auflage gedruckt. Was bietet dieses Buch?

Der Herausgeber, Mitarbeiter der NÖN und Allentsteiger, formulierte die Ziele des Buches so: Dem Klischeebild des Waldviertels, das mit den Begriffen „kalt, frostig, unnahbar, mystisch, alt, hinterwäldlerisch, trist . . .“ (S. 11) zu umschreiben ist, soll ein „Gegenklischee“ (NÖN Nr. 50/1991, S. 4)

gegenübergestellt werden, ein Waldviertel-Bild, „das mindestens so viel Gültigkeit hat: das des jungen, flotten, dynamischen, lebensfrohen, prickelnden, ja durchaus erotischen Gebietes mit ebensolchen Menschen und ebensolchen Aktivitäten...“ (S. 11).

Diesen Zielen entspricht das Buch voll. Die Probleme etwa um die Abwanderung (S. 18 ff.) werden nicht geleugnet, doch werden sofort anschließend Impulse im Waldviertel beschrieben, die auf neue Methoden und Alternativen oder auch nur auf die vorhandene Schönheit des Existierenden verweisen können. Und dieser Grundzug zieht durch das gesamte Buch.

Die meist großformatigen Farbbilder bilden einen wesentlichen Bestandteil des Buches, wobei vor allem Mag. Johann Fenz aus Horn und Georg Walter Juster aus Langschlag interessante Perspektiven gefunden haben. Sie steuern nicht Landschaftsfotos im üblichen Sinne bei, sondern verbinden immer Landschaft und Mensch — sei es, daß eine Ex-„Miß Österreich“ im Getreidefeld steht (S. 132) oder eine Kindergärtnerin sich im Laubwald an einen Baumstamm lehnt (S. 116). Dies entspricht dem Konzept des Buches, wie schon die Aussage von S. 11 zitiert wurde.

Neben den Texten sind kurze Statements verschiedener Personen eingedruckt: Gottfried von Einem ist genauso vertreten wie Günther Nennung oder Rudolf Kirchschläger, Lotte Ingrisch ebenso wie Barbara Pauleschitz. Nicht befriedigend gelöst sind für mich die Hinweise auf manche Museen, auf manche Betriebe: Warum sind diese Werbeeinschaltungen nicht deutlicher gekennzeichnet? So ist im Text auf Seite 40 zwar die Brauerei Schrems erwähnt, in den beiden Randspalten (S. 40/41) scheinen aber nur die Brauereien in Weitra und Zwettl auf. Oder: Warum ist nur das Unternehmen „Hartl-Haus“ erwähnt und nicht auch „Elk-Haus“?

Manfred Greisinger und sein Team haben ihr gestecktes Ziel voll erreicht: Sie haben ein wahrlich reizvolles Waldviertel-Buch produziert, worin die Antiklisches mitunter genauso dick aufgetragen werden wie sonst die Hinterwäldler-Klischees. Es ist aber auch ein Buch, das dem „positiven Denken“ im weitesten Sinne zuzuordnen ist — und dafür ist den Autoren, Fotografen und Herstellern zu danken.

Harald Hitz

Künstler aus dem Waldviertel, **Landauf**. Eine Ausstellung des NÖ Landesmuseums in der Galerie Schloß Ottenstein, 27. Juni bis 25. September 1992. Redaktion: Katharina Blaas-Pratscher (= Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, NF Nr. 304, Wien 1992) 174 Seiten mit 69 Abb., öS 120,—

In dieser Ausstellung zeigt das NÖ Landesmuseum die vom Land angekauften Kunstwerke von Künstlern aus dem Waldviertel.

Mit der Vorstellung der im Katalog angeführten 69 Künstler wird versucht, einen annähernd vollständigen Überblick über die Kunstszene im Waldviertel zu geben.

In dem einführenden Aufsatz von Manfred Wagner — „Kunst und Regionalität“ — wird die Künstlerpersönlichkeit ganz allgemein zu seiner Heimat (Wahlheimat), dem Waldviertel, in Beziehung gesetzt, wobei die Eigenständigkeit und Unabhängigkeit der Kunst von ihrer Umgebung betont wird.

Der zweite Aufsatz von Wolfgang Müller-Funk über „Kulturlandschaft Waldviertel“ hat die Region als inspirierenden Faktor zum Inhalt. Dabei wird der spannungsgeladene, gegensätzliche Charakter dieser Landschaft als Stimulans für Künstler angesehen.

In der Folge werden die 69 Künstler durch je ein Bild oder Werk angeführt. Leider fehlt bei den ersten zwei Arbeiten von Iris Andraschek und Michael Baumgartner der „Steckbrief“ zu den Kunstwerken. Auch wirkt sich das kleine Format bei den Bildern nicht immer positiv für das Kunstwerk aus. Wichtig erscheint mir die Adressenliste am Schluß des Buches. Dadurch können Kontakte unter den Künstlern und Kunstinteressierten geknüpft werden.

Jedenfalls weist dieser Katalog das Waldviertel als Kunstlandschaft aus, welche mit den Werken ihrer Künstler einen Querschnitt durch alle Facetten der zeitgenössischen Kunst bietet.

Herbert Puschnik

Paul Pollack, **Donauradweg alternativ** (St. Pölten — Wien: Verlag Niederösterreichisches Pressehaus 1992) 160 Seiten, 12 Schwarzweißfotos, 1 Tourenkarte, öS 168,—

Paul Pollack legt 1992 wieder einen neuen Radführer vor. Nach „Der Donauradweg“, „Mit dem Rad durch Niederösterreich“, „Mit dem Rad durch das Waldviertel“ und weiteren Radroutenbeschreibungen folgt nun der „Donauradweg alternativ“.

Pollack als „Erfinder“ und Initiator des Donauradweges hat einen unglaublichen Boom ausgelöst. Allein im vergangenen Jahr traten 150000 Radtouristen auf dem 36 km langen Wachastück in die Pedale, davon bis zu 3000 Radtouristen an Spitzentagen. 60 % Radreisende haben dabei inzwischen die Busgruppengäste in den Hintergrund gedrängt. Aus dem Individualtip wurde so in wenigen Jahren eine neue Form von Massentourismus, die wiederum nach Auswegen sucht. Pollack kreiert den „Donauradweg alternativ“ und eröffnet für sportliche Individualisten 20 Varianten von Passau nach Wien, wobei die zehn Abschnitte nördlich und südlich der Donau etappenweise befahren werden können und jederzeit mit dem bereits bekannten Donauradweg kombinierbar sind.

In gekonnt gewohnter Manier erfolgt die Gliederung der einzelnen Abschnitte in: Ihre Route (genaue Routenbeschreibung), Wissenswertes, Sehenswertes, Falls Sie es brauchen (mit wichtigen Hinweisen). Besonders die Kapitel Wissenswertes, Sehenswertes geben interessante und informative Einblicke, gleichsam auch als Anreiz, die Routen weniger mühevoll mit dem Auto kennenzulernen. Ideal sind die beschriebenen Routen für Familien und leistungsmäßig stark differenzierte Gruppen. Ein mitunter recht harter Konditionstest wartet auf ausdauernde Radfahrer, während konditionsschwächere Teilnehmer sich endlich auch einmal auf dem gemächlichen, zwar überfüllten Radweg entlang der Donau eine Verschnaufpause gönnen können. Alles in allem ein sehr empfehlenswertes Werk, wenn sich auch bei diesen Veröffentlichungen immer mehr die Unsitte einbürgert, Werbeeinschaltungen aufzunehmen. 39 Werbungen bringen sicherlich nicht nur Information (S. 140-160), sondern müßten auch mit dem Kaufpreis in Relation gebracht werden.

Norbert Müllauer

Günter und Luise Auferbauer, **Mit dem Rad zu Kultur & Natur. Mähren** (St. Pölten — Wien: Verlag Niederösterreichisches Pressehaus 1992) 160 Seiten mit 31 Kartenskizzen und 13 SW-Abbildungen, öS 198,—

Böhmen und Mähren sind „in“ — auch bei den Verlagen. Erfreulicherweise erscheinen vor allem Führer für das „sanfte Reisen“, wozu auch dieser „Radführer“ zählt.

Gleich vorweg: Es ist ein ehrliches und praktisches Buch! Ein „Rad“-geber von A (Adressen) bis Z (Zoll) auf den Seiten 12 bis 18 bringt wirklich alle wesentlichen Dinge, die man für Radtouren in Mähren berücksichtigen sollte: Fahrrad-Transport und Image des Radfahrens sind genauso berücksichtigt wie Straßen und Karten.

Auf den Seiten 19 bis 139 sind 30 Routen vorgeschlagen, die bis zur polnischen Grenze führen. Das Schema dazu ist überall gleich und so leicht benützlich: Routenvorstellung mit Seehöhenangabe und Kilometerzahl, Charakteristik der Route, Anreisemöglichkeiten zum Startort, Grenzübergang, Karte, dann eine ausführliche Routenbeschreibung, eine etwaige Anschluß-Radtour, Rückreisemöglichkeit sowie eine Kartenskizze. Die beiden Autoren, die aus Graz stammen, haben einen Blick für das dem Radfahrer Wesentliche: Ein Autofahrer könnte den Satz „Aus der Ortschaft erfolgt ein fast 3 km langer Anstieg in mehreren Kehren, . . .“ (S. 20) nie so schätzen wie ein Radfahrer, der sich gerade in Podhradí nad Dyjí befindet.

Im Kapitel „Zu Gast in Mähren“ sind für jede Route geeignete Hotels und auch schon Privatquartiere aufgelistet (sogar mit Telefonnummer). Den Abschluß des Buches bildet ein ausführliches topographisches Register, in das tschechische und deutsche Ortsbezeichnungen Aufnahme gefunden haben.

Was Helmfried Knolls Buch „Südböhmen — Südmähren — Preßburg. Wandern im Grenzland“ (siehe Besprechung in dieser Zeitschrift 1991, Heft 3, S. 284) für den Wanderer bedeutet, leistet dieses Buch ausgezeichnet für den Radfahrer.

Harald Hitz

Gabriela Nagler / Matthias Boeckl, **Malerei der Widerstände**. Wiener Positionen 1945-1955. Boeckl, Eckert, Hollegha, Kreutzberger, Lasnig, Mikl, Rainer, Unger, Yppen. Kunstverein Horn 17. Juni 1992 — 19. Juli 1992, Künstlerhaus Klagenfurt 30. Juli 1992 — 30. August 1992, Museum Moderner Kunst Passau 25. September 1992 — 6. Dezember 1992, Jesuitenkirche, Galerie der Stadt Aschaffenburg 20. Jänner 1993 — 8. März 1993 (Wien: Gesellschaft zur Förderung moderner Kunst 1992) 46 Seiten mit 9 Farbbildungen, öS 100,—

Der Katalog zur Ausstellung „Malerei der Widerstände“, die einen Monat lang im Kunstverein Horn zu sehen war, zeigt in einem Bogen von Herbert Boeckl (1894-1966) bis Arnulf Rainer (geb. 1929) die malerische Entwicklung der Wiener Nachkriegszeit. Die Meisterschüler Boeckls, Carl Unger (geb. 1915), Karl Kreuzberger (1916-1990), Grete Yppen (geb. 1917) und Walter Eckert (geb. 1913) versuchten in Wien eine internationale Abstrakte zu entwickeln. Unger begründete schließlich den legendären Art Club mit seinem freigeistigen Klima. Josef Mikl (geb. 1929), Wolfgang Hollegha (geb. 1929), Arnulf Rainer (geb. 1929) und Maria Lassnig (geb. 1919) bildeten mit Markus Prachensky 1956 die Malergruppe St. Stephan, die in der gleichnamigen von Monsignore Otto Mauer geleiteten Galerie ihre Programmatik verfolgen konnte.

Die Ausstellung wurde von Dr. Gabriele Nagler und Dr. Matthias Boeckl aus großteils privaten Leihgaben konzipiert, ausgehend von Horn wird sie noch in Klagenfurt und in zwei deutschen Städten gezeigt.

Oswald A. Eschelmüller

Sabine Kirsten Rihl, **Die Keramik der Sammlung Nowak aus dem Höbarthmuseum der Stadt Horn**. Mit einer Einleitung von Alfred Bernhard-Walcher, Herausgegeben vom Höbarthmuseum der Stadt Horn in Zusammenarbeit mit dem Institut für Klassische Archäologie der Universität Wien (Wien: Phoibos-Verlag 1992) 105 Seiten mit 78 Fotos, 21 Zeichnungen, 5 Tafeln und 1 Landkarte, öS 340,—

Die Bedeutung der Sammlung Nowak, aus der ein großer Teil — nämlich Gefäße und Lampen — in dem vorliegenden Band veröffentlicht wird, liegt in ihrem erstaunlich umfassenden Charakter. Sie enthält neben mitteleuropäisch-prähistorischen und provinzialrömischen Objekten zahlreiche Stücke aus dem Mittelmeerraum, deren älteste aus der Bronzezeit Zyperns und deren jüngste — hier handelt es sich um Lampen — aus dem Kleinasien des 5. und 6. Jahrhunderts n. Chr. stammen.

In einem kurzen Vorwort (S. 6 f.) faßt Prof. Fritz Krinzinger Wissenswertes über den Sammler, Feldmarschalleutnant Arthur Nowak, zusammen, beschreibt die Umstände, die die Sammlung in das Höbarthmuseum brachten, und geht kurz auf die Projekte zur vollständigen Publikation der Sammlung ein.

Alfred Bernhard-Walcher von der Antikenabteilung am Kunsthistorischen Museum in Wien spricht in der Einführung (S. 8-14) vor allem den interessierten Laien an. Sehr klar und leicht verständlich wird dem Leser alles Wissenswerte über Herstellung und Verwendung verschiedenster Arten von griechischer und römischer Keramik nahegebracht; auch erfährt man viel über Produktionszentren, Absatzmärkte und die Zusammenhänge zwischen politischem Geschehen und ökonomischer Situation. Der Autor erklärt den Verwendungszweck der verschiedenen Gefäßformen und die kulturgeschichtliche Bedeutung der Dekoration, die oft Alltagsszenen zum Thema hat.

Sabine Kirsten Rihl wendet sich im Katalog (S. 16-91), der in seiner ersten Form als Diplomarbeit am Institut für Klassische Archäologie vorgelegt wurde, naturgemäß an ein fachkundiges Publikum. Auch ohne einschlägige Vorbildung wird man jedoch — ohne die umfangreiche angegebene Literatur konsultieren zu müssen — genauer über Herstellung und Verwendung der einzelnen Gefäße informiert.

Die Objekte werden nach ihrer Herkunft in Gruppen zusammengefaßt; die Keramik umfaßt kyprische, korinthische, boiotische, attische, apulische, kampanische, sizilische, etruskische, einheimische, unteritalische, nicht sicher klassifizierbare und römische Gefäße; die letzte Gruppe bilden die Lampen. Innerhalb dieser Gruppen werden die einzelnen Stücke in chronologischer Reihenfolge

behandelt. Die jeweilige Gruppenüberschrift findet sich — zur besseren Übersichtlichkeit — in der Kopfzeile jeder Seite. Fast alle Objekte sind im Katalog abgebildet, Profil- und Detailzeichnungen sind z. T. im Katalog untergebracht, größtenteils jedoch auf fünf Tafeln (S. 96-100).

An den Katalog schließt ein ausführliches Literaturverzeichnis (S. 92-94) an; danach folgen die Tafeln, denen eine Einführung in die gewählte Zeichensymbolik vorangeht. Am Ende des Bandes findet sich eine Landkarte des Mittelmeerraumes, auf der die Herkunftsländer und -orte der publizierten Gefäße eingezeichnet sind. Der guten Qualität der Publikation tun einzig die vielen Druckfehler Abbruch, die ein ständiges Zurateziehen der beigegebenen Korrigendaliste notwendig machen, auf der außerdem zwei wichtige Berichtigungen fehlen: Auf Seite 33 müßte es in Anm. 84 nicht „siehe Kat.-Nr. 20“ sondern „siehe Kat.-Nr. 19“ heißen; die korrekte Legende zur Abbildung auf Seite 23 rechts ist „Kat.-Nr. 11“, nicht „Kat.-Nr. 10“.

Im Hörbarthmuseum sind die Objekte der Sammlung sehr übersichtlich aufgestellt und gut beschriftet. Bei den Keramikobjekten hat man eine Gruppierung nach Gefäßformen und zeitlichen Zusammenhängen einer Aufstellung nach Ursprungsorten vorgezogen; vor allem die chronologische Gruppierung lädt den Betrachter ein, Vergleiche anzustellen.

Zum Abschluß eine Anregung zur weiteren Verbesserung der gelungenen Ausstellung: Für den Besucher ohne Vorkenntnisse wäre eine Landkarte, wie sie der Katalog im Anschluß an die Tafeln enthält, und eine „Übersetzung“ der Herkunftsbezeichnungen wie „kyprisch“, „boiotisch“ usw. von großer Hilfe.

Anna Gasser

Wolfgang Andraschek / Friedl Hradecky / Erich Rabl (Hg.), **Bilderbuch der Musik**. 400 Jahre Horner Musikleben. Ausstellung der Stadt Horn im Hörbarthmuseum (Horn: Hörbarthmuseum 1992) 128 Seiten mit 65 Abbildungen, öS 80,—

„Bilderbuch der Musik“ ist auch der Titel einer Ausstellung im Horner Hörbarthmuseum, zu der diese Publikation als Begleitbuch erschienen ist. Es handelt sich also um keinen Führer durch die Ausstellung, der die Objekte, die ausgestellt sind, nennt und beschreibt, dazu auch einführende Überlegungen und weiterführende Arbeiten enthält, sondern um eine Sammlung von kürzeren und längeren Arbeiten, die sich um das Thema der Ausstellung konzentrieren. Rund die Hälfte des Umfangs ist dabei der Beschreibung der Gegenwart und des musikalischen Lebens in der Stadt, beziehungsweise dessen unmittelbaren Wurzeln gewidmet. Dabei dominieren naturgemäß die Notizen über kirchenmusikalische Tätigkeiten, über die Ausübung der Musik in Vereinen sowie Mitteilungen über schulische Institutionalisierung der musikalischen Ausbildung. Die Persönlichkeiten jener Männer, die dem Horner Musikleben Impulse gegeben haben, werden dargestellt.

Diesem Teil des Buches, der nicht nur für die Bürger Horns interessant ist, sondern einen durchaus nicht unbedeutenden Beitrag zur Ausbildung und zur Geschichte der Formen musikalischer Betätigung in einer kleineren Stadt darstellt, der über Horn hinaus Beachtung finden sollte, kommt vor allem dokumentarische Bedeutung zu. Dabei machen manche Bilder doch nachdenklich: Wenn man die beiden Bilder des Horner Kirchenchores (auf S. 102) vergleicht, dann wird wohl etwas von der Krise der Gesang- und Musikvereine sichtbar; das Bild auf Seite III (der Dirigent Khadem-Missagh) läßt die Frage entstehen, was denn die junge Generation wirklich an Musik ausübt; gibt es in Horn gar keine „Band“, keine Musikgruppe? Der Bruch in der Entwicklung und die neuen Formen, die oft genug keine mehr sind, weil technische Tonträger die Musizierenden ersetzen, wäre auch darzustellen gewesen — denn dorthin geht doch die Entwicklung.

Aber vielleicht wollte man in Buch und Ausstellung ein bestimmtes Bild von Musik und musikalischer Kultur festhalten und beschreiben? Das könnte schon sein, weil auch in dem ersten Teil des Buches, der stärker der Vergangenheit zugewendet ist, derartige Ausblicke auf die „volkstümliche“ Musik völlig fehlen.

Dieser erste Teil erweckt an sich Erstaunen. Er stellt sich als eine anscheinend doch eher zufällige Zusammenstellung von größeren und kleineren Artikeln dar, die auf einige Teile der Entwicklung des

„Horner Musiklebens“ Schlaglichter werfen. Dabei ist etwa die Arbeit über die Thurner in Horn durchaus wichtig. Freilich wäre es günstig gewesen, wenn man sich über die Stellung der Thurner Gedanken gemacht hätte. Es handelte sich dabei um eine Art „gebundenes Gewerbe“, das zünftisch organisiert, aber an eine Konzession — und Anstellung — seitens der Stadt gebunden war.

Die Thurner waren mit Aufgaben der Stadtwache und der profanen öffentlichen Musik, die im Dienste städtischer Repräsentationsaufgaben stand, beauftragt. Daneben hatten sie in der Kirche mitzuwirken, wenn das dort notwendig war, durften aber vor allem auch Bürgern — gegen besondere Bezahlung — bei deren privaten Festen aufspielen. Sie genossen gewissermaßen Schutz gegenüber der nicht organisierten Musikerschaft, die sich der Privilegien einer bürgerlichen Zunft nicht erfreuen konnte. Natürlich musizierten sie bei Gelegenheit und Bedarf zusammen mit anderen. Von diesen anderen sind die von der Schule her kommenden Kirchenmusiker zu nennen, aber auch jene Angestellten der Herrschaft, die verbunden mit der Jagd oder anderen Formen adeligen Lebens „bei Hof“ Musik ausüben hatten. Und es kamen die „freien“, also außerhalb des geordneten adeligen und bürgerlichen Lebens stehenden Musiker hinzu, die auf der Stufe der „unehrlichen Leute“ standen, natürlich kamen auch noch jene „Dilettanten“, die sich unter den Bürgern (und deren Kindern) fanden. Diese verschiedenen Kombinationen führten aber immer wieder zu Konflikten. Dabei spielte die Sorgfalt im Wachdienst keineswegs eine geringe Rolle. Daher kam es oft zu Entlassungen von Thurnern, daher kam es zu Streit, etwa mit einem der Tischlerzunft angehörenden Orgelbauer, der auch private Musik machte, (Peuerl) u. a. m.

Wertvoll, freilich nicht originell, weil Flotzinger in letzter Zeit mehreremale über ihn geschrieben hat, ist auch der Aufsatz über Peuerl. Eine Auseinandersetzung mit den Darlegungen von Rudolf Flotzinger und Alfred Kaiser behält sich der Rezensent allerdings für eine andere Gelegenheit vor. Wertvoll ist der Aufsatz über die Musik bei den Piaristen, der freilich die Frage entstehen läßt: Was wurde denn in den beiden anderen Kirchen musiziert? Und er läßt nach der Musik in der evangelischen Pfarrgemeinde und in der spätmittelalterlichen Pfarre fragen.

Schließlich verdient — freilich nicht aus musikgeschichtlichen Gründen — auch der Aufsatz von Bernd Kreuzer „Mozart in Horn“ Erwähnung, gibt er doch einen Einblick in das Reisen gegen Ende des 18. Jahrhunderts, der über den musikhistorischen Anlaß („Mozart auf der Reise nach Prag“) hinaus bedeutsam ist. Einige andere Beiträge wirken wie etwas groß geratene und nun isoliert dastehende Katalogbeiträge, die nach einer Einordnung verlangen, welche ihnen indessen in diesem Buch vorenthalten wird.

Das ist nun bei diesem historischen Teil auch das Hauptproblem: Was will er darstellen? Was ist beabsichtigt? Eine Geschichte der Musik in Horn ist es nicht. Das ist den Herausgebern wohl bewußt. Sie haben ihrer Ausstellung ja auch den Titel eines „Bilderbuchs“ gegeben — Bilder aus der Geschichte der Musik. Das wäre es. Warum aber dann die Fixierung auf „400 Jahre“? Vielleicht einfach deshalb, weil der mit den Aufsätzen abgedeckte Zeitraum eben ungefähr 400 Jahre umfaßt? — Die Musik in Horn ist aber ganz sicher älter, und zwar nicht nur, wenn man an die „prähistorische Musikausübung“ denkt, von der Hermann Maurer im Buch abschließend berichtet. Und die Musikausübung in Horn ist auch umfassender, als es das hier anzuzeigende Buch erscheinen läßt.

Es handelt sich insgesamt also um eine durchaus anregende Zusammenfassung von Arbeiten zur Horner Musikgeschichte, die jedoch untereinander in der Qualität, in der formalen Gestaltung und in der Themenstellung recht different sind.

Die Redaktion dieser Arbeiten dürfte alles andere als einfach gewesen sein. Daher sei der Redakteur, Dr. Erich Rabl, noch gesondert genannt. Ihm ist für die sorgfältige Drucklegung zu danken, ebenso jenen, die den Satz durchgeführt haben, und Dr. Herbert Puschnik für die Gestaltung.

Er hat auch die Ausstellung gestaltet, deren Zusammenstellung der Anlaß für die Herausgabe des Buches war. Leider hat niemand, auch nicht Wolfgang Andraschek, der Leiter der Ausstellung, in diesem Buch etwas von den Exponaten, von der Raumgliederung, von der Umsetzung der Idee in Wirklichkeit u. a. m. geschrieben, sodaß — abgesehen von dem Blatt, das die Namen der für die Ausstellung Verantwortlichen und zu ihr Beitragenden nennt — kein weiterer Bezug zu dieser gegeben ist.

Gustav Reingrabner

Ralph Andraschek-Holzer, **Historischer Führer durch die Stadt Horn** (Horn: Stadtgemeinde 1992) 64 Seiten mit 42 Abbildungen, 1 Stadtplan, öS 50,—

Nicht ganz in dem von den Publikationen der Horner kulturellen Einrichtungen gewohnten Format, dafür aber mit einem guten, instruktiven und weiten Umschlagbild (der Horner Stadtkern aus der Luft) präsentiert sich dieser Stadtführer, der mit einem Stadtplan und zahlreichen Abbildungen geschmückt ist.

In Form eines Rundganges sollen Geschichte, Kunstwerke und interessante Geschehnisse wie Häuser in der Stadt geschildert werden. Von St. Stephan bis zum Hauptplatz geht der Weg — es ist also kein ganzer Rundgang. Ein Stück (in der Raabser Straße) wird nach beiden Seiten in derselben Straße zurückgelegt. Die wichtigsten der beschriebenen Objekte werden im Stadtplan mit einer Zahl festgehalten (17); diese Zahlen bilden gleichzeitig die Kapitelgliederung des Führers, der im übrigen mit vielen Verweisen versehen ist. Allgemeine Bemerkungen sollen die geographisch bedingte Zufälligkeit mit einer chronologischen Verstärkung verbinden; eine Chronologie am Schluß des Bändchens dient dem ebenso.

Es steht vieles in dem Führer, der durch seine wirklich gelungene Ausstattung und Aufmachung ganz sicher positiv auffällt und daher Interesse finden wird. Und es ist auch vieles Interessantes darinnen zu lesen; das meiste, das in ihm zu finden ist, ist auch richtig. Und trotzdem wird sich der Verfasser, der anderswo selbst herbe Kritik zu üben bereit war, gefallen lassen müssen, daß man an sein Werk Fragen stellt bzw. daran Korrekturen anbringt.

Das kann in der Folge sicher nur punktuell und an einigen Stellen geschehen. Nicht alles, das monierenswert ist, wird hier genannt.

Die Fragen setzen bei der Gestaltung des Rundganges ein. „Historisch“ ist in Horn nicht nur die Altstadt, die ältere Siedlung um St. Stephahn und die Tuchmachersiedlung, sondern etwa auch Rietenburg, vor allem aber das Villenensemble außerhalb der alten Stadtmauer und das eine oder andere Gebäude jenseits der Mödringer Taffa (z. B. der Meierhof). Warum hat man diese Teile nicht einbezogen, etwa in Form eines alternativ längeren Spazierganges, der irgendwo abzweigt und dann wieder zur Stammroute zurückfährt — bezüglich des Villenviertels nördlich der Hamerlingstraße wäre das nicht einmal nötig gewesen; das hätte man in den vorgeschlagenen Spaziergang einbeziehen können. Horn hat nicht mit den Piaristen und dem Grafen Kurz zu bestehen aufgehört. Das sollte man auch in einem solchen Stadtführer bemerkbar machen.

Das nächste: Es ist wohl nicht sehr praktisch, wenn in den Verweisen an vielen Stellen auf das Hörbarthmuseum verwiesen wird, die Beschreibung aber nicht nur beim Museum, sondern an den Stellen zu finden ist, von wo aus verwiesen wird. Das bedeutet ein wenig angenehmes Blättern.

Die allgemeinen Feststellungen und Hinweise enthalten z. T. Plattheiten, die in einem merkwürdigen Gegensatz zum sonst Gewollten stehen. Eine Feststellung, daß sowohl der romanische wie der gotische Bau der Stephanskirche „damals in Niederösterreich weiterverbreiteten Bautypen entsprechen“, ist für den Benutzer des Führers wenig hilfreich. . .

Die Kapiteleinteilung ist bunt und in ihrer Auswahl nicht immer einsichtig. Manche recht wichtige Objekte finden sich in der Beschreibung, ohne daß sie im Plan mit Zahl und im Führer durch eine eigene Überschrift hervorgehoben wurden, andere sind in dieser Weise hervorgehoben worden, ohne daß man weiß, warum.

An einzelnen Ungenauigkeiten und Fehlern sind anzuführen: Der auf Seite 7 zitierte Text über Horn findet sich zwar in Merians Topographie, stammt aber von Martin Zeiller, dem steirischen Pastorensohn, der so gut wie alle Texte für das topographische Werk verfaßt hat. Die Erklärung des Stadtnamens versucht einen alten, aus recht nationalen Momenten hervorgebrachten „Hut“ wieder neu aufzuputzen, wobei die ältesten urkundlichen Fassungen außer Betracht bleiben. — Die Stephanskirche sollte man nicht unbedingt mit einer — schablonenhaften — Notiz in einer Heiligenvita, sondern ganz real mit der Schanze und der Kirche in Gars-Thunau in Verbindung bringen. Dort dürfte der Schlüssel für die Gründung der Horner Altsiedlung liegen. — Die Altsiedlung die namensgebend war, hat mit der später gegründeten Stadt zunächst nichts zu tun. Sie blieb nach der Übernahme des

Namens durch die später gegründete herrschaftliche Stadt innerhalb deren Territoriums und besaß keinen eigenen Namen mehr. Die Frage der Bedeutung der Pfarre Horn und ihres sichtlichen Gegenübers Neukirchen sollte wenigstens angedeutet werden, weil darin vieles von den Unklarheiten der Horner „Frühgeschichte“ sichtbar wird. — Die Familiengruft von 1577 kann nur von Veit Albrecht von Puchheim und niemand anderem angelegt oder wenigstens neu adaptiert worden sein. — Wenn unter den Patronatsinhabern schon das Stift Göttweig angegeben wird, dessen Position tatsächlich recht unklar ist, warum dann nicht auch die Jesuiten, die von 1621-1689 das Patronat innehatten? — Wenn man einen Namen angibt, wie den des Karglhofes, dann interessierte den Leser doch auch, woher der Name kommt, bzw. wer weshalb namensgebend wirkte. — Nach der Häuserchronik des Dr. Erich Forstreiter hat das Sgraffittohaus nichts mit Veit Albrecht von Puchheim zu tun; diese Meinung geht auf einen Irrtum der älteren Horner Geschichtsschreibung zurück, die in diesem Haus das „große Haus“ vermutete, das als Sekundogenitur und Witwenwohnsitz der Puchheimer erbaut wurde und dann zum Piaristenkloster wurde. — Im Zusammenhang mit den Ereignissen der Jahre 1618 bis 1620 von der „Entmachtung“ der Puchheimer zu reden, ist verwirrend und unkorrekt: Sie wurden wegen Verweigerung der Erbhuldigung vom Landesherrn Ferdinand II. geächtet und verloren ihre Besitzungen. Daß das auf dem Hintergrund der Religions- und Ständepolitik des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts zu sehen ist, könnte freilich auch angemerkt werden. — Es ist schade, daß der Platz vor dem Hörbarthmuseum nicht wenigstens ein bißchen genauer beschrieben wird. Hier wurde mit Erfolg und unter Aufstellung von nicht wenigen Teilen älterer Bauten aus der Stadt so etwas wie ein Skulpturengarten errichtet, der sowohl stimmungsvoll wie aufschlußreich für die Stadtgeschichte ist (Stadttorreste, Brunnen von Repräsentationsbauten u. a.). — Die Gründung des Bürgerspitals an der Wende zum 15. Jahrhundert steht mit den Bemühungen der Stadtherren (Maissauer) um den Ausbau ihrer Stadt in Verbindung; der sogenannte Gründer Stephan der Weikersdorfer war ihr Lehensmann. — In der Thurnhofgasse könnte auf den Pfarrhof, aber auch auf eine neu gestaltete Villa als bemerkenswerten Versuch einer Eingliederung ins Ensemble hingewiesen werden. — Das Vereinshaus hätte sich eine eingehendere Beschreibung verdient, und zwar auch wegen der kulturgeschichtlichen Bedeutung als Versammlungsort des Verbandkatholizismus im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert.

Allmählich sollte sich doch herumsprechen, daß die Horner Schule in der Zeit Veit Albrechts von Puchheim zunächst von der Herrschaft übernommen und zu einem gymnasiumähnlichen Institut (mit Griechisch im Lehrplan) ausgebaut wurde, daß von 1581 an die von den Ständen erhaltene Landschaftsschule, die aus Wien vertrieben worden war (Rudolfinische Gegenreformation!), in Horn eine Zuflucht fand und neben der Horner Schule bestand, daß Dietrich von Puchheim dann den Abzug dieser ständischen Schule verlangte, die eigene Schule aber der Stadt übertrug und daß dann nach 1590 die Stände beschlossen, in jedem Viertel eine bestehende Schule zu subventionieren, die den Titel „Landschaftsschule“ zwar nicht *de iure*, aber *de facto* unwidersprochen tragen durfte.

Ob der Thurnhof nicht deshalb so genannt war, weil er als adeliger Sitz (und/oder kirchlicher Zehenthof) wie eine Art Burg in der Stadt mit Festungsturm versehen war und eine kleine verteidigungsfähige Anlage für sich darstellte?

Die Tuchmacherei in Horn blühte wirklich nur ganz kurze Zeit. Thomas Winkelbauer hat deutlich herausgearbeitet, auf welchen Voraussetzungen der Erfolg beruhte und warum sie nach dem Tod des Grafen Kurz fast augenblicklich stagnierte. Ihre Vorbildfunktion war also durchaus mehr als bescheiden. — Schade, daß nicht angegeben wird, welche der einstigen Tuchmacherhäuser heute noch etwas von der Bausubstanz des 17. Jahrhunderts zeigen, schade auch, daß kein Grundriß wiedergegeben wird, aus dem die Einheit von Leben und Arbeit erkennbar wird.

Ob das Haus Hauptplatz 22 wirklich das älteste Rathaus ist, kann durchaus als zweifelhaft gelten. Es ist eher das älteste bekannte.

Die Beschreibung der Georgskirche wirkt so, als ob die neuere Literatur (Renate Holzschuh-Hofer) nicht gekannt würde. Die Frage der Verwendung mittelalterlicher Bauteile beim Neubau ist zu klären; die Bauleitung lag nicht bei der Herrschaft, sondern bei der Stadt; die Errichtung als evangelische Kirche hatte bestimmte Konsequenzen für die Bauform.

Es soll genug sein. Mit einer einigermaßen sorgfältigen Lektorierung, die dann freilich auch in den Textbestand des Autors hätte eingzugreifen gehabt, wären möglicherweise viele dieser Versehen vermieden worden. Und das Konzept hätte man doch vorher diskutieren können, sodaß die grundsätzlichen Schwächen des Führers hätten vermieden werden können. Es ist auch schade, daß nirgendwo im Führer darauf hingewiesen wird, daß die Bezifferung mit Tafeln an den entsprechenden Gebäuden übereinstimmt. Das bedeutet, daß eigentlich auch diese Kennzeichnung der wertvollen und interessanten Bauwerke neu überlegt werden sollte. Das wäre angesichts des eben erschienenen Bandes des Handbuchs der Kunstdenkmäler, des Dehio, der zwar auch nicht fehlerfrei ist, aber jedenfalls doch auf 15 Seiten einen umfassenden Katalog der Baudenkmale der Stadt enthält, durchaus möglich gewesen, hätte man hier doch eine Grundlage für einen Stadtführer gefunden, die zusammen mit dem Baualterplan der Stadt ein sicheres Fundament hätte liefern können.

Andererseits — und das soll wirklich nicht unerwähnt bleiben — stellt die Herausgabe eines solchen umfangreichen und größtenteils gediegenen Führers eine absolut zu begrüßende Tatsache dar. Auch soll die viele Arbeit, die mit der Zusammenstellung und Herausgabe des Bändchens verbunden ist, ebensowenig verschwiegen werden wie die Tatsache, daß der Führer eine ganze Fülle von interessanten und richtigen Nachrichten enthält. Es liegt im Wesen einer Rezension, daß sie diese Angaben nicht wiederholt, sondern sich kritisch mit jenen auseinandersetzt, die strittig oder unkorrekt sind. Es ist zu wünschen, daß der Führer eine weite Verbreitung findet, daß aber vor einer Neuauflage der Text doch noch einmal sorgfältig revidiert wird; dafür fänden sich in Horn ganz sicher Personen, die die nötigen Kompetenz dazu besitzen.

Der Stadtgemeinde ist für die aufwendige Publikation wirklich zu danken. Es steht zu hoffen, daß sie sich durch diese kritischen Bemerkungen nicht an der weiteren Förderung kultureller Aktivitäten hindern läßt.

Gustav Reingrabner

Kurt Ebm, **SV Horn**. Festschrift zum 70jährigen Bestandsjubiläum (Horn: Sportverein 1992) 48 Seiten mit 33 Schwarzweißfotos, öS 50,—

Die vorliegende Festschrift des Horner Fußballklubs bietet einen knappen Überblick über die ersten 70 Bestandsjahre. Nach sechs Seiten mit Vorworten folgen in den Text eingestreut 16 Seiten Werbung, sodaß für die Vereinsgeschichte nur 26 Seiten verbleiben.

Der Sportverein wurde 1922 gegründet und änderte 1927 seinen Namen auf Rapid Horn. 1924 wurde mit dem ASK Horn ein zweiter Fußballverein gegründet; 1947 vereinigten sich beide Vereine unter dem alten Namen Sportverein Horn. Nach einer kurzen Einleitung über die Vereinsgründung folgt ein Überblick über die Sportstätten. Der heutige Sportplatz des SV Horn — 1958 in Betrieb genommen — ist bereits der vierte Standort in der Vereinsgeschichte. 1972 wurde eine Flutlichtanlage errichtet, 1977 eine neue überdachte Tribüne, unter der 600 Personen Platz finden, gebaut, und das Klubhaus wurde Anfang der achtziger Jahre erweitert.

Anfangs gab es nur freundschaftliche Spiele, der erste größere sportliche Erfolg war am Ende der Spielsaison 1934/35 der Aufstieg in die 2. Liga Nord. Während des Zweiten Weltkrieges ruhte der Meisterschaftsbetrieb, dann beschreibt der Autor — früher selbst Spieler und heute noch Funktionär des SV Horn — das Auf und Ab der Nachkriegszeit. Der Höhepunkt der bisherigen Vereinsgeschichte war sicherlich im Spieljahr 1990/91 die Erringung des Meistertitels in der ersten NÖ Landesliga und der damit verbundene Aufstieg in die Regionalliga Ost.

Mit kurzen Hinweisen auf die Seniorenmannschaft, den Anhängerclub und den Nachwuchs (der SV Horn hat acht Nachwuchsmannschaften!) schließt die Festschrift, die leider nicht ohne Fehler ist. Auf Seite 24 sind die Präsidenten in einer Liste aufgereiht; anstelle von Bernauer müßte es Bernhauer heißen, Bürgermeister Rudolf Fischer wurde mit dem schon 1918 verstorbenen Bürgermeister Adolf Fischer verwechselt.

In der Zeit vom 1. Mai bis 17. Juni 1992 fand anläßlich des Jubiläums eine Ausstellung im Höbarthmuseum statt. Dort wurden in einer breit angelegten Fotodokumentation rund 400 Aufnahmen

gezeigt, im Vergleich dazu ist die Festschrift gering illustriert. Vielleicht gelingt es bei der nächsten Zusammenstellung der Vereinsgeschichte, den Inseratenteil zugunsten der historischen Darstellung zurückzudrängen.

Erich Rabl

Franz Fux, **Schloß Harmannsdorf am Manhartsberg**. Besitzer und Besitzgeschichte der „Vesten“ und Herrschaft. Hrsg. von Veronika Glawischnig und der Arbeitsgruppe der Alpenländer zur Mastitisbekämpfung (Harmannsdorf 1991) illustr., 1 Faltplan, öS 88,—

Wieder einmal hat der verdiente Heimatforscher Franz Fux in Archiven geforscht und als Ergebnis ein Bändchen vorgelegt, welches sich mit der Geschichte des Schlosses Harmannsdorf am Manhartsberg und seiner Besitzer befaßt.

Anlaß für die Herausgabe dieser Schrift war die Einweihung der restaurierten Schloßkapelle im Juli 1991. Der Autor begann im Jänner 1991 mit der Erforschung der vor allem im NÖ Landesarchiv, aber auch im Haus-, Hof und Staatsarchiv sowie im Diözesanarchiv St. Pölten aufbewahrten Urkunden, die über die Geschichte des Schlosses Harmannsdorf Aufschlüsse geben. In der Einleitung befaßt sich Fux mit geographischen Angaben, aber auch mit der Aufzählung der Pfarren und der Katastralgemeinden der Marktgemeinde Burgschleinitz-Kühnring, zu welcher auch Harmannsdorf gehört.¹⁾ Im Anschluß daran widmet sich der Autor der Vor- und Frühgeschichte, wobei er sich allerdings nicht mit der Prähistorik, sondern mit urkundlichen Erstnennungen befaßt. Sehr ausführlich behandelt Fux die Besitzergeschichte des Schlosses, welche mit Daten aus dem „Maissauischen Lebensbuch“ aus der Zeit vor 1400 eingeleitet wird und alle Inhaber dieses Adelsitzes anführt.²⁾ Besondere Aufmerksamkeit wird den Besitzerfamilien Moser und Suttner gewidmet, unter denen auch große Umbauten am Schlosse vorgenommen wurden. Bei Abschnitt 6 der Besitzgeschichte wäre der Titel „Die nunmehrige Verwendung von Schloß und Meierhof“ zutreffender als „Die neuzeitliche Verwendung . . .“. Im Anschluß daran widmet sich der Verfasser der Beschreibung des Besitzes der Herrschaft Harmannsdorf um 1750 und schließlich dem Dorf und Gut Zogelsdorf, welches mit seinen Steinbrüchen bis zum Ende der Herrschaft ein wirtschaftliches Rückgrat von Harmannsdorf bildete. Auch hier werden die Besitzer des Schlosses seit dem Ende des 16. Jahrhunderts angeführt.³⁾ Die nächsten Kapitel sind der Pfarrgemeinde Reinprechtspölla und der Ortsgemeinde Harmannsdorf gewidmet. Im letzten Kapitel beschreibt der Autor die Beziehungen der wohl bekanntesten Mitbewohnerin von Schloß Harmannsdorf, nämlich Bertha von Suttner, zu Harmannsdorf.⁴⁾

Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis beschließt das Bändchen, welches trotz nur sechsmonatiger Arbeitszeit für den Verfasser, ein wichtiger Beitrag zur Heimatkunde dieses Gebietes ist.

Burghard Gaspar

¹⁾ Seite 10: zu den Katastralgemeinden der Großgemeinde Burgschleinitz-Kühnring gehört auch **Sonndorf**. Der Bürgermeister heißt **Leopold** Trauner.

²⁾ Seite 48: Die richtige Schreibweise lautet Bertha von Kinsky (Suttner), ebenso S. 49 und 83-85.
Seite 49: Die richtige Schreibweise lautet Henckel von Donnersmarck.
Seite 50: Der deutsche Großindustrielle hieß Hans Prym.

³⁾ Seite 64: Statt Eva Kommas muß es heißen Eva Komers.

⁴⁾ Seite 85: Bertha von Suttner bestattete die Urne mit der Asche Arthur Gundaccar von Suttners nicht im Gutsbereich von Harmannsdorf, sondern im Bereich des Gutes Zogelsdorf auf dem Sonnwendberg.

125 Jahre Gesang- und Musikverein Waidhofen an der Thaya (Waidhofen an der Thaya: Gesang- und Musikverein 1992) 84 Seiten mit vielen SW-Abbildungen, öS 50,—

Der traditionsreiche Gesang- und Musikverein Waidhofen an der Thaya, einer der ältesten Vereine der Stadt, wurde 1867, als die Ideen des Liberalismus zum Durchbruch kamen, als Männergesangverein gegründet. Schon 1887 erfolgte die Eingliederung eines Damenchores in den nunmehrigen

Gesangverein Waidhofen. 1900 wurde ein Hausorchester aufgestellt, 1917 eine Theatergesellschaft eingegliedert und 1951 schließlich das Vereinsblasorchester gegründet, wodurch sich der heutige Vereinsname erklärt.

Die von der Vereinschronistin Monika Öhlknecht erstellte Festschrift beinhaltet nach sieben Vorworten Funktionärs- und Mitgliederverzeichnisse, ehe auf S. 27 ein „Streifzug“ durch die Vereinschronik beginnt. Dabei liegt der Schwerpunkt der Darstellung mit vollem Recht auf der Schilderung der Ereignisse der vergangenen 25 Jahre. Die Texte sind durch sehr viele Fotos aufgelockert und ergeben so zusammen ein plastisches Bild von der erfolgreichen und vielfältigen Tätigkeit des Vereins.

Der Gesang- und Musikverein Waidhofen an der Thaya hat sich mit seiner Festschrift im Jubiläumsjahr 1992 ein schönes Geschenk bereitet.

Harald Hitz

Reflex. Unabhängige Zeitschrift für die Region Allentsteig Nr. 7 (Allentsteig: Verein Information Waldviertel Sommer 1992) 32 Seiten, öS 25,—

Bestelladresse: 3804 Allentsteig, Postfach 7

Reflex, eine unabhängige Zeitschrift Allentsteiger Bürger und Bürgerinnen (siehe Rezension in dieser Zeitschrift 1991, Heft 4, S. 391), meldet sich mit Heft 7 wieder kräftig zu Wort.

Im Anschluß an die Thematik des Heftes 6 wird im Beitrag „Putsch oder Aufbruch“ ein bedrückendes Bild von der Situation im Truppenübungsplatz (dubiose Experimente mit Phosphor usw.?) gezeichnet. Zwei weitere Beiträge suchen nach Alternativen: Der Allentsteiger Arzt Dr. Kastner stellt unter dem Titel „Eine Kathedrale statt Kanonen“ eine „Therapie“ für Allentsteig (z. B. eine überkonfessionelle Kirche in Strones zu erbauen, wo Hitlers Vater geboren wurde); auf den Seiten 28/29 wird ein Plan für einen „Nationalpark Allentsteig“ (mit Karte) veröffentlicht.

Ausführlich und ohne Beschönigung nimmt Pfarrer Johannes Müller zur unglaublichen Tatsache Stellung, daß der Friedhof von Groß-Poppen, wo 4308 Menschen bestattet sind, noch immer Hauptzielraum bei Schießübungen des österreichischen Bundesheeres ist!

Der historische Beitrag stammt vom bekannten Leiter des Gföhler Stadtarchivs HOL Paul Ney, der im Zusammenhang mit seinen Vorfahren in Allentsteig über die „Meierhofverwalter anno 1654“ berichtet. Zusätzlich finden sich mehrere kleine Artikel.

„Reflex“ stellt einen wichtigen Bestandteil der Waldviertler Presselandschaft dar, weil darin Äußerungen der Bevölkerung „von unten“ vorkommen, die in anderen Medien fehlen.

Harald Hitz

Sidonius Kysely, **Blaugelber Literaturbogen von Frau Ava bis heute.** Bio-Bibliographie über neun Jahrhunderte in Melk und Umgebung (Anthologie) (Melk: Selbstverlag 1991) 355 Seiten, zahlreiche Faksimilewiedergaben und Abbildungen, öS 270,—

Bestelladresse: Sidonius Kysely, 3390 Melk, Weidinger Straße 4.

In dieser Anthologie wird dem Leser ein eindrucksvoller Überblick über die gesamte literarische Überlieferung im betreffenden Raum in Form von Leseproben und jeweils begleitet von einem biographischen Abriss geboten.

Das Werk ist in seiner Art selten und könnte beispielgebend wirken, wenn nicht einige Schwachpunkte offensichtlich wären, die eine spätere Auflage tilgen und diesem Buch nacheifernde Herausgeber von vornherein vermeiden könnten: 1. die mangelnde wissenschaftliche Durchdringung, 2. die zum Teil mangelhafte Qualität und Präsentation der Faksimilewiedergaben, 3. die gut gemeinte, jedoch unzureichende Bibliographie.

Ad 1: Gerade im Bereich mittelalterlicher Überlieferung, welcher sich eine hochspezialisierte Fachwissenschaft angenommen hat, ist es für einen fachfremden Interessenten sicherlich nicht leicht, Verwechslungen zu vermeiden und stets auf dem aktuellen Stand der Forschung zu operieren. Der Herausgeber hätte gut daran getan, in diesem Bereich einen germanistischen Mediävisten zu kontak-

tieren. So aber kam es zu Vereinfachungen komplexer geistesgeschichtlicher Entwicklungen (in den „Vorbemerkungen des Herausgebers“) sowie zu Verwechslungen (der Autor von „Heinrichs Litanei“ ist nicht mit dem sogenannten Heinrich „von Melk“ identisch [S. 25/26]).

Ad 2: Bei offensichtlich mangelhafter Qualität der Druckvorlagen wäre eine neuere Transkription zu empfehlen. Ferner ist nach der Sinnfälligkeit faksimilierter Werke in ihrer handschriftlich überlieferten Form zu fragen, wenn sie nicht von Transkriptionen zur Gegenprobe anstatt von Übersetzungen begleitet sind (diese machen die seitenweise gebrachten Faksimiliewiedergaben dann genaugenommen überflüssig). Zuletzt müßten die Bildunterschriften in einzelnen Fällen präzisiert werden, so etwa im Fall des als solchen nicht ausgewiesenen Kodex 1501 der Grazer Universitätsbibliothek (S. 25). Wenn eine Handschrift in Faksimile wiedergegeben wird, müßte nach Ansicht des Rezensenten dann auch eine anständige Nennung des jeweiligen Kodex erfolgen.

Ad 3: Einem Werk wie diesem, welches, wie anzunehmen ist, weitere Kreise der interessierten Bevölkerung erreichen soll, müßte nicht nur eine dem aktuellen Stand der wissenschaftlichen Forschung entsprechende, sondern auch deren Publikationen einwandfrei zitierende Bibliographie angeschlossen sein. Aber auch damit sollte man sich, so empfiehlt der Rezensent, nicht begnügen; vielmehr könnte, dem populären, fachlich allerdings fundierten Anspruch einer solchen Publikation entsprechend, eine kommentierte Bibliographie zum „Schnuppern“ für näher Interessierte erarbeitet werden, welche einer solchen Anthologie erst die allerletzte Vollendung zu geben imstande wäre.

Der Rezensent ersucht, seine Kritikpunkte nur als Empfehlungen zu betrachten, und hofft, daß dieser wertvollen Anthologie noch viele vergleichbare folgen werden. *Ralph Andraschek-Holzer*

Martina Pippal, Die Pfarrkirche von Schöngrabern. Eine ikonologische Untersuchung ihrer Apsisreliefs (=Österreichische Akademie der Wissenschaften, Veröffentlichungen der Kommission für Kunstgeschichte Band 1, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1991) 88 Seiten, 69 Schwarz-Weiß-Abbildungen, öS 280,—

Die von „Insidern“ mit Spannung erwartete Gesamtinterpretation der Schöngraberner Apsisreliefs liegt nun vor. Um es in aller Kürze zu sagen: Der Leser wird nicht enttäuscht. Die Autorin, eine bekannte Spezialistin auf dem Gebiet der mittelalterlichen Kunstgeschichte, hat sich freilich nicht zum Ziel gesetzt, alle im Zusammenhang mit diesem komplexen Kunstwerk auftauchenden wissenschaftlichen Probleme einer Lösung zuzuführen — diese harren künftiger Spezialuntersuchungen —, doch ist es ihr in souveräner und überzeugender Weise gelungen, Aspekte in die wissenschaftliche Literatur einzuführen, welche bisher kaum oder gar nicht beachtet wurden. Jedenfalls scheint damit, betrachtet man die Schöngrabern-Literatur der letzten zehn Jahre, ein gewisser Höhepunkt in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Schöngrabern erreicht zu sein, und nicht nur in qualitativer Hinsicht.

Beispielweise kreisen Pippals Überlegungen um die erschließbare Intention des Programmautors, die für die ikonographische Evidenz der Einzeldarstellungen verantwortlich gewesen ist, eine Intention, die sich zum Ziel gesetzt hat, „die von der Exegese an einer Schriftstelle konstatierte Mehrschichtigkeit zu veranschaulichen“ (S. 24/26), folglich sind hier mehrere Sinnebenen zum Zweck visueller Exegese in die bildliche Darstellung mit eingebracht worden. Dabei spielte der historische Sinn eine untergeordnete Rolle im Rahmen des Gesamtprogramms, weshalb Pippal die populär gewordene Bezeichnung der Apsis als „Steinerne Bibel“ aufgrund der gemeinsamen Konstitution einer Ordnung durch Architektur, Bauplastik und Skulptur durch die Bezeichnung „Summa“ ersetzt wissen möchte.

Folgendes zum Formalen: Die zuletzt angeschlossenen Bibliographien (die zweite umfaßt die abgekürzt zitierte Literatur) enthalten nicht alle im Anmerkungsapparat angeführten Literaturzitate (was übrigens an keiner Stelle deklariert wird); es empfiehlt sich daher für künftige Arbeiten in dieser neuen Publikationsreihe, innerhalb des Anmerkungsapparats mit Querverweisen zu arbeiten. Großes Lob verdient die augenfreundliche Drucktype.

Ralph Andraschek-Holzer

Emil Puffer, **Zlabings**. Kurzgefaßte Geschichte — Sehenswürdigkeiten (Linz: Eigenverlag 1992)
20 Seiten, öS 15,—
Bestelladresse: 4040 Linz, Prandtauerstraße 13

Dieses Büchlein stellt eine willkommene Ergänzung der sonst recht spärlich vorhandenen neueren Publikationen über die Kunst- und Kulturdenkmäler der Tschechoslowakei dar.

Einem kurzen geschichtlichen und wirtschaftlichen Überblick über Region und Stadt folgt die kunsthistorische Beschreibung der Baudenkmäler. Dabei ist zuerst etwas über die Stadtbefestigung zu lesen, von der noch Mauer- und Turmreste erhalten sind, ebenso zwei Stadttore. Dann folgen die Sakralbauten, immerhin drei Kirchen und zwei Kapellen; anschließend wird ein genauer Überblick über die sehr sehenswerten Renaissancehäuser geboten, die durchwegs aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen und bemerkenswerte baukünstlerische Merkmale aufweisen. Die Fassaden sind zum Teil mit Sgraffiti verziert, man findet Laubengänge; die eigentliche Besonderheit von Zlabings sind die Erdgeschoßhallen mit ihren Diamantgewölben.

Meine Hauptkritik richtet sich gegen den Stadtplan: Warum mußte man hier einen aus 1828 verwenden, noch dazu ohne genaue Straßenbezeichnungen (ein Plan wie dieser setzt Ortskenntnis voraus)?

Weiters fehlen Angaben über die Bevölkerungsstatistik vor/nach 1918/1945 und Hinweise auf bestimmte Ereignisse der Zeitgeschichte, die auch Zlabings zum Schauplatz hatten, wie etwa die Kämpfe zwischen österreichischem und tschechischem Militär Ende 1918.

Wolfgang Andraschek jun.

Franz Binder (Red.), **Vitis — unsere Heimat**. Ausgabe 1991 (Marktgemeinde Vitis: 3902 Vitis, Hauptplatz 16) 60 Seiten, öS 50,—

Mit dem vorliegenden Heft (Ausgabe 1991) ist die vierte Ausgabe der seit 1988 von der Marktgemeinde Vitis jährlich herausgegebenen Kulturzeitschrift „Vitis — unsere Heimat“ erschienen.

Wie man dem Vorwort entnehmen kann, spricht die vor vier Jahren gesetzte Initiative, Vergangenheit und Gegenwart der Orte des Gemeindegebietes von Vitis zu erforschen und aufzuarbeiten, eine immer größer werdende Zahl interessierter Menschen an.

Schließlich stellen die hier gesammelten Beiträge die Vorarbeit für ein Heimatbuch von Vitis dar, das im Jahr 2000 erscheinen soll.

Der Inhalt des oben zitierten Heftes:

Franz Binder, Eine Häuserzählung vor 400 Jahren
Josef Marksteiner, Von der Petroleumlampe zur Vollelektrifizierung
Josef Ströbinger, Geschichte der Schule Vitis (4. Teil)
Franziska Necker-Bouché, Mein Schulweg
Johann König, Die Wetterstation Vitis im Jahr 1990
Franz Langer, Beschauliches Vitis
Erwin Hans Klein, Aus dem Marktgemeindearchiv
Martha Weber, Frauen erzählen Lebensgeschichte
Franz Marek, Damals in der Zeitung
Franz Binder, Vergessene Literatur aus dem Raum Vitis
Ludmilla Stangl, s'Erntedonkfest
Walter Brunner, Vitis-Gadorf — Hausnumerierung
Irmtraud Berger, Alte Rezepte aus Omas Kochbuch
Gerhard Hofmann, Vitiser Kinda (Vierzeiler).

Eine weitere Nummer der Zeitschrift, die dem gesteckten Ziel (Heimatbuch von Vitis) gerecht wird.

Rudolf Malli

Christine Nöstlinger, **Salut für Mama**. Mit Illustrationen von Christiana Nöstlinger (St. Pölten — Wien: Verlag Niederösterreichisches Pressehaus 1992) 128 Seiten, öS 188,—

Schlägt man das Buch auf, meint man eine Fortsetzung von „Streifenpullis stapelweise“ vor sich zu haben, lediglich begrenzt auf das Thema Mutter und Haushalt. Denn wieder handelt es sich um pointierte, leicht lesbare Glossen — insgesamt 50 an der Zahl. Doch „Salut für Mama“ ist anders. Bald merkt man nämlich, daß es sich hier nicht nur um geistreiche Unterhaltung handelt, sondern um einen feministisch angehauchten psychologischen Ratgeber, freilich so anmutig verpackt, daß man die Absicht kaum merkt. Gelegentlich freilich rutschen schon diesbezügliche Fachausdrücke in den Text. „Jetzt, wo ich Ihnen das so schön fachsprachlich erklärt habe . . .“, heißt es dann etwa auf Seite 48. Und von dieser Seite 48 an weiß man auch sicher, was man schon vorher unbewußt gefühlt, es sich aber nicht zuzugeben getraut hat: „Salut für Mama“ ist ein Frauenbuch, von einer streßgeplagten Frau geschrieben für streßgeplagte Frauen. Denn von da an heißt es: „Und Sie, geneigte Leserin“ oder „Liebe und wer te Taferlkläßler-Mamas“.

Zur Hebung des Selbstbewußtseins wird den „geneigten Leserinnen“ zuerst einmal vor Augen geführt, wie toll sie mit all den familiären Belastungen fertig werden, mit dem Kochen, Putzen, Kleiderreparieren und dem Kindererziehen vor allem. Die dabei durchdringende Selbstironie verschafft der stolzen Bilanz erst recht ihre Wirkung. Und unbemerkt und unaufdringlich tauchen Ratschläge auf, wie man es machen sollte oder könnte, ganz besonders beim Fertigwerden mit dem „Kindersägen“. Doch steht bei der erfahrenen und belesenen Autorin dabei immer der Hausverstand Pate, und die Oxforder Psychologen, die festgestellt zu haben glauben, daß Brutalität auf dem Fernsehschirm den Kindern keineswegs schade, da sie diese „einfach lustig“ fänden, bekommen die Ironie der Nöstlinger ganz schön zu spüren. Doch auch die Intoleranz Jugendlichen gegenüber kommt an den Pranger („Mordgelüste wegen ein paar Klamotten“). Und in „Faxen und Flausen“ wird grundsätzlich, wenn aufgezeigt wird, daß „große Teile der ‚heutigen‘ Elterngeneration als ‚Ideal‘ für ihren Nachwuchs nur die fügsame Einordnung in das Streben nach materiellen Gütern sehen und bloß vergrämt sind, daß dem Jungvolk, von Geburt an Wohlstand gewöhnt, dieser kein ‚Ideal‘ mehr ist“ (S. 72).

Aber nicht nur mit den Kindern kann es Schwierigkeiten geben, auch mit Freundinnen und Bekannten. Soll man der Fufi nun sagen, daß ihr Mann gar nicht jeden Abend schwer arbeitend im Büro sitzt, weil man ihn in einem Lokal „in turtelndem Gespräch mit der Barfrau“ gesehen hat, und daß die Tochter „nicht genehmigte erotische Beziehungen unterhält“ (S. 103), oder nicht?

Das Hauptproblem jedoch ist immer der Ehemann. Daß Hausarbeit auch Männersache sein kann, hat sich nämlich noch nicht überall herumgesprochen, auch wenn sich die „neuen Väter“, die mit dem Kinderwagen fahren, Breichen verfüttern sowie Babies baden und wickeln, — wie Christine Nöstlinger ironisch schreibt — „im letzten Jahrzehnt von einer vernachlässigten zu einer recht beachtlichen Minderheit gemauert“ haben (S. 111).

Dies alles wird ohne boshafte oder gar gehässige Attacken auf die Männerwelt in einer leicht lesbaren Form angedeutet. Auch wenn einmal das Wort „indoktriniert“ fällt, hier wird nicht ideologisch belehrt, sondern einfach glossiert, um zum Nachdenken anzuregen. Etwas aus dem Rahmen fällt lediglich das Abschlußkapitel „Unsere Sprache ist frauenfeindlich“, wo von der „Befreiung der Frauen“ die Rede ist (S. 126). Hier geht die Selbstironie so weit, daß es schon wieder todernst klingt. Um solcher Parolen willen wird sich keine vernünftige Hausfrau das Buch kaufen. Doch dürfte dies die Autorin selbst gespürt haben, denn sie schließt das Kapitel und das Buch mit einem skeptischen „Oder?“

Die Nöstlinger-Fans werden wieder begeistert sein. Viele Frauen werden „Salut für Mama“ mit Genuß lesen. Und wenn gelegentlich auch ein Mann hineinschaut, kann es für den Hausseggen nur von Nutzen sein.

P. S.: Daß Christine Nöstlinger abwechselnd in Wien und im Waldviertel lebt, ist bekannt. Daß es aber im Klappentext eigens hervorgehoben wird, soll in dieser Zeitschrift nicht unerwähnt bleiben.

Anton Pontesegger

Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes

Jahreshauptversammlung des Waldviertler Heimatbundes 1992 in Waidhofen an der Thaya

Die diesjährige Jahreshauptversammlung des WHB fand am Sonntag, dem 31. Mai 1992, um 10 Uhr in der Waldviertler Sparkasse, Hauptplatz 22, in Waidhofen an der Thaya statt.

1. Bericht des Präsidenten über das Vereinsjahr 1991 und Vorschau auf das Jahr 1992

Der Präsident des Waldviertler Heimatbundes, Prof. Dr. Erich Rabl, begrüßt um 10 Uhr die erschienenen Mitglieder, stellt fest, daß das für die Beschlußfähigkeit notwendige Drittel der Vereinsmitglieder nicht anwesend ist, und verschiebt den Beginn statutengemäß auf 10.30 Uhr. Nach der Eröffnung um 10.30 Uhr weist der Präsident darauf hin, daß 1986 die letzte Jahreshauptversammlung in Waidhofen an der Thaya stattgefunden hat.

Seit der letzten Jahreshauptversammlung des WHB am 5. Mai 1991 in Pöggstall hat es zwei Vorstandssitzungen gegeben, nämlich am 20. September 1991 im Höbarthmuseum in Horn und am 31. Jänner 1992 im Heimatmuseum in Waidhofen an der Thaya.

Im Mittelpunkt der Tätigkeit des WHB stand wie immer die Herausgabe der Zeitschrift „Das Waldviertel“. Der Jahrgang 1991 umfaßte 396 Seiten und ist damit der umfangreichste Band seit dem Bestehen der Zeitschrift. Der Präsident gibt noch einmal einen Rückblick auf dessen Inhalt sowie eine Vorschau auf die Hefte des Jahrganges 1992.

Erfreulicherweise sind der Redaktion zahlreiche Artikel vorgelegt worden, die aus Platzmangel erst im Laufe der Zeit erscheinen können.

Auf der Jahreshauptversammlung 1991 wurde Dr. Harald Hitz ab Band 34 der Schriftenreihe zu deren Herausgeber bestellt. 1991 erschienen zwei Bände, nämlich „Spinnen-Spulen-Weben“, herausgegeben von Andrea Komlosy, und „Plötzlich waren sie alle weg“ von Robert Streibel. Das Manuskript von Band 31 „Das Jahr 1945 im Bezirk Horn“ von Maria Bitter liegt bereits vor, der Band soll bald erscheinen.

Weiters berichtet der Präsident, daß die Aufarbeitung der Waldviertel-Bibliothek noch nicht abgeschlossen ist. Für diese Bibliothek wurde aus dem Nachlaß von Volkmar Köllner aus Schlitz (BRD) eine Sammlung von Berichten über die Glasmeister übermittelt. Reg.-Rat Dr. Franz Trischler, der wegen eines Kuraufenthaltes an der Teilnahme an der Jahreshauptversammlung verhindert ist, ersucht um Hinweis auf den „Walther von der Vogelweide-Wandertag“ am 29. August.

2. Bericht über die Schriftenreihe des WHB

Der Herausgeber der Schriftenreihe des WHB, Prof. Dr. Harald Hitz, berichtet, daß Band 34 „Johann Georg Grasel. Räuber ohne Grenzen“ in Druck ist und am 12. September 1992 im Höbarthmuseum in Horn präsentiert werden wird. Band 35 „Das Jahr 1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya“ von Christoph Schadauer wurde vorgezogen und kann dank der großzügigen Unterstützung aus dem Jubiläumsfonds der „Waldviertler Sparkasse von 1842“ heute hier präsentiert werden. Der Band 36 der Schriftenreihe wird als Symposionsband 1992 über Aspekte eines Jahrtausends „gemeinsamer Geschichte“ in Südböhmen, Südmähren, im Mühl-, Wald- und Weinviertel berichten.

Der Präsident dankt dem Herausgeber der Schriftenreihe, Dr. Harald Hitz, für seinen Tätigkeitsbericht.

3. Finanzreferent Prof. Mag. Rudolf Malli gibt den Rechnungsabschluß für 1991 bekannt:

Demnach stehen Einnahmen von 589 312,22 Schilling, Ausgaben von 490 968,07 Schilling gegenüber. Daraus folgt ein Zugang von 98 344,15 Schilling zur Gebarungsreserve.

Jahresausgaben und -einnahmen 1991

Einnahmen:		Ausgaben:	
Mitgliedsbeiträge	316 842,—	Druck der Zeitschrift	369 021,95
Subventionen und Spenden	110 000,—	Druck der Schriftenreihe	73 525,—
Inserate	12 250,—	Vorträge, Werbung etc.	1 102,80
Schriftenreihe und Einzelhefte	105 142,60	Verwaltungsaufwand	
Zinsen für 1990	45 077,62	(einschließlich Portokosten	
Summe der Einnahmen	589 312,22	für den Versand)	35 256,78
		Bankspesen	2 945,30
		Waldviertel-Bibliothek	9 116,24
		Summe der Ausgaben	490 968,07
		Zugang zur Gebarungsreserve	98 344,15

Bezüglich des Voranschlages für 1992 erwartet Mag. Malli an Einnahmen 525 000 Schilling, an Ausgaben jedoch 788 000 Schilling. Die Differenz muß aus den Rücklagen genommen werden, ebenso die Kosten für das heurige Symposium.

Der Präsident dankt den beiden Finanzreferenten, Mag. Malli und Mag. Fenz, für ihre mühevolle Arbeit. Mag. Malli stellt den Antrag, den Mitgliedsbeitrag bei 275 Schilling zu belassen. Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

Über die Mitgliederbewegung gibt Mag. Malli folgendes bekannt: Seit 1985 ist der Mitgliederstand von 874 auf 1023 (Stand am 31. Dezember 1991) gestiegen. Er dankt auch den vielen Mitgliedern, die den Mitgliedsbeitrag auf 300 Schilling aufrunden bzw. zusätzliche Spenden geben.

4. Bericht über die Rechnungsprüfung und Entlastung der Finanzreferenten

Dr. Harald Hitz spricht in seinem aber auch im Namen des zweiten Rechnungsprüfers Gerhard Grassinger und stellt fest, daß die Buchführung für richtig und in Ordnung befunden worden ist. Er stellt daher den Antrag auf Entlastung der Rechnungsprüfer. Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

5. Neuwahlen der Rechnungsprüfer

Gerhard Grassinger und HOL Friedel Moll werden einstimmig zu Rechnungsprüfern gewählt.

Ehrenpräsident Dr. Berthold Weinrich wird nach § 19 der Satzungen zum Vorsitzenden eines Schiedsgerichts gewählt (eine Enthaltung).

6. Bericht über die Vorbereitungen des Symposiums „Kontakte und Konflikte. Aspekte eines Jahrtausends ‚gemeinsamer Geschichte‘ in Südböhmen, Südmähren, im Mühl-, Wald- und Weinviertel“ vom 24. bis 26. Oktober in Zwettl

Vizepräsident Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer spricht über die Vorgeschichte zu diesem Symposium und berichtet, daß die Initiative zur Verbindung zwischen tschechischen und österreichischen Historikern von Dr. Jifí Koralka (Prag) und Univ.-Prof. Dr. Hanns Haas (Salzburg) ausgegangen sei. Dr. Winkelbauer verweist auf das vorhandene Tagungsprogramm, welches sich mit „Kontakten und Konflikten“ vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart befaßt, die von zahlreichen wissenschaftlichen Referenten diesseits und jenseits der Grenze dargestellt und diskutiert werden.

Präsident Dr. Rabl dankt Dr. Thomas Winkelbauer für die wissenschaftliche Leitung des Symposiums und Brigitte Prinz und Friedel Moll für die Organisationsvorbereitungen.

7. Beschlußfassung über eingebrachte Anträge

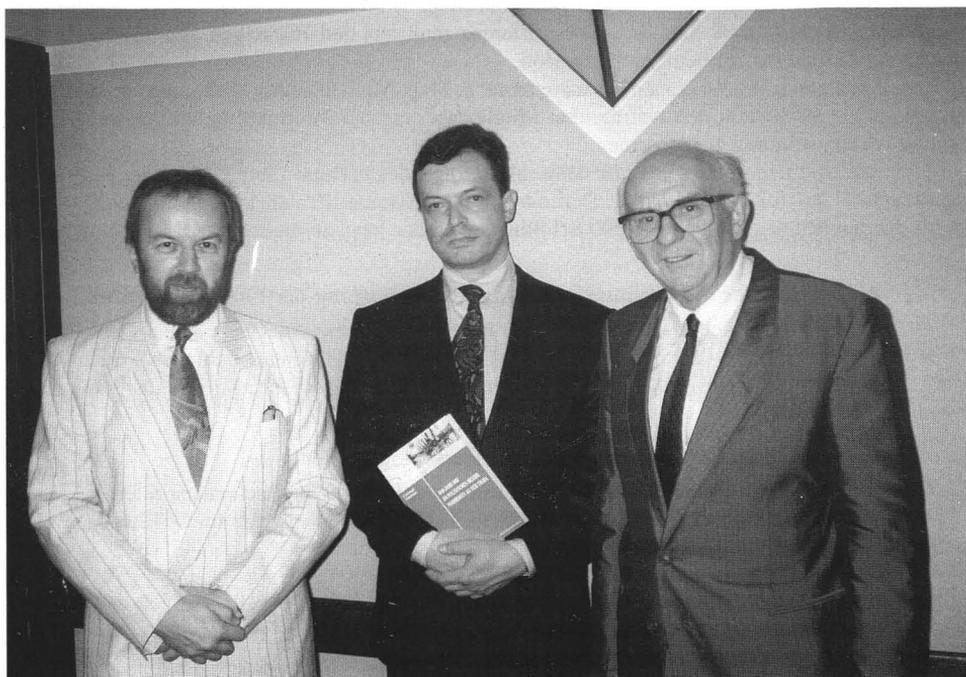
Da keine Anträge eingebracht wurden, entfällt dieser Punkt.

8. Allfälliges

Ehrenpräsident Dr. Berthold Weinrich dankt dem Präsidenten Dr. Erich Rabl und dem Vizepräsidenten Dr. Thomas Winkelbauer für die Vorbereitung des Symposiums 1992, die viel Arbeit und Mühe erfordert hat, jedoch für die Aufarbeitung der Geschichte sehr bedeutungsvoll ist.

Präsident Dr. Erich Rabl schließt um 11.30 Uhr die Jahreshauptversammlung 1992 und verweist noch auf den Festvortrag des bekannten niederösterreichischen Landeshistorikers Univ.-Prof. Dr. Karl Gutkas um 14 Uhr zum Thema „Heimatsforschung heute — Aufgaben und Probleme“ sowie auf die daran anschließende Präsentation des Buches „Das Jahr 1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya“ von Christoph Schadauer.

Burghard Gaspar



Buchpräsentation in der Waldviertler Sparkasse in Waidhofen an der Thaya.
Hofrat Univ.-Prof. Dr. Karl Gutkas (rechts), Buchautor Christoph Schadauer (Bildmitte)
und Prof. Dr. Harald Hitz, der Herausgeber der Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes.

(Foto: Erich Rabl)

SCHRIFTENREIHE DES WALDVIERTLER HEIMATBUNDES

(Lieferbare Bände)

- Band 22: **Sepp Koppensteiner**: Rund um den Nebelstein. Besinnliche und heitere Geschichten aus dem Oberen Waldviertel (1978) 119 Seiten öS 50,—
- Band 26: **Walter Pongratz**: Die ältesten Waldviertler Familiennamen (1986) 204 Seiten öS 195,—
- Band 27: **Renate Seebauer**: Ortsgeschichte von Mahreisdorf (1986) 64 Seiten öS 50,—
- Band 28: **Robert Kurij**: Nationalsozialismus und Widerstand im Waldviertel (1987) 248 Seiten; Sonderpreis öS 40,—
- Band 29: **Ulrike Kerschbaum/Erich Rabl (Hg.)**: Heimatforschung heute. Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn (1988) 196 Seiten öS 195,—
- Band 30: **Friedrich Polleroß (Hg.)**: 1938. Davor — Danach. Beiträge zur Zeitgeschichte des Waldviertels (Zweite, ergänzte Auflage 1989) 400 Seiten öS 180,—
- Band 31: **Maria Bitter**: Das Jahr 1945 im Bezirk Horn (Erscheint 1992/93) Vorbestellpreis öS 100,—, später ca. öS 135,—
- Band 32: **Andrea Komlosy (Hg.)**: Spinnen — Spulen — Weben. Leben und Arbeiten im Waldviertel und in anderen ländlichen Regionen (1991) 152 Seiten öS 135,—
- Band 33: **Robert Streibel**: Plötzlich waren sie alle weg. Die Juden der „Gauhauptstadt Krems“ und ihre Mitbürger (1991) 295 Seiten öS 298,—
- Band 34: **Harald Hitz (Hg.)**: Johann Georg Grasel. Räuber ohne Grenzen (1992) 136 Seiten öS 120,—
- Band 35: **Christoph Schadauer**: Das Jahr 1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya (1992) 320 Seiten öS 195,—
- Eduard Kranner**: Ulrich von Sachsendorf. Ein höfischer Minnesänger im babenbergischen Österreich (2. Aufl. 1977) 109 Seiten öS 70,—



NEUERSCHEINUNG 1992

Christoph Schadauer

Das Jahr 1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya

Mit einem Vorwort von Karl Gutkas
und einem Literaturüberblick von Harald Hitz

Schriftenreihe des WHB Band 35, 320 Seiten mit 77 Abbildungen

Preis: S 195,—

Bestelladresse: WHB, A-3580 Horn, Postfach 100

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

Mag. Ralph Andraschek-Holzer, 3580 Horn, Weinmanngasse 6
Wolfgang Andraschek jun., 3580 Horn, Raiffeisenstraße 9
Univ.-Doz. Dr. Bertrand Michael Buchmann, 1040 Wien, Wiedner Hauptstraße 40/41
Prof. Mag. Oswald Eschelmüller, 3753 Raisdorf 36
Prof. Mag. Johann Fenz, 3580 Horn, Kristgasse 18
OSR Franz Fraißl, 3851 Kautzen, Illmauer Straße 43
HS-Dir. Hans Frühwirth, 3500 Krems, Kremstalstraße 58
Sparkassen-Dir. Eduard Führer, 3830 Waidhofen an der Thaya, Hans Wagner-Straße 7
Dr. Anna Gasser, Österreichisches Archäologisches Institut, 1190 Wien, Franz Klein-Gasse 1
VS-Dir. Burghard Gaspar, 3730 Grafenberg 63
Gerhard Grassinger, FI der Bezirkshauptmannschaft Horn, 3753 Dallein 29
cand. phil. Monika Griebel, 1150 Wien, Sechshausenstraße 11/28
Edith Hahn, 3822 Karlstein an der Thaya, Griesbach 36
Prof. Dr. Harald Hitz, 3830 Waidhofen an der Thaya, Kroppusstraße 9
Gymnasialdirektor i. R. Hofrat Dr. Hans Kapitan, 3500 Krems, Dr. Gschmeidler-Straße 10
Prof. Mag. Rudolf Malli, 3721 Limberg, Kleinstraße 5
HOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63
Prof. Mag. Norbert Müllauer, 3910 Zwettl, Dr. Franz Weismann-Straße 26
HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 238
Universitätslektor Dr. Friedrich Polleroß, 1200 Wien, Klosterneuburger Straße 60/20
OSTR. Dr. Anton Pontesegger, 3331 Kematen a. d. Ybbs, Gleiß, Waidhofner Straße 2
Prof. Dr. Herbert Puschnik, 3580 Horn, Raiffeisenstraße 36
Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15
cand. phil. Peter Ramsil, 1200 Wien, Engelsplatz 9/12/16
Superintendent Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, 7000 Eisenstadt, Bergstraße 16
cand. phil. Wolfgang Schausberger, 1180 Wien, Gentzgasse 64
Prof. Mag. Norbert Silberbauer, 3573 Rosenberg, Etmannsdorf 8
Dr. Bohumír Smutny, Leiter der 2. Abteilung des Mährischen Landesarchives, ČS 656 01 Brno,
Halasovo náměstí 1
Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Institut für österreichische Geschichtsforschung, 1010 Wien,
Lueger-Ring 1

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Haberl jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund“ bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der -denkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

Vorstand: Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. 2. Vizepräsident: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Gleiß.

Redaktion: Mag. Ralph Andraschek-Holzer, Horn; Dr. Anton Pontesegger, Gleiß; Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla; Dr. Erich Rabl, Horn und Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. Mitarbeiter der Kulturberichte: Bezirk Gmünd: Edith Hahn, Griesbach. Bezirk Horn: Gerhard Grassinger, Dallein. Bezirk Krems: HS-Dir. Hans Frühwirth, Krems. Bezirk Melk: HOL Herbert Neidhart, Pöggstall. Bezirk Waidhofen an der Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen. Bezirk Zwettl: HOL Friedel Moll, Zwettl.

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), 3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 029 82/3991 (Dr. Rabl).

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), 3580 Horn.

Satz+Druck: Malek Druck GesmbH, 3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung.

ISSN 0259-8957

Wir fördern Kultur



Waldviertler

Sparkasse von 1842

Waidhofen · Litschau · Raabs
Dobersberg · Vitis · Kautzen

150 Jahre

1862



1992

**Seit 130 Jahren Ihr Partner
in allen Geldangelegenheiten.**

**Auf weiterhin gute Zusammenarbeit zum Wohle
unserer Region.**

Sparkasse Horn AG

Geschäftsstellen in:



**Gars am Kamp, Drosendorf,
Irnfritz und Weitersfeld**

